Zeitschrift: Beiheft zum Bündner Monatsblatt

Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung

Band: 5 (1997)

Artikel: Hotels und Dörfer : oberengadiner Hotellerie und Bevölkerung in der Zwischenkriegszeit

Autor: Kessler, Daniel

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-821088

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Daniel Kessler

Hotels und Dörfer

Oberengadiner Hotellerie und Bevölkerung in der Zwischenkriegszeit

Beiheft Nr. 5
zum Bündner Monatsblatt

Daniel Kessler – Hotels und Dörfer

Daniel Kessler

Hotels und Dörfer

Oberengadiner Hotellerie und Bevölkerung in der Zwischenkriegszeit

Die Herausgeber danken für finanzielle Beiträge an die Drucklegung
– der Regierung des Kantons Graubünden
– der Gemeinde St. Moritz
– der Graubündner Kantonalbank

© Verein für Bündner Kulturforschung, Chur 1997
Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung
Verlag: Bündner Monatsblatt, Chur
Satz, Umschlag: Valerio Zanetti
Druck: Casanova Druck AG, Chur
ISBN: 3-905241-71-4

Inhaltsverzeichnis

Gian Marchet Colani im Film: Eine kritisierte Darstellung des Engadins 7

Zur Einführung *11*

Die Bedeutung des Tourismus im Oberengadin 13; *Bevölkerungszahlen 14; Hotelbetten 17; Kapitalien 19; Hoteliers und Frauen 23; Gewerbetreibende und Angestellte 25; Bauern 26; Lebenshaltungskosten 29; Politik 32; Integration 35;*

I. Transport und Energieproduktion *39*

Transport *40*

Automobilverkehr 43; *Abstimmungen 44; Einschränkungen 51; Vekehrs- und Gästestatistiken 57;*

Fuhrhaltereien 61; *Reglementierungen 62; Arbeitsbedingungen 64; Modernisierungen 69;*

Neue Kommunikationsmittel 74; *Bergbahnen und Skilifte 74; Flugzeuge 79; Telephonapparate 81;*

Energieproduktion *83*

Silserseekraftwerkprojekte 83; *Legitimationen 87; 'Industrialisierung' 91;Öffentlichkeit 97; Entscheid und Nachspiele 101; St.Moritzer Strom 104;*

II. Lokale und regionale Politik *109*

Wahlen und Parteien 110; *Parteiung 110; Personen und Propaganda 115; Gewählte Gemeindebehörden 123; Kreiswahlen 129; Verfassungen 133;*

Schulprobleme 135; *Schulhäuser 136; Konfessionelles 140; Freizeit 142;*

III. Sozialer Alltag *149*

Mehrsprachigkeit 150; *Zahlen 151; Bewertungen 154; Politisierungen 160;*

Öffentlicher Raum 168; *Bauwesen 169; Museo Engiadinais 177; Begehbarkeit 185;*

Vereine und Veranstaltungen 192; *Sportvereine 193; Musik 200; Olympische Winterspiele 202; Unterhaltung 206; Folklore 215;*

Schluss *225*

Bibliographie *231*

Personenregister *237*

Gian Marchet Colani im Film: Eine kritisierte Darstellung des Engadins

‹Auf Einladung der 'Ladinia' versammelten sich donnerstags mittag etwa 30 Bündner Studenten, um gegen den schändlichen Film 'Der König der Bernina' nach dem Roman von J. C. Heer zu protestieren.

Der Film wurde in Hollywood gedreht, 'unsere' Berge sind aus Karton, unsere Häuser aus Holz und unsere Leute gleichen einer Bande von Tölpeln.

Am Abend gingen wir, von einer grossen Zahl Schweizer Studenten begleitet, ins Kino 'Capitol'. Als wir auf der Leinwand den amerikanischen 'Gian Marchet Colani' sahen, der von seinen Höhen in Alaska aus ein paar Holzhäuser betrachtete, die Pontresina repräsentieren sollten, im Hintergrund dieses trefflichen Portraits 'unsere' Berge aus Karton, da war der günstige Moment gekommen. Ein Student erhob sich und richtete einige feurige Worte an die Anwesenden. Mit dem Ruf 'Eviva l'Engiadina' bat er die Anwesenden, das Kino zu verlassen. Ein sehr lautes 'Bravo' unterbrach die Stille, gefolgt von Pfiffen, Schreien, Gestampfe, bis die Vorführung unterbrochen wurde. Dann gingen wir alle auf die Strasse, gefolgt von einem grossen Teil des Publikums. Draussen sangen wir Lieder und fuhren mit dem Lärm fort. Überall ertönte der Ruf 'Eviva la Grischa!'. Die Polizei erschien in Autos. Aber wir blieben dort, bis die schönen 'Schweizer', die noch im Kino geblieben waren, herauskamen, sie wurden mit Pfiffen und 'Pfuis' empfangen. Nachher marschierten wir in geschlossenen Reihen durch einen Teil der Stadt und zogen uns zurück. Am Freitag darauf besuchten wir den Direktor des 'Capitol', der uns versprach, dass der Film heute zum letzten Mal gezeigt würde. So erreichten wir unser Ziel.

Aber sollte der Film anderswo vorgeführt werden, sollte er auch dem gesamten Ausland diese Karikatur unserer Heimat zeigen? Nein! Hoffen wir, dass auch unsere Behörden sich mit dieser schändlichen Beleidigung unseres schönen Engadins befassen.›

So berichtete der Fögl d'Engiadina am 26. November 1929 dank einer Zuschrift über Ereignisse, die in Zürich stattgefunden hatten. Der Protest richtete sich gegen Bilder des Engadins, welche ihren Gegenstand in den Augen dieser Betrachter nicht adäquat wiedergaben. Die Organisation ladinischsprachiger Kommilitonen 'Ladinia' bediente sich Ausdrucksformen studentischen Ulks, ihre Reaktion ging gleichzeitig aber darüber hinaus. Weil die karikierte Heimat in ihrer Eigentlichkeit wiederhergestellt werden musste, war der Protest so laut, dass die Ordnungshüter auf den Plan traten, um den heimatschützerischen Impetus zu bremsen. Ob die Aktion eine Absetzung des Films bewirkte oder ob dieser ohnehin aus dem Programm genommen worden wäre,

bleibt allerdings unklar — und ist wohl auch weniger wichtig als die Störung der Vorstellung selbst.

Trotz seines episodischen Charakters weist der Protest mehrfache Bezüge zu den im folgenden behandelten Themen auf. So waren Film und Kino wichtige Vektoren der technischen Modernisierung, welche während der Zwischenkriegszeit vorangetrieben wurde und auch viele andere Kommunikationsmittel betraf: Radio, Telephon, Automobile und Flugzeuge sind Zeichen dieser gesellschaftlichen Veränderung. Und das junge Medium Film wurde im Engadin durchaus begrüsst. In St.Moritz und anderswo gezeigte Filme erfreuten Gäste und Einheimische gleichermassen. Aber gleichzeitig betonten sie die Unterschiede zwischen den beiden Gruppen von Kinobesuchern: die erste Vorführung eines Films in einem St.Moritzer Kinosaal war Touristen reserviert. Das Kino regulierte damit seit seinen Anfängen den Alltag der Engadiner Bevölkerung. Filme wurden übrigens im Engadin nicht nur gezeigt und sie nahmen sich engadinische Themen nicht bloss vor, das Tal gab auch den Drehort für verschiedene Produktionen ab, welche die Landschaft und die Hotellerie als prestigiöse Kulisse nutzten und mit deren Attraktivität für ihr europäisches Publikum rechneten. Das Kino und die anderen neuen Kommunikationstechniken steigerten den Energiebedarf so einschneidend, dass die Produktion von Elektrizität im Engadin zum Dauerthema wurde. Behandelt wurde es von politischen Gremien auf allen Ebenen der Gemeinden und der Region (sowie des Kantons und des Bundes). Auch an die im Zusammenhang mit der Stromproduktion ausgetragenen politischen Auseinandersetzungen erinnert die Zürcher Aktion der 'Ladinia'. Zum einen, weil es da ebenfalls um die Integrität engadinischer Landschaften ging. Zum anderen, weil die Mobilisierung der männlichen Einwohnerschaft von Gemeinden und Tal ein übliches Mittel zur Durchsetzung von Interessen war, die grosse Teile des Engadins in Gegensatz brachte zu einer anderen Region, zum Kanton oder zum Bund. In diesen Rahmen passen die 'schönen Schweizer', welche von den Demonstranten ausgepfiffen wurden. Das Zitat stellt einen Rückgriff auf die kantonale Geschichte dar und betont, dass Graubünden erst seit 1803 Teil der Eidgenossenschaft ist und ein Selbstverständnis aktivieren kann, dem die Abgrenzung von der Schweiz zuträglich ist. Gian Marchet Colani, der 'König der Bernina' und damit die Vorlage für den Film, ist eine historische Figur, aber er ist ebenso eine mythische, die ideale Vorstellungen von Jägertum, Männlichkeit und Liebe sowie alpiner Freiheit in sich vereint und ausserdem als Vorläufer des Tourismus gelten kann. Das historisch-biographische Lexikon der Schweiz weiss über den 1778 Geborenen, dass

‹er schon mit 19 Jahren der beste Schütze und Jäger des Engadins [war]; [er] lebte erst in Bevers und 1808 bis zu seinem Tode 4. VIII. 1837 in Pontresina als Büchsenmacher, Landwirt und Gastwirt. Er war ein Wohltäter der Armen, schoss mehrere Bären und über 2'700 Gemsen. Dass er fremde Jäger in seinem Jagdgebiet erschossen haben soll, ist ein falsches Gerücht ... Er ist auch das Urbild des Markus Paltram in J. C. Heers Roman 'Der König der Bernina'.› Im Ruf 'Eviva la Grischa' klingen diese Elemente bündnerischen Selbstverständnisses ebenfalls an. Darüberhinaus macht er die sprachliche Situation zum Thema. Kurz vor dem Zweiten Weltkrieg als Landessprache anerkannt, ist das Romanische im Oberengadin hinter dem Deutschen und dem Italienischen zeitweise die zahlenmässig bloss drittwichtigste Sprache, aber die einer oft privilegierten Minderheit. Das Ladin und sein Verhältnis zu den anderen im Tal vertretenen Sprachen war zusammen mit der Geschichte einer der Orientierungspunkte der regionalen Selbstdarstellung. In diese Reihe gehören auch die Landschaft und die Architektur, deren filmische Abbildung von der 'Ladinia' kritisiert wurde. Das Engadin war durch die amerikanische Verfilmung seiner landschaftlichen Unverwechselbarkeit beraubt. Und dass ihre Häuser im Film als Holzhütten dargestellt waren, rührte ganz besonders an den Stolz der Engadiner, die sich selbst als eine 'Bande von Tölpeln' ('üna banda da chocs') dargestellt sahen. Die Architektur war ein Merkmal des Tals, das weit über seine Grenzen hinaus erkannt und deshalb auch durch den Tourismus propagandistisch genutzt wurde.

Gerade den Fremdenverkehr sprach die Aktion der 'Ladinia' erstaunlicherweise nicht an. Ohne die touristische Bedeutung des Engadins hätte J.C. Heer aber sein Buch nicht geschrieben, hätten amerikanische Produzenten aus dem Stoff keinen Film gemacht (und wäre der Film auch nicht Anlass für einen Protest geworden). Und dennoch blieb der Tourismus im vorliegenden Zusammenhang unerwähnt. Dieser Tourismus bildet als seine wirtschaftliche Hauptspezialisierung jedoch genau die Perspektive, die üblicherweise jede öffentliche Rede über das Engadin orientiert. Bloss in der Befürchtung, der Film könnte ‹dem gesamten Ausland› gezeigt werden, steckt hier eine Anspielung auf den Fremdenverkehr: Wenn Hotelgäste das Engadin so falsch repräsentiert sehen, könnten sie — so die implizite Logik — von einer Reise nach Graubünden abgehalten werden. Erstaunlich ist die Ausblendung des Fremdenverkehrs aus der Kritik am Film 'Der König der Bernina' nur dann nicht, wenn angenommen wird, dass die jungen Engadiner in Zürich ganz selbstverständlich vom touristischen Engadin ausgingen und diese Tatsache deshalb gar nicht mehr für erwähnenswert hielten.

Was der Protest der 'Ladinia' in Zürich ausliess, ist das Thema des folgenden Textes. Ihm geht es um die Fähigkeit des Fremdenverkehrs, das engadinische Leben umfassend zu bestimmen. Er soll Aspekte des Funktionierens einer Gesellschaft vorführen, welche sich als ganze auf eine einzige ökonomische Spezialisierung ausrichtet. Weniger als der Tourismus selbst interessieren die Formen der Anpassung an ihn. Es geht darum, zu zeigen, wie umfassend ihre wirtschaftliche Monostruktur eine Gesellschaft bestimmt.

Zur Einführung

Das Verhältnis, welches im Oberengadin der Zwischenkriegszeit die Wohnbevölkerung und die Hotellerie aneinanderband, ist Thema des vorliegenden Textes. Die im Auftrag des Bündner Vereins für Kulturforschung entstandene Beschreibung schliesst sich in der Wahl des zeitlichen Rahmens und teilweise ihres regionalen Interesses jener von Marianne Fischbacher (1991) an, die das Leben von Domleschger Hotelangestellten in oberengadinischen Diensten darstellt und erklärt. Das Folgende versucht, einen weiteren Aspekt des bündnerischen Tourismus in einer regionalen Perspektive zu verstehen.

Zur Realisierung dieses Vorhabens boten sich mehrere Quellen an. Viele der verwendeten Informationen stammen aus der Literatur und aus der regionalen Presse: Konsultiert wurden die Ausgaben des zweimal wöchentlich in Samedan erscheinenden Fögl d'Engiadina (fE) und die dreimal wöchentlich in St.Moritz verlegte Engadiner Post (eP). Um den Lesestoff zu beschränken, wurde das eine Blatt für die erste, das andere für die zweite Hälfte der Zwischenkriegszeit eingesehen. Aufschlussreich waren ausserdem Aktenstudien im Archiv der Gemeinde St.Moritz, zu welchem mir Herr Gemeindeschreiber Nold und Frau Cadonau Zugang verschafften. Die wichtigste und ergiebigste Informationsquelle bilden aber die Interviews, die ich während des Jahres 1990 mit im Oberengadin lebenden Personen durchführte. Diese Informanten und Informantinnen hatten die Epoche zwischen den beiden Weltkriegen mindestens als Kinder miterlebt und konnten so zu vielen Themen aus eigener Anschauung Stellung nehmen, sie warfen neue Fragen auf und gaben der vorliegenden Arbeit damit ihre entscheidende Ausrichtung. In zwanzig wenigstens einstündigen Gesprächen kamen je nach familiärer Herkunft, beruflicher Spezialisierung und Geschlecht der Informanten unterschiedliche Aspekte des beruflichen und freizeitlichen Lebens in Zusammenhang mit den Oberengadiner Hotels zur Sprache. Der Text orientiert sich an diesen individuellen Erinnerungen auch da, wo er sie nicht zitiert. Ein guter Teil der Fragen, die in den Gesprächen mit den Gewährsleuten auftauchten, liess sich dann wiederum anhand von Darstellungen in der Presse im zeitgenössischen Horizont verstehen. Besonders hilfreich war dies für jene der behandelten Bereiche, an welche die Interviewten sich eher summarisch erinnerten. Das trifft beispielsweise auf die lokale und regionale Politik zu. Weil die nur am Rand von jungen Männern mitbestimmt wurde, die Erinnerung daran ausserdem von rezenteren Entwicklungen überdeckt ist, tauchten in den Berichten der Gesprächspartner, von denen beim Ausbruch des Zweiten Weltkrieges keiner mehr als 35 alt Jahre war und

die meisten um einiges jünger, wenig Details zu Parteien und Sachgeschäften auf.

Wichtig ist hier, dass alle im folgenden verwendeten Erinnerungen, alle behandelten Aspekte des öffentlichen Lebens in einigermassen direkte kausale Beziehung zur einseitigen wirtschaftlichen Spezialisierung der Region gebracht werden können. Jede öffentliche Belange interessierende Diskussion im Oberengadin fand vor dem Hintergrund der ökonomischen Dominanz der Hotellerie statt. Das gilt ganz deutlich für die lokale und regionale Politik, für die Gestaltung der Beziehungen zu benachbarten Regionen und Landschaften und zu kantonalen Behörden, es gilt aber auch für die Landwirtschaft, den Verkehr, die Energieproduktion, die Lehrerwahlen, das Schulwesen und die Ausbildung der Jugendlichen überhaupt, und es gilt für Forderungen, welche verschiedene Bevölkerungsgruppen an das Gemeinwesen richteten. Die Hotellerie überschattet ausserdem öffentlich nicht besprochene und von den Gazetten nicht behandelte Themen: Individuen passten ihre Verhaltensweisen, die von ihnen angewandten ökonomischen und sozialen Strategien in umfassender Weise dem Tourismus an. 'Transport und Energieproduktion', 'Lokale und regionale Politik' sowie 'Sozialer Alltag' sind die drei Kapitel, welche hier die Präsentation der touristischen Hegemonie gliedern. Dabei wird angenommen, dass die Beschreibung da besonders ergiebig ist, wo das Verhältnis zwischen der Oberengadiner Bevölkerung und der Hotellerie in Krisen gerät und Konflikte zutage treten. Konflikte sind deshalb günstige Gegenstände der Beobachtung, weil sie Interessengruppen und Individuen zu Stellungnahmen veranlassen. Der Text setzt da an, wo die Abweichungen des jeweils aktuellen Funktionierens vom postulierten Normalfall die programmatische Bezeichnung eines Idealfalls provozieren. Und schliesslich ist von Konflikten anzunehmen, dass sie der Erinnerung besonders gut zugänglich sind. Dass von den Engadiner Gemeinden St.Moritz im folgenden die frösste Aufmerksamkeit erhält, liegt zum einen an der guten Quellenlage, zum anderen lassen sich die touristischen Verhältnisse und Entwicklungen hier wegen ihrer Ausgeprägtheit am deutlichsten zeigen.

Als Einstieg wird die Dominanz des Fremdenverkehrs mit einigen Zahlen und sozialen Daten vorgeführt, die dem Folgenden einen Rahmen geben, in welchem die Auseinandersetzungen und Schwierigkeiten der oberengadinischen Gesellschaft zwischen den beiden Weltkriegen situiert werden können.

Die Bedeutung des Tourismus im Oberengadin

Die Hotellerie ist nicht einfach einer der möglichen Spiegel, in welchem die einheimische Bevölkerung sich erkennen kann, sie ist vielmehr die wirtschaftliche Spezialisierung, die das Oberengadin auf seinen grössten gemeinschaftlichen Nenner bringt. Eine lange Reihe von Definitionen dieses vorzüglich touristischen Charakters bestimmt die einheimischen Vorstellungen über die Vergangenheit, stellt die jeweilige Aktualität dar und will wissen, dass auch die Zukunft nicht anders als touristisch sein kann. Jede historische Situation des Oberengadins ist seit dem Aufkommen des Tourismus durch diesen bestimmt, jede wirtschaftliche Überlegung geht von ihm aus, jede Planung auch noch so individuellen ökonomischen Verhaltens zieht ihn in Betracht und rechnet mit seiner dominierenden Rolle — sei es als verlässlicher Arbeitgeber auch für abhängige Gewerbe, sei es (und das gilt besonders für die betrachtete Periode) als gefährlich krisenanfälliges, aber unumgängliches Zentrum sämtlicher wirtschaftlicher Aktivitäten. Unter dem Eindruck der instabilen Zwischenkriegszeit und des ersten Jahres des Zweiten Weltkriegs hat Richard Meuli die Lage des Kantons Graubünden folgendermassen zusammengefasst:

‹L'ensemble des considérations concernant les relations entre l'hôtellerie et les autres branches économiques aboutit à la constatation capitale que le tourisme constitue la pierre angulaire de toute l'économie grisonne. Toutes les autres branches en dépendent dans une mesure plus ou moins forte. ... Cette constatation révèle une grande faiblesse du système économique grison. Nous savons en effet que le tourisme est extrêmement sensible aux crises et une économie qui en dépend aussi fortement que celle des Grisons le sera donc également. L'économie grisonne est par conséquent ... caractérisée par une instabilité foncière. Il y a des périodes de grande prospérité et d'autre part des périodes de dépression.› (Meuli R. 1940:173)

In einer Formel fasst derselbe Autor das Verhältnis zwischen dem Fremdenverkehr und der gesamten Volkswirtschaft so zusammen: *‹Quand le tourisme va, tout va!›* (Meuli R. 1940:211) Mehr als dreissig Jahre zuvor hatte ein Vertreter der Landwirtschaft die Dominanz des Fremdenverkehrs unter erfreulicheren wirtschaftlichen Umständen formuliert und dabei jeder Opposition gegen den Tourismus ihre Berechtigung abgesprochen:

‹... den Fremdenverkehr bekämpfen oder hemmen wollen, hiesse unser Land veröden, hiesse unser Land einer blühenden Entwicklung entziehen und es der Vereinsamung und dem Rückgang preisgeben. Ich kann und will mir wenigstens nicht denken, wie traurig es in unserem Bündnerland aussehen würde, wenn die Hotels in St.Moritz und Davos, in

Pontresina und Sils, in Schuls und Tarasp, in Flims und Arosa, in Thusis und Chur, in Klosters und Seewis, in St. Antönien und Maloja, in Brigels und Disentis und Peiden, in Andeer und Splügen, in Alvaneu und Fideris und Serneus und an so vielen anderen Orten plötzlich nicht mehr den Fremdenstrom nach unseren einsamen Tälern herleiten würden; wenn keine Eisenbahnen in die Täler hineinführten und nur seltene Postkutschen ohne Passagiere kursierten; wenn die Geschäfte in Chur und Samedan und Thusis und Ilanz und Schuls nur den geringen Handel mit den Bauern vermitteln würden und diese ihre Produkte sozusagen gar nicht auswärts absetzen könnten!› (Barblan, G. 1908:57)

Gegnerschaft zum Tourismus kam aber im Engadin gar nicht vor. Auch jene Bewohner des Tals, deren Interessen sich mit jenen der Hotellerie nicht vollständig deckten, waren ökonomisch notwendigerweise auf die Hotellerie bezogen. Diese Bezugnahme war schärfstenfalls eine Abgrenzung, nie eine Ablehnung: Ohne Hotellerie war das Engadin auch den Kritikern der wirtschaftlichen Monostruktur und ihrer Auswirkungen oder Auswüchse unvorstellbar. Allen war ihre direkte oder auf Umwegen funktionierende Abhängigkeit klar, bewusste Vorbedingung ihrer ökonomischen Tätigkeiten. Je stärker der Tourismus seine Vormachtstellung ausgebaut hatte, desto rascher war der Auf- und Ausbau touristischer Infrastrukturen betrieben worden, desto mehr Menschen hatten die Hotellerie und die Zuliefergewerbe anzuziehen vermocht, desto unausweichlicher auch erschien das Schicksal der engadinischen und der bündnerischen Volkswirtschaft als ein touristisch bedingtes.

Bevölkerungszahlen

Schon die Zahlen zur arbeitstätigen Bevölkerung im Bezirk Maloja, welchem ausser dem Oberengadin auch das in touristischer Hinsicht unbedeutende Bergell zugehört, belegen die rasante Entwicklung des Tourismus und machen klar, warum die bisherigen ökonomischen Veränderungen in die Zukunft hinaus verlängert werden mussten, warum dem Fremdenverkehr im Oberengadin auch in schwierigen Epochen keine wirtschaftlichen Alternativen gegenübergestellt werden konnten und warum deshalb eine Gefährdung des Tourismus eine Infragestellung des wirtschaftlichen Funktionierens überhaupt sein musste. Während die Zahl der in der Land- und Forstwirtschaft tätigen Personen zwischen 1870 und 1930 auf weniger als einen Viertel ihres vormaligen Anteils schrumpfte, wuchs der Dienstleistungssektor um fast das Zweifache und wurde zum bedeutendsten Arbeitsfeld.

Tabelle 1. Prozentuelle Verteilung der arbeitstätigen Bevölkerung des Distriktes Maloja auf die wirtschaftlichen Sektoren (1870-1930)

Jahr/Sektor	I	II	III	Anderer *
1870	58	26	13	3
1900	30	37	26	7
1930	13	29	37	21

Quelle: Meuli, R. (1940).

*) Der Autor gibt keine Auskunft darüber, welche Berufe nicht in die übliche Einteilung 'Primärproduktion — Industrie — Dienstleistung' passen.

Diese Entwicklung war von der ursprünglich ortsansässigen Bevölkerung allein nicht zu tragen. Viele Einheimische wechselten und diversifizierten zwar ihre Tätigkeiten, das reichte aber nicht aus, um die personellen Bedürfnisse der Dienstleistungsbetriebe zu befriedigen. Der Anstieg der Bewohnerschaft verschiedener Dörfer durch Zuwanderung aus anderen Gegenden des Kantons, vor allem aber aus dem In- und Ausland, ist deshalb spektakulär. In den Jahren zwischen 1850 und 1930 erhöhten sich die entsprechenden Zahlen für St.Moritz um mehr als 1640% von 228 auf 3968[1]. Zwar sind diese Angaben deshalb unkomplett und müssten während der Saison jeweils um einiges höher veranschlagt werden, weil sie nur die ganzjährig ansässige Bevölkerung berücksichtigen, nicht aber die saisonal im Engadin tätigen Personen (und schon gar nicht die Gäste). Sie geben auch keine Auskunft über die wahrscheinlich grosse Instabilität der sich insgesamt vergrössernden Bevölkerung, über die Weggänge und die also noch grösseren Zahlen von Zuzügen. Dennoch lassen allein sie schon einige der Probleme erahnen, mit welchen sich die Gemeinden seit den Sechzigerjahren des 19. Jahrhunderts und vermehrt seit der Mitte der Achzigerjahre, als der Bevölkerungsschub radikal einsetzte, konfrontiert sahen.

1 Theus (1938) beziffert die noch auffälligere, durch den Tourismus hervorgerufene Bevölkerungsexplosion für Arosa, das in dieser Hinsicht in Graubünden an einsamer Spitze steht, zwischen 1850 und 1930 auf 6089,3%. Bevölkerungszunahmen von mehr als 100% weisen im Oberengadin nach derselben Quelle und in den selben 80 Jahren ausser St.Moritz die Gemeinden Samedan (332,8), Pontresina (264,4), Celerina (161,8), Zuoz (129,1) und Silvaplana (100,5) auf. Die positive Entwicklung der Einwohnerzahlen des Kantons Graubünden insgesamt betrug im Zeitraum 1850-1930 36'445 Personen oder 40% (1850:89'895; 1930:126'340), der Anteil der Bevölkerung der 18 wichtigsten touristischen Zentren (einschliesslich Chur) an der kantonalen Gesamtbevölkerung stieg von 18 auf 38%. (Vgl. Gurtner 1939)

Tabelle 2: Wohnbevölkerung der Gemeinden des Kreises Oberengadin zwischen 1850 und 1941

	1850	1860	1870	1880	1888	1900	1910	1920	1930	1941	pz
Oberengadin	2917	3081	3658	3614	4117	5429	8439	7885	10511	7525	158
Bever	181	144	163	148	151	407	221	223	254	236	30
La Punt-Chamues'ch	232	232	289	232	211	245	236	241	285	260	12
Madulain	63	87	73	82	72	54	90	80	97	73	15
Pontresina	270	277	357	387	510	488	959	738	984	757	180
Samedan	412	516	690	754	843	967	1293	1500	1783	1427	246
St.Moritz	228	257	400	394	710	1603	3197	2614	3968	2418	960
S-chanf	439	441	455	417	402	402	457	523	512	463	5
Celerina	245	290	302	315	296	341	720	628	889	633	158
Sils i. E.	219	215	235	210	194	178	249	295	359	270	23
Silvaplana	205	196	230	256	299	319	360	294	411	295	44
Zuoz	423	426	464	419	429	425	657	749	969	693	64

Quelle: Eidgenössische Volkszählung 1941. pz: prozentuale Zunahme seit 1850

Die Zehnjahressprünge der Angaben in Tabelle 2 vermögen allerdings auch zu zeigen, dass die wirtschaftlichen Einbrüche des Ersten Weltkrieges und der frühen Dreissigerjahre sich prompt auf die Grösse der Einwohnerschaft des Oberengadins auswirkten.[2] Relativ unberührt von den zeitweise heftigen Schwankungen blieben jene Gemeinden, in denen praktisch keine touristischen Aktivitäten entfaltet worden waren. Die im unteren Teil des Oberengadins gelegenen Dörfer S-chanf, Madulain und La Punt-Chamues-ch weisen Bevölkerungsentwicklungen auf, die noch weit konservativer sind als die kantonalen.

2 Für den Kanton als ganzen stellt Theus, Vorteile und Nachteile aufgrund der gängigen Vorstellungen abwägend, zu den Auswirkungen des Fremdenverkehrs auf die Bevölkerungszahlen folgendes fest: ‹Das Gastgewerbe bildet eine die Bevölkerungsverschiebung beeinflussende Kraft, die positiv Siedlungen zur Entfaltung bringt, negativ Berufswechsel nach sich zieht, unter der besonders die bergbäuerliche Landwirtschaft leidet, und zugleich die Diskrepanz zwischen den Lebensverhältnissen im Gebirge und in den Städten hervorhebt. Das Aufkommen der Hotellerie war aber für Graubünden nichts anderes als eine Notwendigkeit. Die grosse Lücke in der bündnerischen Wirtschaft, die durch das völlige Versiegen des Transitverkehrs entstand, muss zweckentsprechend ausgeglichen werden, damit nicht ein langsamer Zerfall des ganzen Wirtschaftsgebäudes einsetzt. Die positiven Kräfte überwiegen an Intensität die negativen so sehr, dass das Hotelgewerbe im ganzen als entvölkerungshemmendes und gleichzeitig als ein aufbauendes Element zu bezeichnen ist.› (1938:170f)

Hotelbetten

Einigermassen parallel zu den Einwohnerzahlen — d.h. insgesamt ebenfalls steigend, aber ohne Einbrüche — entwickelten sich die Möglichkeiten zur Aufnahme von Fremden. Ablesbar ist dieses Angebot an den zur Verfügung stehenden Hotelbetten. Nach dem Ersten Weltkrieg wurden zwar keine grossen Häuser mehr eröffnet, die Bettenzahl stieg aber trotzdem weiter an. In einigen Gemeinden war dies stark der Fall: dort nämlich, wo einzelne Hoteliers einen Nachholbedarf verspürten und ihr Angebot vermehrten. Die Erfahrungen der ersten grossen Krise des Tourismus in der Zeit des Ersten Weltkrieges hielten also Investoren nicht von einer Betätigung im Fremdenverkehr ab.

Tabelle 3: Die Bettenzahlen der Oberengadiner Touristenorte zwischen 1850 und 1940[3]

	1850	1860	1870	1880	1890	1900	1910	1920	1930	1940
Celerina	10	10	10	60	80	95	200	400	616	761
Pontresina	40	50	350	900	1200	1530	1850	2050	2098	2354
Samedan	20	50	200	350	300	150	250	320	437	437
St.Moritz	80	180	1350	2400	2900	3700	5350	6000	6000	6000
Sils i. E.	20	50	50	145	150	200	500	850	1027	1050
Silvaplana	20	50	70	150	130	150	220	300	431	516
Maloja	5	5	5	16	430	400	400	480	491	491

Quelle: Gurtner (1939)

Erklärbar ist das Ende der Eröffnung neuer Häuser juristisch mit dem sogenannten Hotelbauverbot, der bundesrätlichen 'Verordnung betreffend Schutz der Hotelindustrie gegen die Folgen des Krieges' von 1915. Sie sollte die Risikofreudigkeit im Fremdenverkehr drosseln und die bestehenden Einrichtungen vor der Konkurrenz durch neue Angebote an die Feriengäste schützen, betraf indirekt aber auch alle mit der Hotellerie verbundenen Gewerbe. Gurtner beurteilte 1939, an der Schwelle zu einer neuen und langen schwierigen Phase des Tourismus, die Wirksamkeit des 'Hotelbauverbots' allerdings eher negativ, da sich die Bettenzahl in Graubünden seit 1918 trotz den Massnahmen um 43% vermehrt hatte (vgl. Gurtner 1939:287).[4]

3 Gurtner versteht seine Tabelle als bereinigte Angabe über die effektiven Bettenzahlen. Es sind also auch alle Betten jener Hotels mitgezählt, welche in kritischen Perioden ganzjährig geschlossen blieben oder nur während je einer Saison in Betrieb waren.

4 Zu dieser gesetzgeberischen Kontrolle des Fremdenverkehrs in der Schweiz, die bis 1951 Bestand hatte, vgl. zum Beispiel auch die kritische Schrift des Bündner Gewerbesekretärs Ragaz-Pfeiffer (1918) oder die distanziertere Darstellung von

Das zu den Kapazitäten der Aufnahme von Gästen. Die Zahlen der Übernachtungen sind der verlässlichste Indikator für die tatsächliche Nutzung des touristischen Angebots im Oberengadin; sie geben also am besten wieder, dass und wie sehr der Fremdenverkehr teilweise dramatischen Schwankungen unterworfen war. Die sich rasch verändernden, stark von weltweit wirksamen wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen abhängigen Konjunkturen des Tourismus im Oberengadin sind das hauptsächliche Merkmal der hier zu besprechenden Zwischenkriegszeit. Die gesamte Epoche, die in der mündlichen Tradierung bisweilen als ein einziger ökonomischer Einbruch erinnert ist, wird von der Literatur üblicherweise in vier Abschnitte unterteilt: Die Nachkriegsjahre bis etwa 1925 waren solche der Rezession, und die kurze darauffolgende Phase der Erholung dauerte bloss bis zur Krise der Dreissigerjahre, welche nach 1935 nur bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges durch einige Jahre einer einsetzenden Prosperität kontrastiert wurde.[5] Die Angaben in Tabelle 4 machen aber auch deutlich, was da überhaupt geschah, welche Mengen von Auswärtigen kurzfristig in die Dörfer des Oberengadins gelangten, von denen um 1930 bloss zwei mehr als 1000 Einwohner aufwiesen.

Zeller (1949).

5 Für genauere und detailliertere Angaben zur Periodisierung der Zwischenkriegszeit und der Geschichte des Tourismus im Oberengadin überhaupt vgl. u.a. Egger (1935); Gölden (1939); Gurtner (1939); Jenni (1947); Meuli (1940); Robertson (1909); Theus (1938). Pottinger (1972), Flower (1982) und Kasper (1989) lieferten interessante Beispiele für Publikationen, welche selbst Teil der touristischen Attraktivität von St.Moritz sein wollen, deren Geschichte sie darstellen.

Tabelle 4: Die Anzahl der Logiernächte im Oberengadin zwischen 1923 und 1938

	1923	1924	1925	1926	1927	1928	1929	1930
Celerina	30'870	48'224	41'691	45'686	59'275	55'722	62'485	57'480
Pontresina	54'190	159'385	193'727	170'547	235'723	255'639	238'713	233'330
Samedan	20'624	30'326	32'935	31'991	74'331	58'685	72'041	66'242
St.Moritz	249'444	407'389	433'731	370'601	551'090	646'520	693'162	628'362
Sils i. E.	29'186	43'974	53'718	52'142	70'389	71'719	80'417	78'549
Silvaplana	5'524	2'833	2'702	6'305	11'819	32'457	40'666	39'786
Maloja	7'480	9'769	18'076	18'933	16'931	19'621	25'700	25'877

	1931	1932	1933	1934	1935	1936	1937	1938
Celerina	54'775	33'755	46'045	52'945	54'027	43'966	59'146	57'695
Pontresina	175'557	84'504	111'173	142'827	169'448	113'777	193'954	181'739
Samedan	33'393	11'522	22'602	18'848	23'920	23'456	33'002	24'306
St.Moritz	504'835	328'943	361'659	378'517	388'494	305'884	423'562	398'508
Sils i. E.	56'763	29'025	34'877	43'607	52'856	44'609	63'958	59'315
Silvaplana	29'453	15'128	22'506	31'938	34'938	21'051	33'596	31'532
Maloja	21'205	11'766	15'532	21'110	9560	4'292	6'923	9'436

Quelle: Gurtner (1939)

Ab 1929/30 ist ein Absinken der Übernachtungen festzustellen, das sich 1932 zu einem dramatischen Rückgang entwickelt, von dem sich das Gewerbe bis zum Zweiten Weltkrieg zwar langsam erholte, ohne aber die Zahlen von 1927-29 wieder zu erreichen.

Kapitalien

Die Bedeutung der Hotellerie für das Oberengadin, für seine Gemeinden und ihre Entwicklung wurde von den zeitgenössischen Autoren nicht nur an den Einwohner- und Bettenzahlen abgelesen, sondern auch an der Veränderung des Besitzstandes, am Volumen des lokalen und regionalen Vermögens und Einkommens. Die Entwicklungen gehen parallel: es sind mehr Leute da und mehr und grössere Hotels, also hat sich auch das vorhandene Kapital vergrössert. Nicht mit der Vermögenssteigerung Schritt halten konnte allerdings das Erwerbsvolumen. Die wirtschaftlichen Einbrüche des Ersten Weltkriegs und der frühen Dreissigerjahre brachten Erwerbseinbussen von weit über 40% mit sich.

Gleichzeitig deuten diese Zahlen an, was die wirtschaftlichen Probleme für die Personen und Familien bedeuteten, die im Oberengadin wohnten — und um so mehr für jene, die das Tal sogar verlassen mussten. Was sich auf regionaler Ebene als Krise ausdrückte, war individuell und subjektiv oft eine Katastrophe: Wirtschaftliche Not, Arbeitslosigkeit, existenzielle Ängste und Gefährdungen bedrohten viele Bewohner des Engadins. Die touristischen Krisen trugen sie mit ihren Geldbeuteln aus. Lebensläufe und Familiengeschichten wurden von den Krisen der Zwischenkriegszeit ebenso nachhaltig bestimmt wie von den beiden Kriegen. Eine Informantin aus St.Moritz betont die Notwendigkeit zur Mobilität, um die wirtschaftlichen Schwierigkeiten überstehen zu können:

‹Die Krisen der Zwischenkriegszeit zwangen meine Geschwister, im Unterland oder sogar in Amerika Arbeit zu suchen. Und ich blieb wohl nur deshalb hier, weil ich zu jung war, um auszuwandern. Und dabei ging es uns noch relativ gut. Wir waren ausgebildet und konnten nötigenfalls anderswo Arbeit finden. Andere Familien wussten nicht, wie sie die Mieten zahlen und die Kinder ernähren sollten. Aber auch meine Eltern hatten Sorgen. Mein Vater hatte als Selbständigerwerbender kaum noch Aufträge. Er musste das Vermögen stark angreifen. Meine Mutter war auch um ihre Familie hier im Tal besorgt, die besonders schwer unter der Krise litt und der sie zu helfen versuchte, obwohl wir selbst knapp dran waren. Nach dem Krieg kam nur ein einziges meiner Geschwister zurück. Der Unterbruch von fast zwanzig Jahren machte es dem Bruder aber nicht leicht, sich wieder zurechtzufinden.›

Die vorhandenen Gelder und Kapitalien mussten auch in schwierigen Phasen und zu Krisenzeiten versteuert werden. Steuerstatistiken wurden von der Literatur und den direkt interessierten Kreisen gerne herangezogen, um die Schwankungen und mittelfristigen Entwicklungen des Hotelgewerbes und der von ihm abhängigen Wirtschaftszweige zu belegen. Im bündnerischen Kontext konnten solche Angaben immer wieder zum politischen Argument gemacht werden, indem die touristisch erschlossenen Regionen damit ihre Bedeutung in der kantonalen Volkswirtschaft vorführten und so auf die Berechtigung von speziellen Forderungen und auf die Notwendigkeit von Rücksichtnahmen ihnen gegenüber verwiesen. Gesetze und Verordnungen sollten den Fremdenverkehr begünstigen und Infrastrukturleistungen des Kantons oder von Bundesbetrieben sollten auf seine Bedürfnisse ausgerichtet werden.[6]

6 Berechtigt erschienen solche Forderungen, die beispielsweise die Preise des Telephonverkehrs mit dem Unterland oder die Transportkosten der Bahn betrafen (vgl. Bezirk Bernina... 1941), der Region nicht allein des unterstützungswürdigen Tourismus wegen. Auch die periphere Lage, die Distanz zu den Zentren des Mittellandes, gab Anlass zu Ansprüchen, welche die Standortnachteile einigermassen hätten ausgleichen sollen.

Tabelle 5: Prozentuale Vermögens- Schulden- und Einkommensanteile der 11 Bündner Tourismus-Orte[a] am kantonalen Total

	Brutto-Vermögen	Schulden	Netto-Vermögen	Rein-einkommen	Vermögens-steuer	Einkommens-steuer	Anteil der 11 Orte an GR-Bevölkerung
1871	10.76	13.25	10.00	13.33	10.19	19.77	8.3
1881	16.01	22.04	13.68	20.01	14.30	35.10	9.1
1891	21.06	27.24	18.10	28.11	20.19	42.01	10.6
1901	27.03	36.70	21.47	32.43	24.10	39.49	15.7
1911	35.19	47.67	27.18	43.54	29.34	45.52	18.6
1918	33.94	47.10	24.27	30.51	25.19	25.92	20.2[b]
1923	30.29	43.04	22.61	33.66	23.26	30.68	—
1928	34.87	47.04	27.83	46.83	29.22	46.74	21.7[b]
1933	38.33	49.74	30.23	39.98	33.22	36.07	—
1938	—	—	30.79	37.92	34.93	35.53	—
pz	256	275	208	185	243	80	161

Quelle: Meuli, R. (1940)

pz: Prozentuale Zunahme zwischen 1871 und 1933 oder 1938

a) Arosa, Davos, Flims, Klosters, Obervaz-Lenzerheide, Celerina, Pontresina, Sils i.E., St.Moritz, Schuls, Tarasp-Vulpera

b) Schnitt der Zahlen von 1918 und 1923, resp. 1928 und 1933

Was hier implizit gesagt wird, ist: Wer zahlt, befiehlt. In konkreten oberengadinischen Zusammenhängen galt das auch explizit; beispielsweise dann, wenn der relative Wert verschiedener Erwerbszweige bestimmt werden sollte. Die mündlich abfragbare regionale Überlieferung widerspiegelt solche Verhältnisse und macht sie zur Beschreibung einer zweiten Natur, ausserhalb der nichts Adäquates über das Engadin gesagt werden kann. Das Verhältnis zwischen einheimischer Bevölkerung und Hotellerie selbst wurde immer wieder als natürliches darzustellen versucht. Da es zum Fremdenverkehr keine namhafte wirtschaftliche Alternative gab, war er eine ebenso unabänderliche Voraussetzung des Lebens im Oberengadin wie das Klima oder die Höhe über dem Meeresspiegel. Die hiesige wirtschaftliche Spezialisierung, die sich landschaftlichen Vorzügen oder Eigenschaften verdankt, ist selbst zur Voraussetzung des engadinischen Selbstverständnisses geworden. Das Fehlen oder Verschwinden der Hotellerie ist den Oberengadinern so un-

vorstellbar wie die Absenz der Berge und Seen. Und die beiden Präsenzen, die landschaftliche und die ökonomische, addieren sich in der autochthonen Rede zu einer einzigen, die landschaftliche und wirtschaftliche Voraussetzungen identisch werden lässt: *‹Die Schönheiten der Natur waren die stillen Reserven, die Finanzquelle sogar, für den Tourismus.›*

Die Arbeit mit den landschaftlichen Werten, die hier von einem als Hotelier tätigen Informanten finanziell formuliert werden, bedurfte spezialisierter Einrichtungen. Zu Beginn der Dreissigerjahre gab es in St.Moritz fünf Bankfilialen, welche die erwirtschafteten Kapitalien verwalteten, investierten, Kredite erteilten, Devisenhandel trieben und überhaupt einen guten Teil des Geldverkehrs im Engadin organisierten. Die 'Bank für Graubünden' war 1862 in Chur als Handelsbank eröffnet worden, betätigte sich aber bald auch schon in der Hotellerie. Neben der Graubündner Kantonalbank sowie der Schweizerischen Kreditanstalt und der Schweizerischen Volksbank unterhielt auch die Engadinerbank in St.Moritz eine Filiale. Sie ist hier von besonderem Interesse, weil sie — wie das schon 1789 in Samedan gegründete 'Handels- und Bankhaus Bernardo Tosio & Co.' — als in der Region entstandene und arbeitende Bank besonders eng mit der Hotellerie verbunden war. So eng war die Beziehung, dass die schlechten Geschäfte des Tourismus 1934 den Zusammenbruch der Privatbank bewirkten.[7]

Die Schliessung der Bank war der öffentlich sichtbare Teil einer Entwicklung, die im Engadin nicht nur die Finanzinstitute schwer traf, sondern auch die Angestellten der Hotels und das lokale Gewerbe, das in den Krisenphasen nicht immer alle seine Leistungen problemlos bezahlt erhielt, manchmal sogar auf ausstehende Geldbeträge verzichten musste. Und die Privaten, die finanziell an der Hotellerie beteiligt waren, bekamen die Krisen besonders deutlich zu spüren. Der lokalen Erinnerung zufolge bewirkten die beiden Weltkriege und die wirtschaftlichen Krisen zwischen ihnen eine Anonymisierung des Besitzes an den Hotels. Nach und nach sei den Hotelierfamilien die Kontrolle über ihre Häuser entglitten, Banken, eben die lokal tätigen, vor allem aber die

7 ‹Nachdem bereits der Erste Weltkrieg ... dem Unternehmen ... hart zusetzte, hat die grosse Weltwirtschaftskrise mit ihren verheerenden Folgen die Engadinerbank im Jahre 1934, gleichzeitig mit der Bank für Graubünden, gezwungen, ihre Schalter am 27. August zu schliessen und in Liquidation zu treten.› (Töndury-Osirnig 1946:146) Drei Jahre zuvor hatte die Engadiner Post einen Geburtstag des Sohnes des Bankgründers noch mit einem Artikel gefeiert, in dem auch die persönlichen Verquickungen des Bankiers mit der regionalen und kantonalen Wirtschaft, mit Politik und Gesellschaft zur Darstellung kamen, indem besonders seine Aktivitäten als Verwaltungsrat (beispielsweise der Rhätischen Bahn) und seine langjährige Amtszeit als Präsident des Männerchors 'Engiadina' betont wurden (vgl. eP, 4. Juli 1931).

Kantonalbank, seien

‹die eigentlichen Besitzer gewesen, nach dem Ersten Weltkrieg. Und dann wurden Aktiengesellschaften immer wichtiger. Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es dann wieder Ansätze einer Privatisierung des Hotelbesitzes. Die Banken gaben ihre Anteile möglichst wieder ab. Aber die alten Engadiner Hotelierfamilien spielten dann nicht mehr dieselbe Rolle wie früher. In den Verwaltungsräten der Aktiengesellschaften sassen nun einige Ausländer und viele Leute aus dem Unterland. Ohne die Hilfe der Banken hätte die Hotellerie hier die Krise der Zwischenkriegszeit aber nicht überstanden. Und dann war ja auch die Schweizerische Hoteltreuhandgesellschaft wichtig geworden. Die hatte hier vor allem die Erneuerung der Bauten, die Einrichtung moderner sanitärer Installationen unterstützt.›[8]

Der Hotelier, der sich hier an die verringerte Bedeutung einheimischer Kapitalgeber in der Zwischenkriegszeit erinnert, betont auch, dass die Gelder, welche die Entwicklung des Tourismus ermöglicht hatten, zu einem guten Teil gar nicht im Engadin erwirtschaftet wurden, dass die Emigration besonders nach Italien es erlaubt hatte, dort Geschäfte aufzubauen, mit denen die Ökonomie zu Hause alimentiert wurde: *‹Wer weiterhin dort Geld hatte, der verlor nicht alles. Aber es gab eben auch Familien, die hatten ihre ausländischen Betätigungen aufgegeben oder gar nie solche gehabt. Denen ging es wegen den Krisen zum Teil sehr schlecht.›* Der Hinweis auf die schwindende Bedeutung der Engadiner Beteiligung an der Hotellerie — wichtig blieb sie allerdings immer, und die einzelnen Häuser wurden weiterhin mit einheimischen Geschlechtsnamen identifiziert — ist auch deshalb bedeutungsvoll, weil er die Familie als ökonomisch handelnde Einheit versteht.

Hoteliers und Frauen

Dem vor kurzem noch bäuerlichen Engadin sind die Familien und ihre Filiationen weiterhin die selbstverständliche wirtschaftliche Gruppe, der Ort, wo Vermögen konzentriert wird, der Rückhalt, welcher den Status der Individuen in der Gesellschaft mitdefiniert. Wichtigste ökonomische Aktivitäten der Engadiner waren jene dank der und für die Familie, so dass man, bezüglich des Tourismus, *‹von Hoteldynastien [spricht] ..., wozu man, um nur einige zu nennen, die Bons, die Saratz'*

8 Zu der im September 1921 konstituierten Hoteltreuhandgesellschaft, deren Kapital von drei Millionen Franken durch die Eidgenossenschaft, die Hoteliers selbst und das Gewerbe sowie von Banken getragen wurde, vgl. Barberini (1929: 66ff). Schon 1914 hatte der Kanton zur Stützung von Hotellerie und Gewerbe die Bündnerische Kreditgenossenschaft gegründet. Diese Institution ging 1931 selbst wegen Kapitalmangel an die Kantonalbank über.

und die Gredigs in Pontresina, Gillis in Zuoz, Pinöschs in Vulpera ... und vor allem Badrutts in St.Moritz zählte.› (Mohr, s.a.:18f) Solche Familien bildeten die Oberschicht des Tales, die auch deshalb durch die Krisen und über die manchmal Jahre dauernden geschäftsbedingten Abwesenheiten verschiedener ihrer Mitglieder hinaus ihre Stellung halten konnte, weil zwischen ihnen durch Heiraten vielfache Allianzen hergestellt und immer wieder erneuert wurden. Der eben zitierte Informant zählte so viele dieser Heiraten und sich daraus ergebende geschäftlicher Verknüpfungen auf, dass der Eindruck entstand, die Verschwägerungen entsprächen nicht bloss dem zu erwartenden Verhalten einer lokalen Elite, deren Vertreter sich Heiratspartner unter ihresgleichen suchen und dabei ob der beschränkten Zahl möglicher Kandidatinnen und Kandidaten zwangsläufig ein enges Netz familiärer Beziehungen herstellen.[9] So zahlreich, doppelt und dreifach sind manche der Möglichkeiten, Verwandtschaft herzuleiten, dass die Verkettung von Familien als einigermassen bewusst angewandte Strategie verstanden werden kann. Das heisst nicht, dass keine Konkurrenz die Beziehungen gestört hätte, dass die Vertreter der Oberschicht nicht auch gegeneinander hätten auftreten können. Mohr erinnert sich folgendermassen an das Scheitern eines Übernahmeversuchs des Kulmhotels in St.Moritz durch die Familie Bon: *‹Wie man sagte, hatten sich die Verhandlungen zerschlagen, weil Bon mit Recht sich weigerte, den Namen 'Badrutt's Kulmhotel' weiter zu führen, er soll kurz und treffend erklärt haben, er heisse Bon und nicht Badrutt und bedürfe keines fremden Namens, da sein eigener genug bekannt sei.› (s.a.:12)* Wichtiger als die Erinnerung an solche temporären Konkurrenten, die obendrein noch einmal die Bedeutung der Familien bestätigen, ist im Oberengadin aber jene an eine ziemlich klar begrenzte Klasse von Hotelbesitzerfamilien, die sich von den übrigen einheimischen Familien durch Vermögen und Prestige unterschieden. Ganz offen stellte im Interview eines ihrer Mitglieder die endogame Tendenz der Oberschicht dar:

‹Alle wichtigen Familien hier im Dorf sind miteinander verwandt, weil man sich irgendeinmal verschwägerte und sich das wiederholte. Man hatte halt ähnliche Interessen, in jeder Beziehung, nicht nur finanziell. Man war eigentlich eine Interessengemeinschaft. Klar, es gab auch Konkurrenz. Aber viele junge Männer aus Hotelierfamilien nahmen sich

9 Amman (1976), der die Genealogien der wichtigsten Schweizer Hoteliers erstellte, überschreibt die dem St.Moritzer Tourismuspionier Johann Caspar Badrutt und seinen Nachkommen gewidmeten Blätter 'Die grosse Badrutt-Genealogie mit ihren Allianzfamilien Rocco, Saratz, Knaus' und macht schon so deutlich, dass die Beschäftigung mit einem Geschlecht notwendigerweise das Interesse für andere Familien nach sich zieht.

eine Frau, deren Familie ebenfalls in der Hotellerie tätig war. Dass so das Geld zusammengehalten wurde, ist klar. Es kam übrigens auch vor, dass eine Frau nach dem Tod ihres ersten Mannes dessen Bruder heiratete. So war später das Teilen einfacher.›

Das Zitat, das die Vorteile der gewählten Heiratsstrategien darstellt, liefert nebenbei auch eines der wenigen Beispiele für die Erinnerung an die Rolle, welche Frauen im Wirtschaftsleben des Oberengadins vor 1939 spielen konnten. Viele Hotelangestellte waren Frauen. Sie arbeiteten jedoch grösstenteils in den prestigeschwächsten und den schlechtestbezahlten der einer strengen Geschlechtsspezifik folgenden Berufe und waren deshalb offenbar kaum der Rede wert.[10] Die Frauenarbeit in den Hotels war so unspektakulär, der Arbeit von Hausfrauen so ähnlich, dass sie in der einheimischen Erinnerung nicht als bedeutende haften blieb. Die Frauen der Hoteliers hatten zwar eine ganz andere Stellung inne als die weiblichen Angestellten der Häuser, sie waren sehr oft direkt an den Geschäften ihrer Männer interessiert. Sie waren im Hotel präsent und überwachten verschiedene Arbeiten, beteiligten sich teilweise sogar an ihnen. Auch sie tauchen — mit wenigen Ausnahmen — allerdings kaum in den Ausführungen der oberengadinischen Informanten auf. Eine prominente Ausnahme bildet die Frau des Johann Caspar Badrutt (1819-1889), des ersten Hoteliers von St.Moritz, Maria Badrutt-Berry (1822-1877), Schwester des Badearztes Berry, die als 'Mutter vom Kulm' in die kollektive Erinnerung eingegangen ist:

‹Und nie werde ich vergessen, wie Erna und ich nach der Übernahme der Leitung des Kulm-Hotels die Gräber meiner Grosseltern auf dem alten Friedhof beim schiefen Turm besuchten. Als meine Frau die Inschrift auf dem Grabstein der Grossmutter 'Hier ruht in Gott Frau Maria Badrutt-Berry, die Mutter vom Kulm' las, sagte sie: 'Ich möchte, dass man das auch einmal von mir sagen könnte.'› (Badrutt s.a.: 93)

Gewerbetreibende und Angestellte

Von den Oberengadinern, die nicht Teil der wirtschaftlich führenden Familien waren, wurden diese als Einheit wahrgenommen, als ökonomische Klasse. Das Verhältnis der anderen Gesellschaftssegmente zur wirtschaftlich führenden Gruppe wurde als eines der Abhängigkeit beschrieben, als eines, zu dem es keine Alternative gab. Beispielsweise so:

‹Ohne oder gegen die Hoteliers war hier nichts zu machen. Es war jedermann klar, dass die Hotellerie uns allen Verdienst gab. Deshalb waren wir alle am guten Gang des Tourismus und vor allem der Hotel-

10 Fischbacher hat der Frauenarbeit im Hotel einige Abschnitte gewidmet. (1991: 127ff).

lerie interessiert. Wer etwas gegen die Hotellerie gehabt hätte, der hätte sich ins eigene Fleisch geschnitten. Alle meine Aufträge hatte ich entweder direkt von Hotels oder von Leuten, die wegen der Hotellerie überhaupt hier lebten und arbeiteten. Mein Vater war genau wegen dieser Hotellerie überhaupt ins Engadin gezogen: weil sie auf gute Arbeitsmöglichkeiten hoffen liess. Und nicht nur aus Graubünden, wie mein Vater, auch aus anderen Teilen der Schweiz und sogar aus dem Ausland zogen Handwerker und Arbeiter hierher. Viele sind wieder weggezogen, wenn die wirtschaftliche Lage schlecht wurde. Viele sind aber auch zu Einheimischen geworden; alles wegen dem Tourismus.›

Auch Personen und Familien, welche nicht in den Hotels arbeiteten, funktionierten also unter dem Primat des Tourismus. Und nur ein sehr kleiner Teil der Oberengadiner Wohnbevölkerung waren Hotelangestellte. Das Gros der Arbeitskräfte, die in den renommierten Häusern von St.Moritz, Pontresina, Sils etc tätig waren, migrierte aus anderen Bündner Tälern (vgl. Fischbacher 1991), aus dem benachbarten In- und Ausland saisonal ins Engadin und zog mit dem Ende der Saison jeweils wieder ab. Die Einheimischen waren — zu einem kleinen Teil selbstverständlich — als Hoteliers oder Hoteldirektoren tätig. Die meisten Oberengadiner hatten ihren bisherigen Erwerb schon lange vor dem Ersten Weltkrieg auf die Hotellerie ausgerichtet oder ihre Tätigkeiten im Hinblick auf die Bedürfnisse des Tourismus diversifiziert. Sie waren Angestellte privater Unternehmen und von Regiebetrieben oder hatten sich als Gewerbetreibende selbständig gemacht. Und sie nahmen diese Anpassungen fortlaufend vor. Die teilweise Umstellung von Transportunternehmen auf den Kutschereibetrieb, später auf den Autoverkehr, auf Garagen und Taxiunternehmen, oder die eines Schmiedes zum Sanitär-Installateur sind dafür ebenso Beispiele wie die Teilbeschäftigung von Bauern als Kutscher, Bergführer oder Skilehrer.

Bauern

Auch die Landwirtschaft, als bedeutendste prä-touristische Aktivität, stand also in einem engen Verhältnis zur Hotellerie. Die Produktion der einzelnen Betriebe fand in den Hotels und Restaurants mindestens saisonal einen gesicherten Absatz. Umgekehrt überstiegen die Bedürfnisse des Fremdenverkehrs die Produktionskapazitäten der oberengadinischen Landwirtschaft um ein weites. Viele der benötigten pflanzlichen und tierischen Nahrungsmittel und andere Produkte wie beispielsweise Zierpflanzen waren im Oberengadin gar nicht oder nur schwerlich zu erzeugen und mussten deshalb aus dem Unterland oder aus dem grenznahen Ausland importiert werden. Aus klimatisch bevorteilten Teilen Graubündens wurde Obst und Gemüse eingeführt — allerdings

fühlte sich beispielsweise die 'Gemüsebaugenossenschaft Le Prese' im Puschlav durch die italienische Konkurrenz benachteiligt, sie appellierte deshalb an die 'Bündnerbrüder jenseits des Bernina', ihr das notwendige Vertrauen entgegenzubringen und ihre zum grossen Teil selbst produzierte Ware ebenfalls zu kaufen (eP, 12. April 1930).

Die Bearbeitung und die Verwaltung jener landwirtschaftlichen Produkte, die im Engadin selbst in bedeutenden Mengen hergestellt werden konnten, wurde dann um so effizienter an die Hand genommen. In der 'Milchhalle St.Moritz' wurde so seit den Zwanzigerjahren fast die gesamte Kuhmilchproduktion der Region und angrenzender Gebiete zentralisiert, um den Bedarf der touristischen Orte an Milchprodukten sicher decken zu können.[11] Trotz ihrem relativen Bedeutungsverlust innerhalb der regionalen Ökonomie — die Zahl der beschäftigten Personen sank im Distrikt Maloja bis 1930 auf 13% der arbeitsfähigen Bevölkerung — blieb die Landwirtschaft für die Hotellerie ein unab-

11 ‹Im Hotel Post in Schuls fand am Sonntag die 13. Generalversammlung der Genossenschaft Milchhalle St.Moritz statt ... Der durch die Betriebsleitung vorgelegte Geschäftsbericht ... gab ... wertvolle Aufschlüsse über die nicht immer leicht zu lösende Aufgabe einer rationellen Milchversorgung für das Fremdenzentrum St.Moritz mit seinen grossen Schwankungen im Milchbedarf. ...: 'Die ... Organisation der Milchhalle St.Moritz umfasst 22 Sennerei- und Alpgenossenschaften, 1 Milchverband Winterthur und 53 Einzelmitglieder. Durchgeführte Erhebungen haben ergeben, dass die angeschlossenen Milchproduzenten im Engadin und im Albulatal per Mai 1934 die Zahl von 847 mit 2'563 Kühen erreichten, währenddem noch 114 Produzenten mit 416 Kühen der Genossenschaft noch nicht angehören. Es bestehen aber die besten Aussichten, dass sich auch die sogenannten Selbstausmesser immer mehr den bestehenden örtlichen Genossenschaften anschliessen. Die Absatzmöglichkeiten für Frischmilch und deren Produkte sind in sehr weitgehendem Masse abhängig von der Frequenz der Fremdenkurorte. Daher richtet sich das Hauptaugenmerk der Milchhalle darauf, die anfallende Milchproduktion möglichst zweckmässig in den Milchverschleiss einzufügen. Milchzufuhren aus den Kantonen St.Gallen und Luzern nach dem Engadin konnten ausgeschaltet werden, sodass heute bis auf einen Rest von Reguliermilch ab der Verbandsmolkerei in Chur alle Konsummilch aus dem Engadin und Albulatal stammt. Der Milchumsatz der Milchhalle St.Moritz stieg im Geschäftsjahre auf 626'120 Liter, derjenige der ihr angeschlossenen Milchhalle Schuls auf 347'584 Liter. In St.Moritz sind 18'804 und in Schuls 4'049 Liter Rahm verkauft worden. Die Rahmverarbeitung in St.Moritz beziffert sich auf 3'044 Liter. Der Butterumsatz ist hier mit 51'760 und in Schuls mit 12'769 kg ausgewiesen. Der Umsatz in den verschiedenen Käsesorten beträgt 8'915 resp. 3'944 kg. Als auffallend registriert der Bericht die Tatsache, dass die Geschmacksrichtung des Publikums ganz allgemein auf die weicheren Schnittkäse hin tendiert. Emmentaler und Gruyère werden zur Hauptsache von den Hotels und Pensionen verlangt, der Engadiner Sennerei- und Alpkäse meistens von der ansässigen Bevölkerung. Voll- und halbfette Sennereikäse werden auch in Zukunft einen guten Markt haben, nur muss man darauf dringen, dass hinsichtlich der Qualität dieser Ware erhebliche Verbesserungen angestrebt werden. Durch die Pachtung der Alp Suvretta ist die Genossenschaft auch zu eigener Alpwirtschaft übergegangen. ... Als sehr zweckmässige Institution hat sich das Laboratorium erwiesen, hat doch dessen Untersuchungstätigkeit in verschiedenen Störungsfällen aufklärend eingreifen können. Sein weiterer Ausbau wird auf Grund der verschärften Bestimmungen der Lebensmittelverordnung und des neuen Milchregulativs nicht mehr zu umgehen sein. Bei 1355 daselbst vorgenommenen Untersuchungen mussten 75 Lieferungen beanstandet werden.'› (eP, 31. Januar 1935)

dingbarer Partner. Deren Wichtigkeit — aber auch ihre Unfähigkeit, alle benötigten Arbeitskräfte während des ganzen Jahres zu ernähren — ist dadurch belegt, dass sie selbst saisonal auswärtige Arbeitskräfte beschäftigte: *‹Ohne die Bergamasker [und andere vor allem norditalienische] Bauernsöhne›*, erinnert sich ein Informant, *‹hätten wir hier nie das ganze Heu einbringen können. Die kamen hierher, nachdem sie bei sich zu Hause, oft auf dem eigenen Hof, geheut hatten. Dann gingen sie zurück und einige von ihnen kamen oft noch einmal, für das Emd. Auch auf einigen Alpen waren Bergamasker angestellt.›*[12] Die Landwirtschaft, die sich wie die Hotellerie als Arbeitgeber betätigte, war aber nicht nur als deren Zulieferer wichtig. Verschiedene Hoteliers waren auch Besitzer eines Bauernbetriebes, zu dem sie durch Erbe, Heirat oder Kauf gekommen waren. *‹Die Badrutts hatten einen Betrieb im Albulatal›*, weiss ein Landwirt. Diese Tatsache lässt sich teilweise mit den Bedürfnissen der Hotels begründen, die nicht selten selbst Pferde hielten und deshalb an einer eigenen Heuproduktion interessiert waren: *‹Das Kulm hatte vier Pferde, das Palace hatte welche, das Suvretta ebenfalls. Die transportierten viele Waren und Gäste selbst›*, erinnert sich ein in der Fuhrhalterei tätiger Informant. Erklärbar ist die Tendenz, dass Hoteliers sich landwirtschaftlich diversifizierten, jedoch nicht bloss mit dem Heubedarf für die eigenen Tiere. Die Bauernbetriebe versprachen auch eine Sicherheit und Konstanz, die in klarem Kontrast zum krisengewohnten Gastgewerbe stand: *‹Wenn alles schiefgegangen wäre, hätte man sich immer noch auf die Arbeit in der Landwirtschaft zurückziehen können›*, berichtet der Informant weiter. Er vergisst aber nicht, dass die Landwirtschaft nicht nur sentimentalen Wert oder jenen einer Rückversicherung hatte. Der Besitz an Boden hatte seine grosse Bedeutung, die ihm in der Landwirtschaft zukam, auch im touristischen Umfeld behalten.[13]

Die Grösse und die Qualität ihrer Grundstücke waren weiterhin

12 Die Krise der Dreissigerjahre liess dann die Landwirte ihrerseits die Probleme von Arbeitgebern kennenlernen: Wegen der Arbeitslosigkeit in der Schweiz erteilten die Behörden ausländischen Arbeitskräften Einreisebewilligungen nicht oder nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen. Eine Intervention in Bern wurde geplant, erwies sich dann aber als unnötig, als der oberengadinische landwirtschaftliche Verein 'Alpina' mit dem kantonalen Finanzdepartement eine Lösung fand und ein Kontingent von italienischen Heuern zugewiesen erhielt. (Vgl eP, 14. Juni 1934)

13 Für eine eingehende Darstellung der vor-touristischen Landwirtschaft des Unterengadins vgl. Mathieu (1987). Wenn auch die klimatischen Bedingungen dort günstiger sind als im oberen Talteil, so ist der Text bezüglich Bodenbesitz und der ihn organisierenden Verwandtschaft auch für das Oberengadin erhellend. Derselbe Autor stellte die inneralpine Landwirtschaft des Engadins und Graubündens kürzlich auch in einen weiteren geographischen und zeitlichen Zusammenhang (Mathieu 1992).

wichtige Kriterien zur Bestimmung der Stellung einer Familie innerhalb der Gesellschaft. Die Kenntnisse, welche Parzellen wem gehörten, waren umgekehrt weiterhin ein wichtiger Aspekt der Kompetenz für die Mitglieder der dörflichen Gesellschaften, die sich als Einheimische verstanden. Geändert hatten sich mit dem Tourismus jedoch die Möglichkeiten, die Bedeutung des Bodenbesitzes zu realisieren. Der Boden konnte nun auf ganz andere Weise ertragreich genutzt werden. Die Grundstücke, die bisher vor allem der Produktion von Gras gedient hatten, erfuhren wegen den Platzbedürfnissen des Fremdenverkehrs eine schnelle und enorme Wertsteigerung, welche aus ihnen potentiell Spekulationsobjekte machte. Boden konnte rasch in einmaligen und grossen finanziellen Gewinn verwandelt werden. Dass sich damit für die Grundbesitzer, die sich weiterhin in der Landwirtschaft betätigen wollten, nicht nur Vorteile verbanden, war schon vor dem Ersten Weltkrieg beschrieben worden:

‹Ganz auffallend ist die Steigerung in den Bodenpreisen an Orten mit Fremdenverkehr. Dass diese auch ihre Nachteile für die Landwirtschaftsbetriebe hatte, ist ausser Zweifel, und man kann die Landwirte nicht genug davor warnen, ja nicht zu teuren Boden zu kaufen oder zu teure Güter zu übernehmen. Aber ganz gewiss hat die Steigerung des Bodenwertes für viele auch bedeutende greifbare Vorteile gehabt. Wer in Davos irgend ein Stück Land zu Fr. 25 per m^2 oder in St.Moritz zu 32 Fr. oder gar zu 72 Fr. per m^2 oder auch nur in Schuls zu 9 Fr. per m^2 verkaufen konnte, dem war unzweifelhaft geholfen, und manches Schuldenbäuerlein verdankte seine Rettung der Baulust des Fremdenverkehrs. Aber nicht bloss die Bauplätze wurden teurer bezahlt; auch der übrige Boden stieg im Wert. Dass dadurch das Vermögen der Landwirte stieg, ist ausser Zweifel. Mag auch da oder dort ein Bauer zu früh irgend ein Stück Boden verkauft haben, so dass ihm der grössere Gewinn entging und ein Spekulant denselben einsackte. Solche Ausnahmen stossen die Regel nicht um. Das Vermögen der Eigentümer von Grund und Boden stieg, wenn auch nicht alle Bauern nach dem Muster eines meiner ehemaligen Klassengenossen halbe oder ganze Millionäre wurden.› (Barblan, G. 1908:39f)

Lebenshaltungskosten

Die enge Bindung aller wirtschaftlichen Tätigkeiten und ihrer Bedingungen an die Hotellerie kann aber auch aus einem anderen Blickwinkel betrachtet werden. Nicht nur die Arbeit der Einheimischen und der Wert ihres Besitzes war nämlich durch den Fremdenverkehr konditioniert, auch als Konsumenten und in der Freizeit lebten die Bewohner der Touristenorte und des Oberengadins überhaupt im Schatten der Hotellerie. Am deutlichsten zeigt sich auch das in finanzieller Hinsicht.

Viele Güter des täglichen Bedarfs waren im Oberengadin, wo praktisch nur Milch, Fleisch, etwas Gemüse in Privatgärten und Brennholz sowie Elektrizität produziert werden konnte, durch die Transportwege schon verhältnismässig teuer. Und das Luxusgewerbe Hotellerie vergrösserte zwar die Einfuhren ins Tal, trug aber nicht zu einer Herabsetzung der Preise bei. Eine vom Schweizerischen Postbeamtenverband während der Monate November und Dezember 1925 in den fünf bündnerischen Gemeinden Arosa, Davos, Pontresina, Samedan und St.Moritz durchgeführte Erhebung (Freudiger, s.a.) ergab Lebenshaltungskosten, die deutlich über dem schweizerischen Mittel lagen. Ohne Obst und Gemüse zu berücksichtigen betrug *‹die Differenz [für eine Familie] rund Fr.180.— zu Ungunsten der Höhenkurorte, deren Nahrungskosten damit zirka 11% höher stehen, als jene des Landesmittels (Davos 8%, St.Moritz 13%).›*[14] Und: *‹Die Differenz würde noch grösser, wenn Gemüse und Obst ebenfalls berücksichtigt würden, da diese Artikel, wie allgemein bekannt ist, in den Höhenkurorten stets empfindlich teurer zu stehen kommen, als im Flachland. ... Danach waren Gemüse und Obst in den bündnerischen Höhenorten also durchschnittlich 68%, d.h. 2/3 teurer als in der Stadt Bern.› (Freudiger, s.a.:2f)*

Und auch zur Befriedigung anderer Bedürfnisse waren im Oberengadin grössere Beträge aufzubringen als im schweizerischen Mittel: *‹Der Ausgabenbetrag für Brennstoffe (ohne Gas) und Seife ... stellte sich in den fünf graubündischen Höhenkurorten durchschnittlich rund Fr. 30.— oder 18% höher, als im Landesdurchschnitt.›* Noch nicht berücksichtigt sind dabei die längere, durchschnittlich sieben bis acht Monate dauernde Heizperiode und die oft tieferen Temperaturen, die *‹einen Mehraufwand an Heizungskosten von rund Fr. 200.—›* nach sich zogen *(Freudiger, s.a.:4)*. Zählt man zu diesen Auslagen noch die Wohnungszinsen, um die Ende der Zwanziger- und zu Beginn der Dreissigerjahre in St.Moritz intensiv geführte Diskussionen entstanden, so wird klar, dass einige Familien von grossen finanziellen Problemen geplagt waren. Wohnungen für weniger als 1'500 Franken jährlich wurden offenbar nicht angeboten, und Arbeiterlöhne überstiegen praktisch nie 3'000 Franken pro Jahr. Neben der Luxushotellerie und in scharfem Kontrast zu ihr gab es in den Oberengadiner Gemeinden während der Zwischenkriegszeit demnach auch eine soziale Frage. Die lokale Bevölkerung differenzierte sich stark nach weit auseinanderstrebenden Vermögens-

14 Für Pontresina wird der absolute Wert mit Fr.1'890.40 und für Samedan mit 1'837.15 angegeben. In St.Moritz hatte eine Familie — von der allerdings nicht gesagt wird, wie gross sie ist — im Jahr für Nahrungsmittel (ohne Obst und Gemüse) Fr.1'894.10 aufzuwenden, während das Landesmittel bei 1'670 Franken lag (vgl.Freudiger, s.a.:2).

und Einkommensverhältnissen. Nahrungsmittelpreise zum Beispiel waren auch 1937, im Zusammenhang mit der 30%igen Abwertung der schweizerischen Währung, ein öffentlich diskutiertes Problem. Der Brotpreis war im Engadin wegen der grossen Frachtkosten höher als anderswo: *‹Weil aber die Gebirgsbevölkerung durch diese Verteuerung schlechter gestellt wäre als die Flachlandbewohner, hat die hohe Regierung seit Jahren eine Rückvergütung an die Familien ausbezahlt, die nach einer früheren Berechnung ungefähr 5 Cts. pro kg gegessenes Brot ausmacht, sodass der Brotpreis mit 42 Cts., wie er im Engadin besteht, dem mit 37 Cts. in Chur festgesetzten gleichkommt.› (eP, 12. Januar 1937)* In derselben Ausgabe der Engadiner Post wurde der Preis von Backwaren in einem weiteren Leserbrief auch aus anderer Sicht ins öffentliche Bewusstsein gebracht. Hoteliers beklagten das Ansteigen der Brotpreise, sie argumentierten im Hinblick auf die Gäste und ihre eigenen Verdienstmöglichkeiten, versuchten aber sofort, den Druck an das zuständige Zuliefergewerbe weiterzugeben. Die Episode belegt ganz deutlich die zentrale Rolle, welche die Hotellerie für sich in Anspruch nahm, den Druck, den sie aus dieser Position auf die regionale Wirtschaft auszuüben vermochte (und die Tatsache, dass sie auch vor erpresserischen Drohungen nicht zurückschreckte).[15]

Gleich nach dem Ersten Weltkrieg und im unmittelbaren zeitlichen Kontext des Generalstreiks von Anfang November 1918, zu einer Zeit, als ausserdem die Grippeepidemie immer noch Todesopfer forderte, wurde es in St.Moritz notwendig, eine 'Volksküche' einzurichten. Am 18. November eröffnet, gab sie jeweils zwischen 11.30 und 12.30 in St.Moritz Dorf, später auch in der Fraktion Bad, Suppe an die Bevölkerung ab, den Liter zu 50 Rappen. Besonders bedürftige St.Moritzer konnten ein Gesuch stellen um Reduktion des Preises auf 20 Rappen. Der Grippe wegen, um Ansteckungen möglichst zu verhindern, durfte die Suppe übrigens nicht in den Lokalen der Volksküche selbst verzehrt,

15 ‹Aus Kreisen der Celeriner Hotellerie wird uns geschrieben: 'In Ergänzung der Einsendung in der letzten Nummer der 'Engadiner Post', den neuen Brotpreis betreffend, muss die Hotellerie für das Kleinbrot, das den Gästen zum Frühstück serviert wird, seit dem 5. dieses Monats eine geradezu prohibitive Erhöhung feststellen. ... Wenn die neue Erhöhung nicht auf ein tragbares Mass zurückgeführt werden kann, müssen entweder die Hotelpreise ebenfalls erhöht werden und dadurch eine Frequenzverminderung sich auswirken, oder die Hotels müssen dazu übergehen, das Kleinbrot selbst zu backen; und in beiden Fällen werden die Herren Bäckermeister ihren Umsatz schrumpfen sehen. Auf alle Fälle kann der Bäckermeisterverband Oberengadin versichert sein, dass Einwendungen gegen sein Vorgehen bereits an zuständiger Stelle seitens der Hotellerie gemacht worden sind, deren Ergebnis wir nun abwarten wollen, bevor andere Vorkehrungen vorgenommen werden.'› Schon früher hatten die Preise einzelner Nahrungsmittel übrigens zu Auseinandersetzungen geführt: 1905 hatte in Samedan eine Preiserhöhung einen 'Milchkrieg' bewirkt (vgl. Barblan, G. 1908:29).

sondern musste von dort weggetragen werden. Am Tag ihrer Eröffnung benutzten ungefähr 70 Personen die neue Einrichtung, noch im Verlauf der selben Woche waren es schon fast 140 St.Moritzer, die sich in der cuschina populera bedienten (vgl. fE, 19. und 22. November 1918). Im März 1919 konnte die Presse eine regelmässige Kundschaft der Volksküche von täglich 100 Personen vermelden (fE, 11. März). Ausser über die Zusage finanzieller Hilfestellung beteiligte sich die lokale Elite auch auf andere Weise am Zustandekommen und Funktionieren der karitativen Einrichtung: Ein Komitee für die Volksküche setzte sich zusammen aus Frau Dr. Bernhard (Präsidentin), Frau Tognoni, Frau Piedermann und Frau Streng sowie den Herren Jilli, Naegeli und Pfarrer Hoffmann, dem 'Tourismusförderer' (vgl. fE, 5. November 1918). Als Mitglieder eines Exekutivkomitees der Küche waren am 18. Oktober 1918 vom selben Blatt die Damen Hartmann, Bon und Christoffel sowie die Herren Jilli, Pedrolini und Lehrer Willy genannt worden. Gemeinsam ist den beiden Komitees die Präsenz von Frauen; Frauen, die sonst in der Zwischenkriegszeit nie in öffentlichen Funktionen auftraten.[16]

Politik

Die Zwischenkriegszeit begann im Oberengadin also mit einer auffälligen sozialen Episode. An der Volksküche zeigten sich die Diversität der Bevölkerung und die Vordringlichkeit wirtschaftlicher Probleme. Auf politischer Ebene begann die Zwischenkriegszeit ebenfalls mit einem bemerkenswerten Ereignis, das allerdings auf nationaler Ebene höhere Wellen warf als auf oberengadinischer: der Generalstreik von Anfang November spielte in St.Moritz und Umgebung zwar als Thema eine Rolle, tatsächlich zu spüren war er aber nur im Bahnverkehr: Die Saison war noch nicht angelaufen, so dass die wichtigsten Arbeitgeber

16 Ausnahme sind die protestantischen Theologinnen, deren Berufsausübung als Pfarrerinnen auch in der regionalen Presse diskutiert wurde. Seit den Zwanzigerjahren gab es auch vereinzelte Skilehrerinnen im Oberengadin. Unter ihnen gelangte vor allem Elvira Osirnig aus Silvaplana zu Bekanntheit: sie wurde 1931 Bündner Skimeisterin und war als Skilehrerin dem Palace und später dem Kulm Hotel von St.Moritz verbunden (vgl. Robbi s.a.). Die Frauen, welche sich um die Volksküche verdient machten, trugen grösstenteils Namen, die im St.Moritz und im Oberengadin der Zwischenkriegszeit eine gewichtige Rolle spielten: Dr.Bernhard tat sich verschiedentlich in öffentlichen Diskussionen hervor und erlangte als Erfinder einer 'Heliotherapie' fachliche Bekanntschaft. Hartmann ist der Name eines bis 1927 als Kreisrichter tätigen St.Moritzers und vor allem einer der bedeutendsten Architektenfamilien des Engadins. Christoffel hiess ein ins Kreisamt eines Friedensrichters gewählter Förster, der auch Vorstandsmitglied der Ortskrankenkasse war. Der Name Bon schliesslich ist eng mit dem Suvrettahaus verbunden (Direktor Hans Bon war in den Dreissigerjahren auch Präsident des Hotelier-Vereins und bis 1928 freisinniges Mitglied des Gemeindevorstandes). Das bekannte Muster, nach welchem die Ehefrauen von politisch und wirtschaftliche prominent aktiven Männern sich karitativ betätigten, funktionierte also auch in St.Moritz.

von einer allfälligen Beteiligung ihrer Angestellten an der Streikbewegung gar nicht hart getroffen worden wären. Ausserdem beschloss die zuständige Arbeitnehmerorganisation, die Union Helvetia, sich vom Streik zu distanzieren.[17] Befriedigt stellte der Fögl d'Engiadina am 1. August 1919, als wieder Streikdrohungen laut geworden waren, fest, dass es auch diesmal nicht so weit gekommen sei:

‹Es war der heutige Tag, für den der allgemeine Streik auch für die Hotelangestellten ausgerufen werden sollte. Aber weder hier noch anderswo wollen diese einen unmotivierten und überflüssigen Tanz riskieren, da unsere Angestellten mit ihrem Los zufrieden sind und keine Ungerechtigkeiten gegenüber ihrem Patron begehen wollen. Wie uns gesagt wurde, sprach sich die grosse Mehrheit gänzlich gegen den Widerstand aus.›[18]

Die wichtigste Arbeitnehmergruppe Graubündens, die 1918 in Streik trat, war das Personal der Rhätischen Bahn. Den heftigen Vorwürfen, die es dafür einzustecken hatte, begegnete es mit der Entschuldigung, dass keine revolutionären Tendenzen, sondern nur Solidarität mit den Eisenbahnern in der übrigen Schweiz die Teilnahme motivierte (vgl. eP, 3. Dez. 1918). Im Engadin selbst beschränkte sich die Teilnahme am Generalstreik, abgesehen eben von den Eisenbahnern, auf eine zentrale Veranstaltung in Zernez, die unter der Beobachtung von Armeetruppen stattgefunden hatte (vgl. fE, 19. November 1918). Die Erinnerung an den Streik als regionales Phänomen ist im Oberengadin nicht mehr sehr präsent:

‹Ich war damals noch zu jung, um mich an etwas erinnern zu können. Aber das war wohl hier nicht eine grosse Sache. Ausser den Bähnlern, wer hätte da überhaupt teilnehmen können an diesem Streik? Die meisten anderen Leute, die hier in den Touristenorten arbeiteten, waren Angestellte, weniger kämpferisch. Auch die Leute in den Hotels: die hätten so etwas nicht gemacht, ausserdem hatte es darunter auch Ausländer. Da hätten wohl die wenigsten eine Teilnahme am Streik riskiert.›

Und doch war das Thema im Moment ein wichtiges. So wichtig, dass ein in St.Moritz wohnhafter Ausländer des Landes verwiesen wurde. Der Fögl d'Engiadina publizierte am 19. November 1918 unter den Meldungen aus St.Moritz auch folgende zwei Zeilen: *‹Einer der aktivsten Agitatoren für den Streik erwies sich als Ausländer und wurde an die Grenze gestellt.›*

Auch das Ende der Zwischenkriegszeit stand in St.Moritz und im

17 Das Verhalten der UH während des Generalstreiks ist nachzulesen bei Fischbacher (1991:99ff).

18 Um den Text nicht unnötig zu komplizieren, werden im folgenden alle romanischen Zitate in deutscher Übersetzung wiedergegeben.

Engadin unter dem Eindruck der politischen Verhältnisse, die von nationaler und noch viel deutlicher als der Generalstreik von 1918 von internationaler Bedeutung waren: Im Gemeindearchiv von St.Moritz findet sich ein Dossier 'Korrespondenz betr. J. 1938', das 15 Kopien von Briefen enthält, mit denen jüdische Kunden von St.Moritzer Hotels aus Deutschland, Holland und England auf die saisonal verschickten Einladungen der Häuser reagierten. Und zwar mit dem Hinweis, sie könnten in diesem Jahr das Oberengadin nicht besuchen, da die schweizerischen Behörden ihnen ein 'J' in den Pass stempelten. Einige der Briefschreiber erwähnen auch die diskriminierende Tatsache eines Depots, das sie zu entrichten hätten, einer 'Judensteuer', als Grund für ihr Wegbleiben. Ins Gemeindearchiv waren diese an verschiedene Hotels adressierten Briefe gelangt, weil Gemeindepräsident Nater im Namen der kommunalen Behörde die grossen Häuser am Platz aufgefordert hatte, entsprechende Korrespondenz an die Gemeinde weiterzuleiten. Was hier deutlich wird, ist erstens die Unverträglichkeit von Tourismus und dieser Art von Rassismus und zweitens das enge Zusammenspiel von Politik und Hotellerie. Schon 1933 übrigens war St.Moritz — aber um einiges öffentlicher als 1938 — in den Sog der politischen Verhältnisse in Deutschland geraten, als der Ort, wegen eines Teils seiner deutschen Bewohner und Gäste, in Verdacht kam, eine 'Hitler-Filiale' zu sein.[19] So wie die italienische Bewohnergruppe in Italien geäusserter irredentistischer Gelüste oder faschistischer Politik wegen von schweizerischen Bewohnern des Oberengadins bisweilen offenbar mit einigem Misstrauen betrachtet wurden, so zeigten auch die Veränderungen in der deutschen Innen- und Aussenpolitik Auswirkungen auf das Zusammenleben der heterokliten Bevölkerung von St.Moritz. Diese Bevölkerung, die zum allergrössten Teil als Arbeitskräfte der Hotellerie und abhängiger Gewerbe ins Engadin gekommen war, in ihrer Zahl saisonal und mit den wirtschaftlichen Krisen stark schwankte, wies demnach einen nicht immer sehr grossen Zusammenhalt auf. Die *boom-town*, die St.Moritz seit den Anfängen des Tourismus war, band durch die Hotellerie zwar Leute eng an sich (und entliess sie auch wieder), schuf aber unter diesen

19 ‹Zur Frage der 'Hitler-Filiale'. In der Mittwochnummer der 'Volksstimme' verbreitet ein mit 'Argus' zeichnender Lokalkorrespondent eine geradezu alarmierende Meldung über angebliche Schnüffeleien seitens des hiesigen Stützpunktes der N.S.D.A.P., die auch im Interesse des Ortes richtiggestellt werden muss. ... Schon vor genannter Publikation, seither aber in noch vermehrterem Masse, hat sich die Kantonspolizei um gewisse herumgebotene Gerüchte dieser Art interessiert, ohne dass es ihr indessen gelungen wäre, etwas zu ihrer Bestätigung zu eruieren. Die Lokalpresse legt daher Wert darauf, den polizeilich festgestellten Sachverhalt festzuhalten, damit unsere deutschen Gäste erfahren, dass sie in St.Moritz keinerlei Belästigung infolge von 'Spitzeltätigkeit' zu gewärtigen haben.› (eP, 7. Oktober 1933)

oft bloss lose Verbindungen, die schon durch äussere Anlässe in Frage gestellt werden konnten.

Integration

Viele Zuzüger waren nicht durch langfristige ökonomische Perspektiven motiviert, sondern aufgrund der sich oft kurzfristig erhöhenden Bedürfnisse nach Arbeitskräften ins Oberengadin gewandert, ohne die feste Absicht, sich gerade hier eine Existenz aufzubauen. Die Bereitschaft, anderswo sich bietende Arbeitsmöglichkeiten zu ergreifen, war also gross. Um so mehr, als der Anteil junger Erwachsener im Oberengadin relativ hoch war.[20] Und die jahreszeitliche Unstabilität der Wohnbevölkerung von St.Moritz, welche durch die nur saisonale Präsenz vieler Hotelangestellter bedingt war, trug zur bloss teilweisen Integration bei, denn diese Hotelangestellten, die ihre Papiere nicht hier deponierten, konnten beispielsweise auch nicht vollberechtigt am politischen Leben der Gemeinde und der Region teilnehmen.[21] Die sprachlichen, konfessionellen und politischen Differenzen innerhalb der Oberengadiner Bevölkerung bildeten nie unüberbrückbare Gegensätze; aber sie gaben verschiedentlich dazu Anlass, innerhalb der rund um den Tourismus sich bildenden Gesellschaft Trennendes festzustellen. Die Bürger von St.Moritz zum Beispiel wussten sich mehrmals gegen Beschränkungen ihrer Rechte durch die Einwohnergemeinde durchzusetzen. Und dies nicht bloss in eher nebensächlichen Fragen wie beispielsweise dem Recht auf verbilligten Holzbezug, sondern auch in wirtschaftlich wichtigen Fragen wie der Zuständigkeit beim Verkauf von Boden aus öffentlichem Besitz. Der Schulser Men Rauch verteidigte die Rechte der Bündner Bürgergemeinden vor dem Grossen Rat so:

‹Wir lassen die Rechte der Bürgergemeinde nicht untergraben, sie existiert, die Bürger sind auch da, und an uns ist es, sie zu schützen. Die Niedergelassenen haben auch ihre Rechte, aber niemals sind sie mit

20 Im Bezirk Maloja, also in den Gemeinden des Oberengadins und des Bergells, betrug 1930 der Anteil der Personen zwischen 15 und 34 Jahren an der Gesamtbevölkerung über 41 Prozent. Im gesamten Kanton machte das entsprechende Segment nur knapp mehr als einen Drittel aus.

21 Die Ausgrenzung dieses Teils für den Gang der Hotellerie so dringend notwendigen Arbeitskräfte betraf auch noch ganz andere Bereiche. Obwohl sie einen guten Teil des Jahres, oft weit mehr als die Hälfte, aber eben mit Unterbrüchen, im Oberengadin verbrachten, waren sie auch in der Benützung der lokalen Infrastruktur den Einheimischen nicht gleichgestellt: Am 29. November 1938 erschien in der Engadiner Post eine Anzeige der Verwaltung der 'Drahtseilbahnen St.Moritz-Chantarella-Corviglia', welche die Regelung des Bezugs von verbilligten Fahrscheinen für Ortsansässige folgendermassen bekanntgab: ‹Die Ausweise werden nur abgegeben, wenn der Aufenthalt am Ort ununterbrochen mindestens sechs Monate beträgt und die Steuerpflicht der Gemeinde gegenüber erfüllt ist.›

Grund und Boden, mit Kultur und Eigenart so innig verwachsen, wie die Bürger. Sie sind an den Ort gekommen, um sich eine Existenz zu schaffen. ... Der Bürger aber ist innig mit der Scholle verbunden, er ist ein Stück seiner Heimat, er ist der Hauptträger des demokratischen Gemeinschaftsbewusstseins und so ist er auch der Träger der Sorge um das dauernde Wohlergehen der Heimatgemeinde.› (eP, 19. April 1934)

Zu solchen heftigen Äusserungen für eine Trennung der Bürgerprärogative von den Rechten der übrigen Schweizer Gemeindebewohner kamen die Unterschiede der nationalen Herkunft, die je nach internationaler Lage im Lokalen betont wurden. Von den 3'968 Personen, die 1930 in St.Moritz Wohnsitz hatten, waren 1'368, also mehr als ein Drittel, nicht Schweizer Bürger. Es gab auch keine lokalen und regionalen Anlässe und Veranstaltungen, in welchen die gesamte Wohnbevölkerung oder zumindest grosse Teile von ihr sich hätten darstellen oder wiedererkennen können. Über die ökonomische Abhängigkeit von der Hotellerie hinaus waren die Individuen nicht in eine Gesellschaft eingebunden, der daran lag, interne Kohärenz zu schaffen. Gerade deshalb wurde die Betonung der gemeinsamen Bindung an den Tourismus so bedeutend — ohne Rücksicht darauf, ob man sich mit Kapital oder mit seiner Arbeit daran beteiligte: Jede gesellschaftliche Situation, jedes Ereignis und jedes Thema gab den verschiedenen Bevölkerungsteilen Anlass, die Notwendigkeit zu formulieren, dass keine Entwicklung oder Stellungnahme oder Absicht den Gang und das Gedeihen des Fremdenverkehrs stören dürfe. So stark band der Tourismus die Bewohner des Oberengadins an sich, dass eine Gesellschaft entstehen konnte — und wegen den grossen Bevölkerungsbewegungen, den massiven Abwanderungen und den Zuwanderungen in Phasen des Aufschwungs immer neu entstand —, die ihren Zusammenhalt eben in dieser einen Gemeinsamkeit fand. Löste sich die Bindung der Individuen an die Hotellerie und an ihr wirtschaftliches Umfeld — beispielsweise durch Arbeitslosigkeit — so drohte ihre gesellschaftliche Integration sofort schwach zu werden. Die formellen Strukturen und informellen Kontakte, welche die oberengadinische Gesellschaft organisierten, die Bewohner der Gemeinden ausserhalb der Arbeit miteinander in Verbindung brachten, waren ihrerseits durch die touristischen Konjunkturen konditioniert. Die Vereine beispielsweise, in denen sich wichtige Teile des geselligen Lebens abspielten, waren in verschiedener Hinsicht vom Gang des Tourismus abhängig. Einige dieser Zusammenschlüsse, besonders die mit sportlichen Zwecken, verdankten sogar ihre Existenz der Hotellerie. Und die persönlichen Kontakte, die nicht in institutionalisierten Strukturen stattfanden, waren mindestens deshalb von der Hotellerie beeinflusst, weil diese allen Personen einen Platz in der Gesellschaft zuwies.

Die Begegnungen zwischen Individuen spielten sich schon deshalb immer in einem Verhältnis zum Tourismus ab, weil sie an Orten stattfanden, die ihre Gestaltung aufgrund der Bedürfnisse der Hotellerie erfahren hatten. Die Restaurants waren vor allem touristische Infrastrukturen, die Strassen und Plätze der meisten Oberengadiner Dörfer wären andere gewesen ohne die Hotellerie und die Wohnungen und Wohnhäuser der meisten Leute im Tal waren überhaupt erst im Sog des Tourismus entstanden. Und nicht zuletzt war die Landschaft, ursprünglicher Anlass für die Entstehung einer Hotellerie, von dieser nach ihrem Verständnis definiert und gestaltet worden. Die ersten bedeutenden Modifikationen nach dem Bau der frühen grossen Hotels seit den Sechzigerjahren des letzten Jahrhunderts erfuhr das Oberengadiner Landschaftsbild mit dem Bau der Eisenbahn. Dann waren es das Wachsen vieler Dörfer, der Ausbau des Strassennetzes zur Autotauglichkeit und schliesslich die Bahnen und Skilifte an den Hängen über den Dörfern, welche den Lebensraum ihrer Bewohner touristisch markierten. Diesem Raum und den Möglichkeiten, sich in ihm zu bewegen, wenden sich die folgenden Abschnitte über das Transportwesen und die Auseinandersetzungen über die Stromproduktion zu. Obwohl es dabei auch um das Verhältnis des Tals zu seinen Nachbarn geht, wird schon da einiges von der Art der Kontakte deutlich, welche im Oberengadin die Menschen untereinander verbanden. Noch stärker ins Zentrum des Interesses rücken diese Beziehungen dann in den Kapiteln zur Politik und zum übrigen gesellschaftlichen Leben des Oberengadins in den Touristenorten und vor allem in St.Moritz.



Flugzeug auf dem St.Moritzer See. In der Bildmitte das 1944 abgebrannte Grand Hotel (Archiv Engadin Press AG, Samedan)

I. Transport und Energieproduktion

Die Fremdenindustrie, wie der Tourismus vor allem vor dem Zweiten Weltkrieg bisweilen genannt wurde, bedarf unterschiedlicher Transportmittel und grosser Mengen verschiedener Arten von Energie — um so mehr, wenn sie in einem alpinen Hochtal ihren Sitz hat. Lange Zufahrtswege und anforderungsreiche klimatische Bedingungen (die durchschnittlichen wie die tiefsten Temperaturen) machen den Verbrauch vieler Kalorien notwendig, um Personen und Waren ins Engadin zu bringen und ersteren dort den Aufenthalt angenehm zu gestalten. Um den Transport von Menschen und Gütern und um die Produktion von (auch dazu verwendbarer) Kraft geht es in diesem Kapitel. Der öffentliche und der private Verkehr ins und im Engadin sowie die umstrittene Erzeugung von elektrischer Kraft sind wichtige Aspekte des oberengadinischen Tourismus, zu welchen schriftliche und mündliche Quellen ausgiebig Auskunft geben. Interessant sind diese Quellen auch deshalb, weil sie den oft starken Willen zur Innovation und den manchmal heftigen Widerstand gegen Veränderungen darzustellen vermögen, einen Widerstand, der nicht mit konservativen gesellschaftlichen Einstellungen einhergehen muss. Die Vertreter der Hotellerie hatten sehr genaue Vorstellungen davon, welche wirtschaftlichen und technischen Entwicklungen wo in ihrem Umfeld zuzulassen waren und welche wann verhindert werden mussten. Die Modernisierung betraf aber nicht allein den Verkehr und die Energieproduktion. Erneuert wurden in der Zwischenkriegszeit die Möglichkeiten der Kommunikation überhaupt: auch die Telegraphie, das Telephon und das Radio hielten rasch und wirksam Einzug in die engadinische Gesellschaft, die damit in gewisser Hinsicht an der Spitze zeitgenössischer Entwicklungen stand. Keine der Neuerungen betraf bloss den Fremdenverkehr, immer wirkten die grossen und kleinen von ihm unternommenen (oder behinderten) Entwicklungsschritte — zu denen es früher oder hier eben später auch ohne seine Initiative gekommen wäre — auf die oberengadinische Gesellschaft als ganze. Die Veränderungen des Tourismus und die neuen von ihm eingesetzten (Transport-)Techniken veränderten das Leben im Engadin insgesamt. An diesen Beschleunigungen des Verkehrs von Menschen, Gütern und Informationen, deren Propagatoren im Oberengadin hauptsächlich der Tourismus und die von ihm direkt abhängigen Gewerbe waren, sowie an den (unterschiedlichen) einheimischen Reaktionen darauf, lassen sich auch Einschätzungen der Hotellerie und Verhältnisse zu ihr ablesen.

Transport

Bis 1914 war der 1888 begonnene Bau des Schienennetzes der Eisenbahnen Graubündens (mit Ausnahme der 1926 eröffneten Oberalpstrecke) abgeschlossen.[1] Das Engadin war von der Rhätischen Bahn 1903 erreicht worden, als dank des Albuladurchstichs die Züge bis Celerina gelangten und von dort ab 1904 schliesslich bis St.Moritz weiterfahren konnten. Ins Unterengadin verlängert wurde die Linie bis 1913, und schon von 1910 an führte die Bernina-Bahn Einheimische und Gäste sommers (ab 1914 ganzjährig) vom Engadin ins Puschlav und ins veltlinische Tirano. Vor der Eröffnung der Bahnlinie hatte die einzige Möglichkeit, von Norden her fahrend ins Engadin zu gelangen, in der Benützung der Postkutschen bestanden, welche über die Pässe Julier und Albula die Touristen ihrer Bestimmung zuführten. Der stetigen Steigerung der Zahlen von beförderten Personen entsprach die zunehmende Bedeutung des Tourismus vor dem Ersten Weltkrieg. Und der Rückgang der Zahl von Postkutschenreisenden im Jahrzehnt nach 1900 erklärt sich aus der Eröffnung der Albulabahn.

Tabelle 6: Zahl der Postkutschenreisenden ins Engadin zwischen 1882 und 1908

	1882	1890	1900	1908
Julier	10'431	13'539	22'706	1'527
Albula	6'525	8'614	22'469	—

Quelle: Lenggenhager (1911)

Die Erschliessung Graubündens durch die Eisenbahn, welche auf einigen Strecken die Postkutschen ersetzte, war gleichzeitig Resultat und Mittel der intensiven touristischen Bewirtschaftung von landschaftlichen und klimatischen Vorzügen. Zwar wurden nicht alle je geplanten Linien auch tatsächlich gebaut — die Verlängerung der Strecke durch das Engadin in westlicher und östlicher Richtung durchs Bergell bis Chiavenna und ins Tirol beispielsweise blieb aus —, aber dafür soll nicht ausschliesslich der Erste Weltkrieg verantwortlich gewesen sein. Eine der tradierten einheimischen Versionen will sich an Widerstände gegen den Bahnbau erinnern, die diesem aus den Kreisen des Fremdenverkehrs erwuchsen. Einige St.Moritzer Hoteliers hätten sich auch deshalb gegen eine Bergeller Bahn gewehrt, weil sie befürchteten, die Gemeinde werde so vom Reiseziel zum (bestenfalls privilegierten) Durchgangsort deklassiert. Neben solchen wirtschaftlichen Überlegungen spielte aber auch das politische Kräfteverhältnis und dessen (be-

1 Zu ihrer Geschichte vgl. z.B. Rhätische Bahn (1939), Fuchs (1938) und Catrina (1972) sowie Zimpel (1958). Überblicke zu den Bündner Bahnen finden sich bei Töndury-Osirnig (1946) und Pieth (1945).

fürchtete) Verschiebung eine Rolle in den ablehnenden Stellungnahmen zum Bahnbau. Ein Teil der St.Moritzer soll sich mit politischen Begründungen und Bedenken gegen den Anschluss der eigenen Gemeinde ans Bahnnetz gewehrt haben. Die Präsenz von Bauarbeitern und Bahnangestellten, welche von den Einheimischen angeblich insgesamt als der Sozialdemokratie zugehörig identifiziert wurden, schien mit den bestehenden, politischen Gepflogenheiten unvereinbar und überhaupt nicht in den touristischen Rahmen des Oberengadins zu passen: Hierhin gehörten als Auswärtige nicht Arbeiter, sondern — abgesehen von den Gästen — Bedienstete. Und diese sollten nicht Einheimische, möglichst nicht einmal Niedergelassene werden, sondern saisonal migrierende Arbeitskräfte bleiben, in den Hotels tätige Angestellte, welche ausserhalb derselben nicht zu sehen sind. Dass die Bahnlinie dennoch bis St.Moritz weitergeführt wurde, macht den Druck deutlich, der Überlegungen wie die zitierte dem Zwang zur Modernisierung unterliegen liess. Die Möglichkeit zu bequemem, sicherem und schnellem Transport von Hotelgästen durch die Bahn mussten ganz einfach genutzt werden. Zuviel durfte die Hotellerie sich von der neuen Beförderungstechnik erhoffen, als dass die Opposition gegen die Bahn eine Mehrheit gefunden hätte. So attraktiv schien die Bahn für den Tourismus, dass die entstehenden Widersprüche in Kauf genommen wurden. Einer dieser Widersprüche betraf die Linienführung der Bahntrassees. Anders als im Unterengadin mit seinen steileren Talseiten, sollen im oberen Engadin — so die erinnerte Interpretation — nicht ingenieurtechnische Gründe den Ausschlag für den Bau der RhB-Bahnhöfe am Rand oder sogar einigermassen abseits der Dörfer gegeben haben. Es seien vielmehr wiederum politische Bedenken gewesen, welche die marginale Streckenführung bewirkten. Die Sphäre der Bahn und der dort verrichteten Arbeit sollte möglichst klar von jener des Dorfes und vor allem von jener der Hotels geschieden werden. Dies besonders dann, wenn — am deutlichsten war das in Samedan der Fall — auch der Bau von Wohnhäusern für das Bahnpersonal in Bahnhofsnähe geplant war. Ein Informant fasste die Vorstellungen so zusammen:

‹Man glaubte, alle von der Bahn seien Rote, und die wollte man auf Distanz halten. Man hatte Angst vor ihnen, denn man hatte keine Erfahrung mit ihnen. Es bestand die Gefahr, dass plötzlich Fremde im Ort das Sagen gehabt hätten. Einige wollten das verhindern, indem sie gegen die Bahn waren. Gäste sollten herkommen, nicht Bähnler! Diese Haltung spürte man auch noch in der Zwischenkriegszeit. Und eigentlich auch noch später.›

Allerdings bewirkte schon die architektonische Charakteristik der engadinischen Dörfer mit ihren engen Gassen eine bestimmte Trassie-

rung: Die Bahn konnte gar nicht durch die Dörfer geführt werden, der dazu nötige Platz fehlte ganz einfach. Dennoch weisen Zitate wie das obige darauf hin, dass den Vertretern der Hotellerie zugetraut wurde, jede Gefährdung der politischen Abstützung ihres Gewerbes mit radikalen Mitteln zu bekämpfen. Wer in erwähnter Weise über die Eisenbahn spricht, sagt also immer auch etwas über die Hotellerie: Die Segregation ist eines ihrer wichtigen Prinzipien — innerhalb der Häuser sind Gäste und Bedienstete voneinander getrennt, in den Dörfern unterscheiden sich die Hotels, zu denen Einheimische nur unter bestimmten Voraussetzungen Zutritt hatten, klar von der zeitlich vor und räumlich neben ihnen gebauten Umwelt. Von der Hotellerie wird angenommen, dass sie dieses Prinzip der Segregation auch ausserhalb der eigenen wirtschaftlichen Zuständigkeiten durchzusetzen vermag. Und im vorliegenden Fall wird die Trennung erst noch als offensichtlich politische gewertet. Konkurrenzlos will der Tourismus betrieben werden, zu Kompromissen sind die Hoteliers nur dann bereit, wenn solche deutlich zu ihrem Vorteil ausfallen, wie eben beispielsweise im Fall des Eisenbahnbaus. Und der hatte die erwarteten positiven Konsequenzen: die steigende Zahl der Bahnreisenden bedeutete eine Zunahme der Hotelgäste.

Die öffentliche Hand stellte mit der Bahn — denn sie war ihre hauptsächliche Trägerin — der Hotellerie eine Infrastruktur zur Verfügung, für welche diese selbst nicht hätte aufkommen können und die in Krisenzeiten auch kräftig subventioniert wurde.[2] Klarer als durch diese Hilfestellungen liess sich die Bedeutung des Fremdenverkehrs für die kantonale Ökonomie kaum darstellen. Die Bahnen Graubündens durften sich allerdings ihrer privilegierten Stellung in der kantonalen Volkswirtschaft nicht sehr lange erfreuen. Ihr Monopol im Transportwesen verloren sie zwischen den zwei Weltkriegen, als eine neue Transporttechnik sich hier auch deshalb durchzusetzen begann, weil sie der Hotellerie besonders attraktiv erschien.

2 Einige Oberengadiner Gemeinden zahlten im Winter 1932/33 Beiträge an die Bewirtschaftung der Strecke vom Engadin ins Puschlav, welche 1943 mit der RhB fusionieren sollte: Poschiavo und St.Moritz: je Fr. 5'000; Pontresina: Fr. 4'000; Brusio, Celerina und Samedan: je Fr. 500, Zuoz: Fr. 300. (Vgl. eP vom 22. November 1932) Beiträge zu leisten gedachten also nur Gemeinden, die ans Bahnnetz angeschlossen und — das gilt allerdings nicht für die beiden Puschlaver Gemeinden Poschiavo und Brusio — touristisch interessiert waren. Als einzige Kommune des unteren Oberengadins beteiligte sich Zuoz an der Hilfsaktion zugunsten der Bernina-Bahn. Der Bund zahlte bis 1941 insgesamt fast 1,9 Mio Franken an die Betriebskosten der Bahn ins Puschlav, vom Kanton kamen Beiträge in einer Höhe von über 2,8 Mio Franken und verschiedene Gemeinden bezahlten ebenfalls bis 1941 über 2,2 Mio Franken an die B.B. (Vgl. Töndury-Osirnig 1946:61).

Automobilverkehr

Anders, ungebrochener als jenes zur Bahn war das Verhältnis der Hoteliers anfänglich zum Automobil. Es genoss in Tourismuskreisen zunächst eine praktisch ungeteilte Sympathie. Die Autos individualisierten den Verkehr und zogen nicht auf Dauer eine Arbeiterschaft ins Engadin, welche die regionalen Infrastrukturen belasteten und veränderten. Dem neuen Verkehrsmittel haftete im ersten Viertel des Jahrhunderts noch der Reiz des Sensationellen und Neuen an. Seine Konnotationen waren ebenso luxuriös und sportlich wie die der Oberengadiner Hotellerie selbst. Entsprechend früh versuchten die touristisch besonders interessierten Gemeinden des Tals und ihre Kur- und Verkehrsvereine, Graubünden den Personenwagen zu öffnen, und sei es vorerst nur auf Strecken, welche direkt in die Zentren des Fremdenverkehrs führten. So wichtig war das Automobil, dass es zum Anlass eigener Veranstaltungen, richtiger Zelebrationen wurde.

Gegen Ende der Sommersaison 1929, nachdem der Verkehr von Privatwagen in Graubünden schon liberalisiert war, führte St.Moritz eine erste ‹Internationale Automobilwoche› durch, die in der Publikation zu einer Neuauflage der Veranstaltung von 1930 so erinnert wird:

‹Eine Automobilwoche ist ein Novum, das St.Moritz schuf. Es war ja hierfür geradezu prädestiniert. Als internationaler Kurort, seit Jahren Treffpunkt der grossen Sportwelt. Inmitten jenem schönen, von Bergen umrandeten Tal, mit seinen eleganten Hotels, seinem gesellschaftlichen Leben, ist es der gegebene Ort für eine solche grosszügige Veranstaltung. Die letztjährige I. Automobilwoche war ein grosser Wurf, der voll und ganz gelang. Nach acht Tagen schönster Sporterlebnisse trennte man sich mit einem 'Auf Wiedersehn im nächsten Jahr!'›[3]

Mit Sternfahrten, Geschwindigkeits- und Streckenrennen (beispielsweise auf der Bernina-Passstrasse), Geschicklichkeitsprüfungen und Demonstrationen waren diese Wochen wichtige Etappen der Popularisierung der Autos im Oberengadin, gleichzeitig aber auch Magnet für Interessierte aus der weiteren Umgebung und damit ein Geschäft für die hiesige Hotellerie.

Das Prestige, welches dem neuen Transportmittel im obigen Zitat zugeschrieben wird, hatte vorerst nicht dazu führen können, dass die Automobile auch allgemein, d.h. von einer Mehrheit im Kanton, akzeptiert wurden. Nach einer Reihe von Abstimmungen zwischen 1907 und 1925 und nach oft heftig geführten Diskussionen musste sich jener Teil

3 Die Publikation, aus deren Ausgabe vom 17. August hier zitiert wird, erschien während der Veranstaltung in einigen Nummern als ‹Pro Auto. Standard-Bulletin. (Herausgegeben vom) Organisationscomité der II.Internationalen Automobilwoche St.Moritz, 18. - 24. August 1930.›

der bünderischen Bevölkerung schliesslich geschlagen geben, der sich gegen die Motorisierung des Strassenverkehrs gewehrt hatte. Die letzten wichtigen Beschränkungen für Personenwagen wurden 1925 aufgehoben, aber noch bis kurz vor dem Zweiten Weltkrieg sollte es dauern, bis auch Lastwagen einigermassen unbehindert auf bündnerischen Strassen zirkulieren konnten.

Eingeführt worden war das Verbot vom Kleinen Rat, der kantonalen Exekutive, am 17. August 1900: *‹...Das Fahren mit Automobilen auf sämtlichen Strassen des Kantons Graubündens ist verboten.›* Die dazu abgegebene Begründung ist fast ebenso kurz. Der Verkehr der Autos wurde untersagt, *‹da Fälle vorgekommen sind, in denen durch das Befahren der Strasse mit Automobilen der Post- und Fahrverkehr überhaupt gefährdet wurde, und da sich solche Fälle wiederholen und zu eigentlichen Katastrophen führen könnten›* (zitiert nach Maissen 1968:3). In einer Botschaft zum Gesetz von 1906 berief sich dieselbe kantonale Instanz für die Rechtfertigung des Verbots auf die Verhältnisse im Engadin, wo (wahrscheinlich italienische) Automobilisten als Ausflügler mit ihren Fahrzeugen aufgetaucht waren. *‹Seine Entstehung verdankt das Verbot von 1900 wirklicher Gefährdung und arger Belästigung des Strassenverkehrs im Engadin durch fremde Automobilbesitzer...› (Maissen 1968:13)* Noch schienen die Strassen und ihre bisherigen Benützer so wenig auf den privaten Motorfahrzeugverkehr vorbereitet, dass in den Augen der Entscheidungsbefugten die Nachteile des Autos seine Vorteile überwogen.

Abstimmungen

Total war das Verbot allerdings schon 1903 nicht mehr: die Strecke Ragaz-Chur wurde dem Autoverkehr geöffnet und für das übrige Kantonsgebiet konnten in den nächsten Jahren befristete Konzessionen zum Zweck einzelner Transporte bewilligt werden. 1907 und 1911 kam es zu zwei Versuchen einer Liberalisierung des Strassenverkehrs, die jedoch in Volksabstimmungen zu Fall gebracht wurden. 1915 verlangte eine Motion des Deputierten Meuli, dass der Kleine Rat prüfe, ob nicht eine gesetzliche Regelung des Autoverkehrs innerhalb gewisser Schranken möglich sei. Die Motion war unter anderem von interessierten Kreisen des Engadins begrüsst worden: *‹Der Standespräsident verlas ... eine Zuschrift des Kur- und Verkehrsvereins St.Moritz, der die Motion kräftig unterstützte.›* (Maissen 1968:50) Diese Episode zeigt die Interessenlage und die Bedeutung, welche Stellungnahmen des genannten Vereins offensichtlich auch auf kantonaler Ebene zukam. Klar wurden die Absichten der Tourismuszentren 1916 auch dank einer

Umfrage des Vorstehers des Bau- und Forstwirtschaftsdepartementes zum Automobilverkehr, denn der stellte fest, dass *‹nur die Hotellerie und technische Kreise ... den Autoverkehr begrüssen.›* Von den 205 an befahrbaren Strassen gelegenen Gemeinden antworteten 96 auf die schriftliche Befragung, 61 ausserdem ablehnend, 20 bedingt und bloss 15 bedingungslos zustimmend. Von den 39 Kreisämtern äusserten sich ganze 17: 9 ablehnend, 6 unter Vorbehalten und nur 2 uneingeschränkt positiv (vgl. Maissen 1968:52).

Dennoch war der Erste Weltkrieg eine wichtige Etappe auf dem Weg zur Legalisierung der privaten Motorfahrzeuge in Graubünden: Die militärischen Bedürfnisse machten die Befahrung und den Ausbau vieler Strassen im Kanton Graubünden notwendig und leisteten so dem privaten Verkehr Pionierarbeit, indem sie der Bevölkerung Anschauungsunterricht erteilten.[4] Der Bund gab sich 1916 durch eine Ergänzung der Verfassung ausserdem das Recht, einzelne Strassen dem Verkehr zu übergeben und alle Strassen des Landes für seine Bedürfnisse als befahrbar erklären zu können. Gleichzeitig nahm der Pferdebestand in Graubünden so drastisch ab[5], dass angeblich *‹das Transportwesen in bedenklichem Masse [gehemmt wurde] und man ... von einer 'Transportkrise'›* sprach. *(Maissen 1968:56)* Nachdem der Kleine Rat ab August 1918 Fahrbewilligungen an Private erteilen konnte, und nachdem der Kanton selbst im Gefolge der Grippeepidemie von 1918 auf Druck von Ärzten Fahrzeuge zum Transport von Medizinern und Patienten angeschafft hatte, kam es im November des selben Jahres zur Bildung eines Initiativkomitees, das sich die Änderung des Automobilgesetzes von 1911 zum Ziel gesetzt hatte. Träger dieses Komitees waren Organisationen, die ein professionelles oder wirtschaftliches Interesse an der Einführung des Automobils hatten: Der Ärzte- und der Tierschutzverein sowie der Feuerwehrverband wollten mit motorisierten Fahrzeugen ihre Arbeitsbedingungen verbessern, der Gewerbeverband sowie der Handels- und Industrieverband dagegen waren an der Motorisierung

4 Allerdings waren nicht alle entsprechenden Erfahrungen positiv bewertet worden. 1920 erinnerte eine Stimme im Fögl d'Engiadina vom 23. März folgendermassen an die Präsenz der Militärfahrzeuge: ‹Man sollte nicht so leicht den unauslöschlichen Eindruck vergessen, welchen die Militärautos auf das Volk machten, diese Träger der Arroganz, des Spottes und der Verachtung gegen das Ressentiment der Bevölkerung. Nur zu gut erinnert sich Graubünden an die unvorsichtigen und frechen Beleidigungen, welche — ohne die Möglichkeit, sich zu wehren oder zu protestieren — von Seiten verantwortungsloser und unhöflicher Offiziere und Fahrer ertragen werden mussten.

5 1911 gab es in Graubünden 5'714 Pferde, 1916 noch 3'994 und im April 1918 bloss noch 3'520. Selbstverständlich hatte diese Abnahme mit der Rekrutierung vieler Pferde in die Armee zu tun; der Pferdebestand in den Fremdenorten nahm aber auch zusammen mit den Gästezahlen jeweils rasch ab.

von weiten Teilen der Gesellschaft überhaupt interessiert, denn von einer solchen erwarteten sie eine Vermehrung der zu leistenden Arbeit, eine Intensivierung des Wirtschaftslebens.

Eine neue Gesetzesvorlage, welche die Regierung der kantonalen Legislative 1919 unterbreitete, wurde von dieser im Januar 1920 heftig diskutiert. Thema waren die in wirtschaftlichen Schwierigkeiten steckende RhB und die Möglichkeiten, sie vor Konkurrenz durch die Strasse zu schützen, dann wurde die Auto-Frage aber auch immer wieder im Licht des Fremdenverkehrs verhandelt: *‹Schliesslich brach ein weiterer Volkstribun eine Lanze für das [zuvor als unnötiger Luxus und als Sportgerät] geschmähte Auto, das 'heute' für die Hotellerie unumgänglich sei und damit auch für das Kleingewerbe und die Industrie, an deren Blühen und Gedeihen die gesamte Industrie ein Interesse haben müsse.›* Mit dem Fremdenverkehr wurde die kantonale Wohlfahrt beschworen und die Notwendigkeit einer Kohäsion behauptet, die es nie gegeben hat. Einige Befürworter des Automobils

‹appellierten an die oft bewährte Bündnerische Solidarität und, sich an die Vertreter der Landwirtschaft wendend, ersuchten sie, die Opposition gegen das Auto aufzugeben und der Hotellerie entgegenzukommen, um sie vor dem Zusammenbruch zu retten, wenigstens in dem Sinne, dass das Auto in beschränktem Masse zugelassen werde. Die Ein- und Ausreise per Auto sollte den Fremden zugestanden werden. Während ihres Kuraufenthaltes im Kanton könnte die Benützung des Motorwagens immerhin untersagt werden.› (Maissen 1968:64)[6]

Nach Verabschiedung der Vorlage durch den Grossen Rat kam es am 21. März 1920 zu einer dritten kantonalen Abstimmung zur Auto-Frage: Mit 14'644 Nein gegen 6'754 Ja wurde aber dieser neue Versuch zur Legalisierung der Motorfahrzeuge verworfen. In der Gemeinde St.Moritz, wo das Resultat mit 200 zu 257 Stimmen positiv ausgefallen war, hatte sich Kurdirektor Zutt zwei Tage vor der Abstimmung öffentlich zu

6 Anlässlich einer öffentlichen Versammlung in Scuol äusserte sich der Präsident der Kommission, welche den Gesetzestext vorbereitet hatte, Ständerat Laely, nach einem Bericht des Fögl d'Engiadina vom 19. März 1920 folgendermassen zum Thema: ‹Wir dürfen nicht vergessen, dass wir ein Kapital von über 120 Millionen Franken allein in die Hotellerie investiert haben und dass es unsere Pflicht ist, sie zu unterstützen, falls wir nicht mit ihr zusammen untergehen wollen. Allein die Steuern, welche die Hotellerie ablieferte, beliefen sich jährlich auf 800'000 Franken. Wir kennen die finanziellen Verhältnisse des Kantons und müssen uns fragen: Wer zahlt all die Steuern, wenn die Hotels nicht in Betrieb sind? Die mittelständische Kundschaft, welche wir vor dem Krieg hatten, wird sich Kuren in den Bergen nicht mehr erlauben können: der Wert ihres Geldes ist zu tief und die Kosten ihrer Ferien sind zu hoch. Deshalb werden wir für eine jahrelange Periode absolut von einer feinen Kundschaft (fein für die Hoteliers) abhängig sein, und die ist es gerade, welche Automobile besitzt und welche — um die heute so unangenehmen Zugreisen umgehen zu können — nur bis dorthin geht, wo sie mit ihren Wagen hingelangt. Wir werden deshalb den Verkehr mit diesem modernen Fahrzeug zulassen müssen, zum Wohle der Hotellerie, schliesslich aber auch in unserem eigenen Interesse.›

Wort gemeldet und die touristische Notwendigkeit der Legalisierung des Automobilverkehrs beteuert und so nicht nur seine, sondern auch die Meinung der wichtigsten Hoteliers klar gemacht (vgl. eP, 19. März 1920).

Zwei weitere kantonale Abstimmungen lehnten bis 1922 auch die Erlaubnis von Nutzfahrzeugen und die Motorisierung der Ärzte ab. Trotz dieser rasch aufeinanderfolgenden mehrheitlichen Absagen an den privaten Autoverkehr kam es 1923 zur Gründung einer bünderischen Sektion des Automobil-Clubs der Schweiz mit Sitz in Chur. Und kurz nach der Abstimmung vom 13. März 1921 fand am 17. Juli in Maloja eine Versammlung von Delegierten aller Gemeinden zwischen St.Moritz und Castasegna statt, an der diesen empfohlen wurde, Konsultationen zu einer beschränkten Öffnung der Strecke zwischen der Landesgrenze und St.Moritz für den Automobilverkehr durchzuführen, welche erst einmal für den Sommer des laufenden Jahres Gültigkeit haben sollte. Da die Befragungen durchwegs positiv ausfielen, schickten die Kommunen ein Gesuch nach Chur, in welchem der Gemeindepräsident von St.Moritz, Christian Gartmann, die Notwendigkeit der Verkehrsliberalisierung unter anderem folgendermassen begründete: *‹Es sei nur bemerkt, dass zahlreiche Amerikaner in Südfrankreich und an der Riviera sich aufhalten, welche mit ihren Autos, sobald sich die Landesgrenze bei Castasegna öffnet, bei uns einkehren werden. Erfahrene Leute im Hotelfach wissen, dass zum Beispiel in Paris geradezu darauf gewartet wird, dass das Auto baldigst den Weg in den Weltkurort und Fremdenplatz St.Moritz frei bekommt.› (Zitiert nach Maissen 1968:90)*
Dem Gesuch wurde schliesslich vom Bundesrat entsprochen: für die Zeit eines Monats war die Befahrung der Strecke erlaubt — mit der Einschränkung, dass auf der Strasse Maloja-St.Moritz nur morgens von sechs bis neun und abends von 18 bis 22 Uhr verkehrt werden durfte.[7]
Die Begründung des Gesuches macht deutlich, wie eng die Automobil-Frage mit der Hotellerie verknüpft war, wie sehr letztere die Möglichkeit der privaten Motorisierung ihrer Gäste zur Bedingung ihres eigenen Gedeihens machte. Die Hotellerie, die Zentralindustrie Graubündens, sah sich durch das Automobilverbot von einer Entwicklung abgeschnitten, welche in den touristischen Zentren und den Metropolen Europas, woher ihre Gäste zum guten Teil kamen, weit fortgeschritten war. Ihre Versuche, diesen Rückstand aufzuholen, wurden behindert durch eine andere, vor allem landwirtschaftlich definierte Sicht der Dinge, die ihrerseits einen kantonalen Sonderstatus beanspruchte. Es ist allerdings zu bemerken, dass die privaten Motorfahrzeuge auch Anlass

7 Vgl. fE vom 12., 19. und 26. Juli sowie vom 6., 12., 16. und 19. August 1921.

waren, der Hotellerie inhärente Interessenunterschiede zu erkennen, denn es nahmen nicht alle Vertreter dieses wichtigsten touristischen Gewerbes für das neue Verkehrsmittel Stellung: Anlässlich der Engadiner Hotelierversammlung in St.Moritz vom 28. August 1919, an welcher nach einem Zeitungsbericht bekannte Autogegner, Besitzer mittlerer und kleiner Häuser meist, nicht anwesend waren, hatten zwei Redner (aus Maloja und aus St.Moritz) auf eventuelle Unannehmlichkeiten hingewiesen, welche dem Engadin und den kleineren Hotels aus dem Automobil erwachsen könnten (vgl. fE, 5. September 1919). Die Begeisterung der Befürworter des Automobilverkehrs war aber deswegen nicht kleiner: Beispielsweise gab die Presse über die ersten Befahrungen der Strasse durch Honoratioren des Oberengadins und besonders von St.Moritz in Form von Erlebnisberichten Auskunft. Und selbstverständlich wurden diese Berichte erneut zur Beweisführung für die Notwendigkeit der Aufhebung des Automobilverbotes genutzt (vgl. fE, 13. September 1921).

Der öffentliche Strassenverkehr hatte unterdessen seinerseits eine Motorisierung erfahren, indem ab 1920 auf verschiedenen Strassen des Kantons Postautomobilkurse eingerichtet worden waren. Vom 1. Juni 1922 an war St.Moritz per Postauto mit Chiavenna und von 1923 an über den Julier auch mit Chur verbunden. Allerdings war auch die Motorisierung des öffentlichen Verkehrs nicht ganz ohne Auseinandersetzungen vor sich gegangen. In St.Moritz hatten die Streckenführung durch die Gemeinde (Auslassung des Bades), der Endpunkt der Linie (Dorf oder Bahnhof?) und — noch anlässlich der Feierlichkeiten zur Eröffnung — das misstrauische Verhalten des Schweizer Zolls bei Castasegna zu reden und zu schreiben gegeben.[8] Die Präsenz der Postautomobile auf einigen bündnerischen Strassen mochte den Modernisierungsdruck auf die Bevölkerung des Kantons weiter vergrössern. Juristisch war dieser Druck durch eine eidgenössische Abstimmung vom 22. Mai 1921 intensiviert worden: Sie legitimierte die im Krieg erlassene Ergänzung der Bundesverfassung, welche es den Behörden ermöglichte, dem Motorfahrzeugverkehr Strassen zu öffnen, wo ihnen dies notwendig schien. Damit sollte der *‹Eidgenossenschaft genau das [erlaubt sein], was das Bündner Volk in mehreren Abstimmungen, und zuletzt noch in diesem Winter, verhindert hatte.›* Eine solche im Fögl d'Engiadina vom 20. Mai formulierte, illusionslose Sicht der Dinge war Resultat dieses Drucks, der den Widerstand gegen die Motorfahrzeuge mit dem

8 Vgl. fE vom 7.2., 3.3. und vom 2.6.1922. Zur ersten offiziellen Fahrt des Postautomobils von St.Moritz durchs Bergell, die von Ansprachen und kleinen Festakten begleitet war, vgl. fE 2. Juni 1922.

Argument des drohenden bündnerischen Autonomieverlustes verkleinern wollte. Dennoch entschied sich Graubünden gegen die Änderung der eidgenössischen Verfassung und wurde dabei von Volk und Ständen prompt überstimmt. Eine Eingabe an den Kleinen Rat, an welcher St.Moritzer Kräfte massgeblich beteiligt waren[9], wollte der möglichen zwangsweisen Einführung des Automobilverkehrs zuvorkommen. Die kantonale Abstimmung, zu der es als Folge dieser Eingabe am 24. Juni 1923 kam, erlaubte es der Regierung, dem motorisierten Privatverkehr für eine Probezeit von zwei Jahren eine Nord-Süd-Verbindung (inklusive einiger Abzweigungen) durch den Kanton zu übergeben.[10] Die Meinungen blieben aber gespalten, denn mit 11'442 (55%) gegen 9'104 Stimmen hatte eine das Automobil betreffende Volksbefragung in Graubünden zwar zum ersten Mal eine befürwortende Mehrheit ergeben, die ablehnende Minderheit blieb aber weiterhin stark und die Gegensätze — beispielsweise der immer wieder behauptete zwischen Tourismus und Landwirtschaft — wurden weiterhin formuliert: Konnten die Befürworter das Auto als *‹Retter der rätischen Heimat›* definieren (fE, 26. Juni 1923), so begründeten einige unterlegene Gegner ihre Niederlage unter anderem mit dem Abstimmungstermin, zu dem viele Bauern sich auf den Maiensässen befunden und deshalb gar nicht an der Abstimmung hätten teilnehmen können (vgl. Maissen 1968:83). Am 18. Januar 1925 war ein weiterer kantonaler Versuch, das Autoverbot aufzuheben, in einer Volksabstimmung mit 10'912 Ja (45%) gegen 12'394 Nein gescheitert, noch einmal blieben die meisten Strassen Graubündens dem Autoverkehr grundsätzlich verschlossen.

Endgültig erlaubt werden sollte das Autofahren aber schon fünf Monate später, am 21. Juni 1925, als eine weitere Volksbefragung, die siebte zum Thema seit 1920 und die zehnte insgesamt, ein knappes kantonales Mehr von 52% für das Automobil ergab. Von Anfang an hatte das Oberengadin zu den Kreisen gehört, welche sich am automobilfreundlichsten zeigten.

9 Die Eingabe war ausser von bündnerischen Interessenverbänden auch von drei St.Moritzer Vereinigungen unterschrieben worden, nämlich vom lokalen Handels- und Gewerbeverein, vom Hotelierverein und schliesslich vom Kur- und Verkehrsverein St.Moritz.

10 Folgende Strecken wurden (unter Ausschluss der 'Gesellschaftsreisewagen') mit privaten Automobilen befahrbar: Tardisbrücke — Chur — Churwalden — Lenzerheide (mit der Abzweigung Alvaneu-Davos) — Tiefencastel — Julier — Silvaplana — St.Moritz — Samedan — Pontresina und Silvaplana — Maloja — Castasegna.

Tabelle 7: Abstimmungsresultate zu Automobilfragen in den elf Gemeinden des Kreises Oberengadin und im Kanton Graubünden ab 1920 [a] (Fett gedruckt sind die zugunsten des Automobils ausgefallenen Resultate)

	21.3.1920 Ja/Nein	13.3.1921 Ja/Nein	22.5.1921 [b] Ja/Nein	24.6.1923 [c] Ja/Nein	18.1.1925 Ja/Nein	21.6.1925 Ja/Nein
Sils	15 / 24	15 / 19	10 / 27	**37 / 11**	22 / 25	42 / 33
Silvaplana	22 / 40	21 / 40	17 / 33	**46 / 23**	31 / 45	30 / 34
St.Moritz	**257 / 200**	**244 / 191**	**196 / 132**	**443 / 110**	**731 / 353**	**566 / 169**
Celerina	**53 / 50**	**44 / 30**	29 / 46	**65 / 30**	**77 / 70**	**60 / 38**
Pontresina	28 / 83	29 / 85	27 / 84	**93 / 50**	60 / 91	83 / 108
Samedan	86 / 212	95 / 150	85 / 107	**158 / 75**	129 / 150	**134 / 131**
Bever	8 / 51	7 / 37	4 / 21	**21 / 19**	21 / 31	26 / 32
La Punt	13 / 26	5 / 34	10 / 31	**25 / 20**	14 / 30	**21 / 12**
Madulain	2 / 23	3 / 16	2 / 14	**10 / 6**	5 / 11	7 / 9
Zuoz	40 / 98	55 / 80	36 / 73	**78 / 35**	56 / 77	**72 / 52**
S-chanf	24 / 78	23 / 78	22 / 67	**60 / 30**	41 / 55	**53 / 35**
Total	548 / 885	541 / 760	438 / 633	**1'036/409**	1'187/938	**1'094/653**
Kanton	6'795/14'664	7'644/12'843	4'788/12'455	**11'420/9'056**	11'027/12'512	**11'282/10'244**

a) Nicht endgültige, sondern in der regionalen Presse kurz nach den Abstimmungen publizierte Resultate. Nicht angegeben sind die Resultate der Abstimmung vom 30. April 1922, als (negativ) über die Zulassung von Fahrzeugen für Ärzte entschieden wurde.

b) Eidgenössischer Urnengang betreffend die Artikel 37 bis und 37 ter der Bundesverfassung, zu dessen Resultat das bündnerische Ergebnis in Widerspruch stand.

c) Abstimmung über die Eröffnung eines Nord-Süd-Korridors für Automobile durch Graubünden.

Die Abstimmungen von 1923 und vom Juni 1925 ergaben zwischen Sils und S-chanf eine Mehrheit für das Automobil. Diese Mehrheit — und zuvor schon der im kantonalen Vergleich verhältnissmässig grosse Anteil an Ja-Stimmen — verdankt sich allerdings hauptsächlich dem Verhalten der Stimmberechtigten von St.Moritz, welche — von Celerina fast immer unterstützt — jeweils gegen die anderen Gemeinden des Kreises votierten. Bloss 1923 stimmte das Oberengadin geschlossen für den privaten Motorfahrzeugverkehr im Kanton. Es gab in der Automobilfrage also eine innerengadinische Spaltung. Die bestand noch in der Abstimmung vom Juni 1925, als bloss sieben der elf Kommunen (zum

Teil ausserdem sehr knappe) Ja-Mehrheiten in die Urnen legten. Immer waren es aber direkt am Tourismus interessierte Gemeinden, welche sich — ausser in der letzten Abstimmung von 1925, als etwa auch S-chanf dem Automobil zustimmte — für die Aufhebung des Automobilverbotes aussprachen. Die Umkehrung stimmt jedoch nicht: das touristisch sehr gut erschlossene Pontresina entschied sich 1925 — ebenso wie Silvaplana — noch zweimal gegen die Einführung des Autoverkehrs, und auch Samedan, der ‹Bähnlerort›, weist in der letzten Abstimmung bloss wenig mehr befürwortende Stimmen als ablehnende auf. Dennoch waren es schliesslich 63% der Oberengadiner Urnengänger, also eine deutlich stärkere Mehrheit als im Kanton, die sich für das Auto aussprachen.

Einschränkungen

Die oberengadinische Opposition gegen den Automobilverkehr war nun in der Minderheit; aber obwohl sie sich nach 1925 nur noch bezüglich schwerer Motorfahrzeuge an den Urnen ausdrückte, bestand sie weiterhin. Und sie spielte eine Rolle beispielsweise bei der Ausgestaltung der kommunalen Reglementierungen des Strassenverkehrs. Gleichzeitig wurden einige Befürworter des Autoverkehrs in ihrem Urteil unsicher. Zwar nicht grundsätzlich, aber doch immerhin so sehr, dass sie Ordnung verlangten: einige Aspekte des Autoverkehrs waren auch ihnen Anlass zu Klagen. Gleich nach dem Erfolg des Automobils setzte also eine Gegenbewegung ein, welche die Auswirkungen der neuen Möglichkeiten des Reisens zu kontrollieren trachtete. Ein verschiedentlich auch in der Presse behandeltes Problem war der Staub, welchen die Automobile auf den noch nicht asphaltierten Strassen aufwirbelten: er störte das Bild der Dörfer, die Spaziergänger und die Besitzer und Gäste jener Hotels, die an stark befahrenen Verkehrswegen lagen. Die Hoteliers von Silvaplana und mit ihnen eine Mehrheit der Gemeinde äusserten sich deshalb noch 1925, weil hier alle Hotels an der Durchgangsstrasse gebaut waren, zweimal gegen die Zulassung des Autoverkehrs (vgl. auch fE, 26. Juli 1921). Mit Bewässerung der Strassen und mit Bekiesungen wenigstens innerhalb der Ortschaften wurde gegen die störende Staubentwicklung vorgegangen. In St.Moritz mussten der Kurverein und die Gemeinde Kredite für entsprechendes Material und besonders für Wasserspritzen gewähren.[11] In engem Zusammenhang mit der Staubbildung stand die Geschwindigkeit der Fahrzeuge. Auch sie gaben immer wieder Gelegenheit zu Klagen und Diskus-

11 Vgl. z.B. die Ausgaben des fE vom 29. Juni 1923 und vom 11. Mai 1926.

sionen über strenge Reglementierung und deren Durchsetzung.

Tageszeitliche und saisonale Beschränkungen, wie sie während der versuchsweisen Öffnung der Strasse Castasegna — St.Moritz in den Jahren vor der generellen Zulassung der Personenwagen bestanden hatten, waren damals teilweise als zu streng empfunden worden. Sie kamen nun aber als Wunsch nach Regulierung der immer grösser werdenden Zahl von Automobilen ins Gespräch: es wurde die Forderung nach reduzierter Fahrerlaubnis laut, und dies z.T. eben auch von durchaus automobilfreundlichen Kreisen. Auf den 21. Dezember 1926 riefen der Kur- und Verkehrsverein, der Handels- und Gewerbeverein, der Hotelierverein sowie der Kutscherverein von St.Moritz zu einer Versammlung im Gemeindehaus auf. Die teilnehmenden Männer aus der Gemeinde und der näheren Umgebung stellten fest, dass der motorisierte Strassenverkehr — und zwar die Postautos und die Privatwagen ebenso wie die Camions — den Kur- und Sportbetrieb störe und die Wintersaison gefährde. Zu leiden hatten beispielsweise die Kutscher, aber auch andere Gewerbe und nicht zuletzt die Hotellerie. Deshalb verlangten sie von den Gemeindebehörden, sich beim Kleinen Rat (und indirekt auch bei den Bundesbehörden) dafür einzusetzen, dass die Interessen des Tourismus gewahrt bleiben und der Automobilverkehr im Winter total verboten wird. Gegen den Winterverkehr der Postautos hatte der Kur- und Verkehrsverein von St.Moritz schon im Frühjahr desselben Jahres Stellung bezogen und dabei — ausser seiner neu entdeckten Angst vor zu vielen Automobilen — innerregionale Interessenunterschiede deutlich werden lassen.

Die unterschliedlichen Bedenken führten dazu, dass auch nach dem grundsätzlichen Entscheid für den Automobilverkehr viele politische Entschlüsse kommunaler und kantonaler Behörden sich mit der Öffnung einzelner Strassenstrecken oder mit ihrer Schliessung, wie sie einige Male beantragt wurde, mit Konzessionen für bestimmte Fahrzeuge, einzelne Fahrten oder Fuhren befassen mussten. Fischer (s.a.: 88ff) zählt zwischen 1925, nach der Abstimmung vom Juni, und dem Beginn des Zweiten Weltkrieges über 125 solcher Beschlüsse der Bündner Regierung.

Die private Motorisierung und die Infrastrukturen, die ihr grosszügig zur Verfügung gestellt wurden, bereitete dem touristischen Engadin also auch Probleme. Die Einsendung eines langjährigen Feriengastes an die Engadiner Post bezieht aus seiner Sicht den Automobilverkehr und seine auch unliebsamen Auswirkungen auf den Fremdenverkehr:

‹Zu den schlimmsten Lärmentwicklern sind heute unbestreitbar die Automobile und Motorräder zu zählen, die mit dem gesteigerten Reise-

verkehr eine rapide Zunahme erfahren haben. Verschiedentlich habe ich in der letzten Zeit zu belebten Tagesstunden die Strassen von St.Moritz und der umliegenden Ortschaften talauf und talab passiert und konnte jedesmal die Feststellung machen, dass die häufigen Horn- und Hupsignale der Motorfahrzeuge sich bis zum ohrenbetäubenden Lärm steigern, eine Tatsache, die sich einfach nicht vereinbart mit der Mission der Engadiner Kurorte, Ruhe- und Erholungsbedürftigen die so notwendige Stille und Ausspannung zu bieten. Ich bin gewiss kein Feind des Automobils, im Gegenteil, aber ich sehe, dass etwas geschehen muss — und zwar bald —, und erlaube mir deshalb, den massgebenden Stellen den Vorschlag zu unterbreiten, versuchsweise, auf 8 bis 14 Tage im Bereich der Kurorte das signallose, aber desto vorsichtigere Fahren der Autos anzuordnen. Eine Massnahme, die z.B. in der Stadt Zürich längst mit denkbar bestem Erfolg durchgeführt wird. Es besteht in den allerwenigsten Fällen eine Notwendigkeit für die Automobilisten, die oft engen Strassen der Dörfer im Eiltempo zu durchfahren und dabei mit schrillen Signalen einen Höllenspektakel zu verursachen.› (eP, 7. August 1937)

Die vorgeschlagene Veränderung passt sich der städtischen Moderne an. Nicht eine Andersartigkeit soll die Verhältnisse im Ferienort auszeichnen, sondern die Vertrautheit des Gewohnten. Mit dem Auto machte sich die Notwendigkeit einer Disziplinierung breit. Und die betraf die Einheimischen ebenso wie die Hotelkunden. Anpassen sollten sich aber vor allen anderen die Fussgänger, denn sie waren es, welche die Automobilisten überhaupt erst zu Hupsignalen veranlassten. Die kurze Zeit seit der Abschaffung des Automobilverbotes hatte gereicht, die Hierarchie der Strassenbenützer zu verändern und die Fussgänger, auch wenn sie Kur- oder Feriengäste waren, an letzte Stelle zu setzen:

‹Was aber den Automobilisten oft zu vermehrtem Signalgeben zwingt, das ist die Disziplinlosigkeit vieler Strassenpassanten, die sich nicht an die Verkehrsvorschriften und Weisungen der Verkehrspolizisten halten, sondern wie aufgescheuchte Hühner ziel- und planlos die Fahrbahn unsicher machen, und die Wagenlenker nicht nur zu öfterem Hupen zwingen, sondern manchmal geradezu zwingen, gefährliche Ausweichmanöver auszuführen. Im Interesse des guten Rufes der Engadiner Kurorte müsste man auf möglichst rasche Abhilfe dieses rapide überhand nehmenden Übelstandes bedacht sein.› (eP, 14. August 1937)

Auch einheimische Stimmen, allen voran der Hotelierverein, hatten sich schon einige Jahre zuvor über die Lärmimmissionen beschwert, welche den Fremdenverkehr, die Ruhe der Gäste und die Einheimischen erheblich störten. Zwar wurde das nächtliche Singen auf offener Strasse ebenfalls gerügt, als Hauptsünder wurde aber auch hier der Verkehr genannt — und da waren es besonders die Motorradfahrer,

welche getadelt wurden.[12] Ein Zeitungsbericht nimmt Störungen durch den Verkehr zum Anlass, die Lärmempfindlichkeit des Kurortes überhaupt zu betonen und dabei die 'Stadt' St.Moritz von ländlichen Gebieten zu unterscheiden. Aufgrund der Lärmimmissionen wird verschiedenen gewerblichen Betätigungen zum Schutz der Gästesaisons sogar eine jahreszeitliche Ausrichtung empfohlen:

‹Während zum Beispiel in grossen Kurorten Deutschlands überall die Aufschrift in die Augen fällt: Automobilisten nehmt Rücksicht auf die Fremdenstadt!, will es manchmal scheinen, als ob man bei uns das Gegenteil bezweckte. Vom Postwagen und seinem übertriebenen Gehupe bis herunter zum kleinen Motorrad, das nachts nicht anspringen will, liegt eine Unmenge störender Elemente, die leicht vermindert oder sogar ganz herabgesetzt werden könnten. Das Bauen kann nicht untersagt werden, aber muss jeder Umbau denn wirklich bis in die Saison hinein ausgedehnt werden, und könnte dabei nicht etwas mehr auf den Kurort Rücksicht genommen werden, indem z.B. die Nachtarbeit verhindert oder doch etwas schonungsvoller durchgeführt ... würde?› (eP, 20. Dezember 1930)

Das Verhalten auf den Strassen und Plätzen der Gemeinde musste den neuen Verhältnissen angepasst werden. Die Präsenz der Automobile im Oberengadin hatte ausser dem Lärm auch andere grosse Auswirkungen, gewollte und befürchtete. Viele Strassen mussten zuerst einmal überhaupt gebaut oder doch automobiltauglich gemacht werden. Dann musste das Verkehrsverhalten neu und teilweise überhaupt zum ersten Mal bestimmt werden. Das Strassenbild von St.Moritz war vollkommen verändert und nach und nach bis in Details reglementiert. So erschien in der Engadiner Post vom 15. Mai 1930 eine behördliche Bekanntmachung folgenden Wortlauts: *‹Avis. Der Gemeindevorstand hat beschlossen, das Fahren mit sog. Trottinets auf den Gemeindestrassen gänzlich zu verbieten. Übertretungen werden gebusst. ...›* Es ist zu vermuten, dass sich Gäste auf ihren Promenaden von den Trottinettes gestört fühlten und dass der behördliche Beschluss auch in Rücksichtnahme auf entsprechende Klagen zustandegekommen war. Sicher ist aber, dass der stetig zunehmende Automobilverkehr das Geschehen auf den Strassen zu bestimmen begann, keine 'Konkurrenz' mehr duldete und auch Gefahren darstellte. Und auch 1938 waren noch ziemlich ungeduldig formulierte Verbote notwendig, um den Verkehr sicherer zu gestalten. Am 3. Mai rapportierte die Engadiner Post einen behördlichen Erlass,

12 ‹Das allerteuflischste ist aber der Radau von Motorvelos. Es ist direkt eine Unverschämtheit und Rücksichtslosigkeit, wenn die Motorvelofahrer nachts um 12 Uhr und noch später durch unsere Strassen ihr Motorgeknatter hören lassen. Sämtliche Gemeindestrassen müssen für diese Vehikel nach 10 Uhr abends gesperrt sein.› (eP, 13. Dezember 1930)

der wiederum auf das Verhalten der Kinder abzielte und dessen strenge Disziplinierung verfolgte:

‹Ein Verbot, das nur aufs lebhafteste begrüsst werden kann, hat die Gemeindeverwaltung wegen der grossen Verkehrsgefahr für die Jugend soeben erlassen. Fussball- und Handballspielen, sowie das Trotinett- und Rollschuhfahren und das sinnlose Velofahren auf dem Schulhausplatz sind strengstens untersagt. Eltern, Schulbehörden und Lehrer werden ersucht, bei den Kindern für möglichste Nachachtung dieses Verbotes zu sorgen.›

Die Platzbedürfnisse der Automobile wurden immer dringender, der öffentliche Raum immer stärker vom privaten Motorfahrzeugverkehr bestimmt. Mindestens während den Schulferien diente der Schulhausplatz deshalb als Parkplatz für die im Auto anreisenden Gäste. Als erfreulicher Ausdruck des guten Geschäftsgangs formuliert, tönte dies in der Presse folgendermassen:

‹Der Automobilpark auf dem Schulhausplatz nimmt mit jedem Tag wachsende Ausmasse an. Neben einem Dutzend und mehr der grossen Gesellschaftswagen parkieren jetzt meist Tag für Tag in fröhlicher bunter Reihenfolge Privatautos aus aller Herren Länder. Ein Verkehrspolizist sorgt auf dem Schulhausplatz für reibungslose Abwicklung des hochsommerlichen Stossbetriebes.› (eP, 28. Juli 1938)

Ausser den erwähnten saisonalen, wirtschaftlichen und Emissions-Problemen mit dem Verkehr beschäftigte eine bestimmte Kategorie von Fahrzeugen die öffentliche Meinung ganz besonders. Die Personenwagen, welche auf den Strassen des Engadins verkehrten, waren in einer ersten Phase hauptsächlich die der Gäste. Bald befuhren aber auch Lastwagen und Autobusse die selben Strecken. Sie erleichterten und beschleunigten den Warentransport, sie machten aber auf eine neue und für das Auto allgemein gültige Art klar, *‹dass St.Moritz und andere mit den direkten und indirekten Auswirkungen dieses Fahrzeuges noch nicht ganz einverstanden sind. Was sie beinhalten, ist ab und zu weniger erfreulich, als man auf den ersten Blick geglaubt hatte.›* Die Lastwagen und Personenbusse schienen einer Mehrheit in der Gemeinde St.Moritz mit den Bedürfnissen des Kurortes unvereinbar zu sein. Nur einem Lastwagen aus dem Bergell war es erlaubt, Waren von der Bahnstation abzuholen, eine generelle Zulassung dieses Fahrzeugtyps wurde 1926 einmal mit 51 gegen 26 und einmal mit 69 gegen 55 Stimmen von der Gemeindeversammlung abgelehnt (vgl. fE vom 11. Mai und vom 15. Juni 1926). Die Fronten verliefen dabei grundsätzlich zwischen der ablehnenden Hotellerie und dem befürwortenden Gewerbe. Aber die Situation komplizierte sich, weil mindestens jene in einiger Entfernung vom Dorfzentrum, vom Bad und vom Bahnhof gebauten

Hotels, die einen Pferdeomnibus für ihre Gäste in Betrieb hatten, durchaus an der Zulassung von motorisierten Bussen interessiert waren. Schon ein Jahr später wurde mit einer Gemeindeinitiative ein neuer Versuch gemacht, neben den Personenfahrzeugen und den Motorrädern auch die Lastwagen und Busse auf St.Moritz' Strassen verkehren zu lassen und so — wie unter anderem angegeben wurde — die Waren zu verbilligen. Aber auch dieser Versuch hatte keinen Erfolg, den Lastwagen bis zwei Tonnen wurde mit 151 gegen 131, jenen bis fünf Tonnen gar mit 178 gegen 137 Stimmen das Befahren der Gemeindestrassen untersagt (vgl. fE, 28. Juni 1927). Die Gegner der schweren motorisierten Privatfahrzeuge stützten sich wie schon bei der Diskussion um die kleinen Personenwagen auch auf jene Stimmen, welche die Interessen der Rhätischen Bahn schützen wollten, denn der Bahn erwuchs im Güter- wie im Personentransport durch den privaten Verkehr ernsthafte Konkurrenz.

Es wiederholte sich in St.Moritz für die Camions und Personenbusse also, was vorher bezüglich der kleinen Personenwagen auf kantonaler Ebene der Fall gewesen war: Viele Urnengänge waren nötig, bis die Fahrzeuge schliesslich frei zirkulieren durften. Die Wiederholung war allerdings eine, die unter umgekehrten Vorzeichen stattfand: Hatte St.Moritz sich schon früh für die Motorisierung des privaten Personenverkehrs ausgesprochen, so wehrte es sich nun länger als viele andere Regionen und Gemeinden gegen die Zulassung dieses Transportmittels. Noch im Juni 1931 waren wirtschaftliche Überlegungen wirksame Argumente gegen die Lastwagen: *‹Vom verkehrstechnischen Standpunkt aus hätten wir die Zulassung tatsächlich begrüsst. Volkswirtschaftliche Erwägungen mögen indessen den Ausschlag gegeben haben...›* für die 189 Nein-Stimmen (gegen 159 bejahende), welche ein weiteres Mal das Camion aus dem Strassenbild von St.Moritz verbannten. (Vgl. fE vom 6. und 9. Juni 1931)

Zugelassen wurden die schweren Fahrzeuge auf den Strassen von St.Moritz dann nach und nach (und vor allem in zwei grossen Schüben von 1936 und 1937-1939 (vgl. Fischer s.a.: 64f sowie 99ff)). Wie anderswo im Kanton wurden die Zulassungsbestimmungen nur widerstrebend gelockert und Einschränkungen blieben auf vielen Strassenabschnitten bestehen. Allerdings war auch diese Neuerung schleichend gekommen, denn ausser dem Lastwagen, der Waren vom Bahnhof St.Moritz ins Bergell brachte, waren auch andere auswärtige Fahrzeuge desselben Typs Zeitungsmeldungen zufolge schon vor seiner Legalisierung auf den Gemeindestrassen zu sehen gewesen (vgl. dazu Tabelle 8). Und auch im übrigen Kanton waren für bestimmte Strecken, einzel-

ne Fahrzeuge oder besondere Gelegenheiten schon vor der generellen Zulassung der Personenwagen auch für Lastwagen Bewilligungen erteilt worden.

Vekehrs- und Gästestatistiken

Der Übergang von einer Verkehrsepoche in die nächste, moderne, war also nicht rasch und unproblematisch, sondern schrittweise und in verschiedener Hinsicht konfliktuell vor sich gegangen. Man tat sich auch dort mit dem Automobilverkehr nicht ganz leicht, wo er eben noch sehnsüchtig erwartet worden war. Ökonomische Interessen, unterschiedliche Vorstellungen von der weiteren touristischen Entwicklung waren aufeinandergeprallt, inter- und intraregionale Konkurrenz war zutage getreten und hatte dabei die wirtschaftliche Monopolstellung des Tourismus deutlich gemacht, dann aber auch die dominierende Rolle definiert, welche St. Moritz im Oberengadin zu spielen vermochte. In der Gemeinde mit den am besten ausgebauten und weitläufigsten touristischen Infrastrukturen, wo der Automobilverkehr — wenigstens jener der Personenwagen — am nachhaltigsten gefördert worden war, da führte er auch zu den grössten Problemen. Um die in den Griff zu bekommen, wurde der Verkehr seit seiner Zulassung quantitativ erfasst. Im Gemeindearchiv von St.Moritz finden sich verschiedene Statistiken, welche die Intensität des Verkehrs und seiner Entwicklung zu bestimmen vermögen.

In den Zwanzigerjahren sowie von 1932 bis 1942 wurden an einem Stichtag im Monat August Verkehrszählungen vorgenommen. Die Zahlen zeigen den Wechsel des Personen- und Warentransportes vom Pferd zum Motor, gleichzeitig aber auch die Konjunkturen der touristischen Wirtschaft und die Anpassung des individuellen Verkehrsverhaltens (von Einheimischen und Gästen) an die sich verändernden ökonomischen und politischen Bedingungen, welche beispielsweise in den ersten Kriegsjahren zu einer auffälligen Zunahme des Fahrradverkehrs führten. Vor 1940 waren die Autos aber schon die zahlenmässig wichtigsten mechanisierten Verkehrsmittel: sie machten jeweils weit über die Hälfte der gezählten Verkehrsmittel aus und bestimmten — wenigstens im Sommer und zusammen mit den Last- und Postautos sowie den Motorrädern — das Bild auf den Strassen im Zentrum der Gemeinde.

Tabelle 8: Fahrzeuge auf dem Postplatz von St.Moritz an je einem Stichtag (06.00-20.00) in den Jahren 1925, 1927 und 1928[13]

	8. August 1925	9. August 1927	4. August 1928
Personenautos	670	1314	1951
Lastautos	—	26	5454
Postautos	48	77	99
Motorräder	47	101	186
Velos	—	549	605
Einspänner	455	376	362
Zweispänner	120	54	108
Vierspänner	2	1	8
Lastfuhrwerke	575	606	767
Reiter	40	8	—
(Pferdegezogene) Hotel-Omnibusse	72	51	—
Autobusse (Touren)	14	11	—
total gezählte ‹Fahrzeuge›	2043	3174	4140

13 Quelle: Gemeindearchiv St.Moritz. Schachtel 34/0 (1). Dossier ‹Automobilstatistik 1926-1932›.

Tabelle 9: Fahrzeuge auf dem Postplatz St.Moritz an je einem Stichtag in den Jahren 1932 bis 1941[14]

	1932	1933	1934	1935	1936	1937	1938	1939	1940	1941
Auto	1319	1977	1807	1931	1482	2217	2168	1860	283	74
Velo	415	604	539	968	746	921	1070	857	896	1385
Fuhrwerk	310	325	262	296	256	252	252	188	114	227
Lastauto	21	39	102	110	144	136	178	150	81	61
Postauto	60	146	140	141	124	133	172	153	63	15
Motorvelo	117	129	64	113	103	125	105	65	27	2
Droschke	86	114	74	96	28	54	49	18	35	46
Total-Verkehr	2328	3334	2988	3655	2883	3838	3994	3291	1499	1810

Wie direkt der Verkehr in der Gemeinde — und besonders der Automobilverkehr — mit dem Tourismus in Zusammenhang gebracht wurde, belegen die Rubriken einer anderen — wahrscheinlich ebenfalls vom Kur- und Verkehrsverein und in Zusammenarbeit mit den Réceptions der Hotels erhobenen — Art von Statistik. Sie gibt, jeweils für die Sommersaison, die Zahl der in St.Moritzer Hotels angekommenen Privatwagen und der mit in Autos angereisten Gäste an und setzt sie in Bezug zur Gesamtzahl der in den lokalen Hotels abgestiegenen Personen. Sie vergleicht ausserdem die Logiernächte von motorisierten Gästen mit dem Total der Logiernächte. All diese Zahlen machen die Bedeutung des neuen Verkehrsmittels offensichtlich: noch in Perioden touristischen Rückgangs konnte der Autoverkehr in St.Moritz (allerdings nach einem Einbruch zwischen 1930 und 1931) zunehmen — oder wenigstens die Zahl der Ankünfte per Auto. Und der Anteil der Logiernächte motorisierter Gäste am Total der Logiernächte stieg zwischen 1928 und 1938 von einem knappen Siebtel auf mehr als einen Drittel. Die mit Motorwagen ins Engadin gereisten Personen machten in der untersuchten Periode sogar zwischen einem Viertel und weit mehr als einem Drittel aller Gäste in St.Moritzer Hotels aus.[15]

14 Quelle: Gemeindearchiv St.Moritz. Schachtel 43/0 (1). Dossier ‹Verkehrszählungen auf dem Postplatz 1932-1942›

15 Im Anschluss an die Präsentation einer Verkehrsstatistik stellte die Engadiner Post (29. September 1932) die Bedeutung des Automobilverkehrs für die Gemeinde dar, indem sie sich über die mangelnde Koperationsfreudigkeit übergeordneter politischer Stellen beklagte: ‹Rekapitulieren wir kurz und fassen wir in grossen Zügen zusammen, was uns die St.Moritzer Verkehrszählungen lehren, dann bietet sich uns die unumstössliche Tatsache dar, dass das Automobil heute in St.Moritz als der weitaus wichtigste Verkehrsfaktor angesprochen werden muss. Als Zubringer des Verkehrs hat das Auto heute für einen Kurort wie St.Moritz allererste Bedeutung. Was an ihm lag, hat St.Moritz alles getan, um sich dem neuen Verkehr anzupassen:

Tabelle 10: Automobil- und Gästestatistik für St.Moritz in den Sommersaisons von 1928 bis 1938[16]

	1928	1929	1930	1931	1932	1933	1934	1935	1936	1937	1938
A	2'434	3'117	3'244	2'694	2'927	3'371	4'172	3'839	3'565	4'782	3'290
B	—	—	—	—	—	86	111	161	216	275	335
C	7'505	9'176	9'336	8'053	7'803	9'110	10'760	11'417	9'957	13'062	9'001
D	—	—	—	—	—	1'658	2'217	2'949	4'567	5'279	6'616
E	27'044	30'588	29'201	21'372	19'439	24'306	30'630	28'852	27'011	34'310	34'015
F	38'389	50'371	51'469	34'786	25'779	40'782	43'165	40'452	35'478	49'921	43'497
G						37'906	40'720	37'204	28'786	44'642	35'783
H						2'876	2'445	3'248	6'692	5'279	7'714
I	284'501	307'141	292'092	175'602	134'343	141'344	142'776	141'597	112'291	145'183	136'825

A: Zahl der in St.Moritzer Hotels angekommenen Privatautos. B: Gesellschaftswagen. C: Zahl der Gäste mit Privatautos. D: Zahl der Gäste mit Gesellschaftswagen. E: Total der in St.Moritz abgestiegenen Gäste. F: Zahl der Logiernächte motorisierter Gäste — G: mit Personenautos — H: mit Gesellschaftswagen. I: Total der in St.Moritz verzeichneten Logiernächte

In Einklang mit den oben erwähnten Bedenken und mit der Gegnerschaft zum Automobilverkehr im Winter sind die entsprechenden Zahlen aber rarer und ausserdem weniger differenziert zusammengestellt worden. Die Wintersaisons waren zwar daran, dem Sommertourismus den Rang abzulaufen, die Wintergäste kamen aber noch zu einem geringen Teil im Auto ins Engadin. Obwohl eine Versammlung in St.Moritz noch 1926 mehrheitlich gefordert hatte, dass der Automobilverkehr im Winter gänzlich zu untersagen sei, wurde nun der Möglichkeit, auch im Winter von Norden her per Auto ins Engadin zu reisen, grosse Bedeutung zugemessen. Die Touristikkreise des Tals formulierten die ‹Offenhaltung des Juliers› als ‹ein schweizerisches Problem› und setzten sich dafür im Kanton und auf eidgenössischer Ebene ein. 1935 gelang es ihnen, Bundesrat Pilet-Golaz die Strecke befahren und so ein Zeichen setzen zu lassen für die Winter-Verbindung ins Engadin.

Interessant sind all die bisher angeführten Zahlen schon für sich, denn an ihnen lässt sich die rasch zunehmende Bedeutung des Auto-

mit einem Aufwand von über einer Million hat es seine Strassen ausgebaut. Seine fortschrittlichen Taten aber werden zu einem nicht geringen Teil dadurch paralysiert, dass der Kanton beim Ausbau seiner Strassen — man denke nur an die internationale Durchgangszone durch das Engadin — ein Tempo einschlägt, das die Gefahr des Abgefahrenwerdens in greifbare Nähe rückt.›

16 Quelle: Gemeindearchiv St.Moritz. Schachtel 43/0 (1). Verschiedene Blätter aus dem Dossier ‹Automobilstatistik 1928-1938›.

mobils für den Fremdenverkehr im Engadin ablesen. Bedeutungsvoll ist aber auch die Tatsache, dass die Zahlen überhaupt gesammelt und wie sie erhoben wurden: Der Kur- und Verkehrsverein fertigte Statistiken an, welche von der politischen Gemeinde aufbewahrt wurden und die aufgrund einer Zusammenarbeit der öffentlichen mit der privaten Sphäre, des halböffentlichen Bereiches mit der kommunalen Verwaltung, der Hotellerie mit den lokalen politischen Machtträgern (mit dem Kur- und Verkehrsverein als Vermittler) zustandegekommen waren. Es ergab sich auch hier wieder ein eindeutiges Gefälle zwischen der Tourismusbranche und der Öffentlichkeit und ihren Organen: Die Hotellerie hatte — zum Teil im Verband mit anderen ökonomischen Sektoren und zum Teil gegen die Stimmen anderer wirtschaftlicher Interessen in der Region und im Kanton — die Zulassung des privaten Motorfahrzeugverkehrs durchgesetzt; nun liess sie die Entwicklung dieses Verkehrs beobachten und gab sich so die Argumente in die Hand, mit welchen sie die Öffentlichkeit zu einer Verwaltung und Regulierung, vor allem aber zu einer Verbesserung der Bedingungen für den Automobilverkehrs drängen konnte.

Fuhrhaltereien

Widerstand gegen die Einführung der Automobile und vor allem gegen die Lastwagen war — ausser von der Rhätischen Bahn — von einem Gewerbe zu erwarten gewesen, welches ausschliesslich vom Transport lebte. Die Fuhrhalter beförderten Personen und Waren in den Ortschaften und zwischen diesen, sie waren demnach von grosser Bedeutung für das wirtschaftliche Leben der Region und trugen — da sich ihre Arbeit zu einem guten Teil in der Öffentlichkeit abspielte — zum Erscheinungsbild der Dörfer bei. Kollektiven Widerstand leisteten die Fuhrhaltereien aber gar nicht: entweder, weil sie selbst an vorderster Front an der Einführung der Automobile beteiligt waren, oder dann, weil sie vom öffentlichen Waren- wie Personentransport vorerst keine erdrückende Konkurrenz zu erwarten hatten: Lastwagen durften ja noch für einige Zeit nicht in den Dörfern verkehren und die Kutschenfahrten blieben eine Touristenattraktion. Weil die Gemeinde St.Moritz auch einigen administrativen Aufwand bezüglich der Kutscher und ihrer Gefährte betrieb, stehen Zahlen zur Verfügung, welche die Rolle der Fuhrhalterei im Personenverkehr einigermassen darstellbar machen, ihre Abhängigkeit von wirtschaftlichen Entwicklungen demonstrieren und ihre sich mit dem Aufkommen der Automobile verändernde Stellung quantifizieren. Diese Zahlen stellen aber nicht die Gesamtheit der

pro Saison in St.Moritz verkehrenden Kutschen dar, denn die Konzessionen betreffen bloss die Gefährte, die sich so das Recht erwarben, an einem der Standplätze auf Fahrgäste zu warten. Eine — nach Angaben von Informanten — viel grössere Zahl von Kutschen und Schlitten war jeweils vor den Hotels postiert, also dort, wo ebenfalls gute Chancen auf Verdienst bestanden. Der Entwicklung der Zahlen konzessionierter Kutscher wird dennoch Aussagekraft über die jeweilige Lage des Gewerbes überhaupt zugetraut, weil eine Parallelität zur Ab- und Zunahme der nicht konzessionierten Gefährte bestanden haben soll.

‹Die Konzessionen waren nur für die Platzkutscher. Die galten also für Kutschenstände, mit den Hotels hatte das nichts zu tun. An den öffentlichen Standplätzen durften nur, genau wie in Zürich am Bahnhof, die konzessionierten Kutscher halten und auf Kundschaft warten. An die stellte man auch gewisse Anforderungen wie gepflegte Tiere, saubere Schlitten und so weiter. Die anderen, die bei den Hotels aufstellten, hatten keine Konzessionen zu entrichten.›

Reglementierungen

Hatten gleich nach dem Krieg der schlechte Gang des Fremdenverkehrs, die Preise für Pferde und Kutschen sowie die angeblich hohen Knechte- und Stallburschenlöhne für Schwierigkeiten des Gewerbes gesorgt, so musste sich dieses in den Zwanzigerjahren auch mit einer ganz neuen Verkehrssituation auseinandersetzen (vgl. fE, 28. Dezember 1920). Dass das Fuhrhalter- und Kutschergewerbe in einem fortlaufenden Umbruch war, zeigt sich allein schon an der kontinuierlichen Neureglementierung der Tätigkeit.[17] Es war die Anpassung des Tourismus an neue wirtschaftliche Bedingungen, hervorgerufen unter anderem durch das Aufkommen des Automobilverkehrs, welche für die Neuordnung im Gewerbe und für die berufliche Interessenvertretung verantwortlich waren. Besonders die Postautokurse und die Lastwagen zwangen die Fuhrhalter zu Umstellungen: erstere beeinträchtigten den Personentransport in Kutschen durchs ganze Tal und letztere konkurrenzierten nicht nur die Bahn, sondern eben auch jene örtlichen Fuhrhalter, denen der Warentransport eine wichtige oder sogar hauptsächliche Spezialisierung war.

Das St. Moritzer Kutscherregulativ von 1927 ordnete die Konzessionsberechtigung, plante *‹im Benehmen mit den Interessenten einen offizi-*

17 Im Archiv der Gemeinde St.Moritz liegen ein ‹Kutscher-Reglement der Gemeinde St.Moritz›, das in der Gemeindeversammlung vom 25. April 1888 genehmigt wurde, und ein identisch benanntes Reglement vom 20. April 1894. Die ‹Verordnung über die Ausübung des Kutschergewerbes in der Gemeinde St.Moritz› vom 25. November 1927 erwähnt ausserdem ein Kutscherreglement vom 3. Juni 1913.

ellen Kutschertarif› aufzustellen, verteilte die Berechtigung der Benützung bestimmter Standplätze und versuchte, durch Bussandrohungen die Einhaltung der so erlassenen Vorschriften zu gewährleisten. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, vor allem wohl aber die Präsenz der Automobile auf St.Moritzer Strassen hatten es ausserdem notwendig gemacht, die Gemeinde in Zonen aufzuteilen, nach welchen unterschiedliche Konzessionskarten abgegeben wurden, die die Kutscher zum Erwarten der Gäste in verschiedenen 'Räumen' berechtigten. Für unterschiedliche Preise waren diese Kutscherkarten nun zu erstehen: das Recht auf privilegiertere Standorte war selbstverständlich teurer als jenes auf 'Haltestellen', von welchen niedrigere Frequenzen erwartet wurden. Unterschiedlich waren übrigens nicht nur die Preise für die verschiedenen Zonen, unterschiedlich war die Höhe der Kartenpreise auch für St.Moritzer Konzessionäre und für solche aus anderen Gemeinden. Letztere hatten doppelt so hohe Abgaben an die Gemeinde abzuliefern. Sie mussten ausserdem in St.Moritz Stallungen benützen können. Gleichzeitig betätigten sich die grossen St.Moritzer Fuhrhaltereien ihrerseits in anderen Gemeinden.

Die Konkurrenz unter den Kutschern war also teilweise heftig. Sie brachte in einem komplexen Zusammenspiel einheimische und auswärtige sowie grosse und kleine Fuhrhalter in Gegensätze, welche teilweise auch in der Öffentlichkeit diskutiert und ausgetragen wurden, also über die Grenzen des Gewerbes hinaus von Bedeutung waren und gleich den Tourismus als ganzen thematisierten. Besonders anlässlich von grossen Veranstaltungen, die von Touristen besucht wurden, zeigten sich die Spannungen, in welchen die Fuhrhaltereien und kleine Kutscher verstrickt waren:

‹Ihre Meldung, wonach 205 Schlitten und 62 Privatfahrzeuge nach der Olympiaschanze verkehrten, ist recht und gut. Doch wollen wir dieses Verkehrsmittel etwas näher betrachten. Dass 62 Privatautomobile dorthin verkehrten, wollen wir, gerne oder ungerne, in Kauf nehmen. Anders verhält es sich mit den 205 Schlitten. Es ist schon längst zur unschönen Tatsache geworden, dass, wenn in St.Moritz ein Fest abgehalten wird (Sprungkonkurrenz, Pferderennen, Eisfeste, Bobrennen etc.), nicht nur die kleinen Fuhrhalter und Landwirte mit ihren Schlitten hierher kommen, sondern, dass die grossen Fuhrhalter aus den Gemeinden Celerina, Pontresina, Samaden, Bevers, Ponte etc. ihre sämtlichen Fuhrwerke nach St.Moritz schicken und ihren Kollegen hier schwere Konkurrenz machen. So ist es am letzten Sprungtage vorgekommen, dass auswärtige Schlitten mit 3 und 4 Personen hin und zurück zur Schanze für nur 8-10 Franken gefahren sind, und und dass dafür hiesige Schlitten leer, d.h. ohne Passagiere, zur Schanze fahren mussten. Die vielen auswärtigen Schlitten, und dazu noch die vielen Autos der eidg. Post, welche an

Sprungtagen hin- und herrasen und pro Person nur 1 Franken einkassieren, machen dem einheimischen Kleinkutschergewerbe, welches nichts weniger als glänzend gestellt ist, eine solche Konkurrenz, dass es sich nicht mehr lohnt, Kutscher zu engagieren und Pferde und Schlitten zu halten. Es wird am besten sein, die eidg. Post unterhalte die Kutscher und bezahle die Patente und Steuern.› (eP, 10.März 1934)

Arbeitsbedingungen

Die Unterschiede, welche die Gruppe der Fuhrhalter differenzieren und interne Gegensätze deutlich machen können, sind also von ebenso grosser Bedeutung wie die gemeinsamen Interessen. Denn vor allem die Personentransporte mit Kutschen und Schlitten waren eine der Möglichkeiten für einheimische Bauernsöhne aus der näheren und weiteren Umgebung von St.Moritz, wirtschaftlich direkt vom Tourismus zu profitieren, sich in seinen Geldkreislauf einbeziehen zu lassen — entweder indem sie mit eigenen Tieren und Fahrzeugen in St.Moritz oder einem anderen Dorf auftraten oder indem sie sich von grossen Fuhrhaltern einstellen liessen. An die kleinen Fuhrhalter erinnert sich ein grosser folgendermassen: *‹Kleine Fuhrhalter gab es mehrere, die hiessen Dorizzi oder Neuhäusler, Nay, Baselgia undsoweiter. Die hatten ein bis zwei Pferde. Und die hatten auch eigene Stallungen. Meistens wenigstens. Wir hatten jedenfalls keine Pensionspferde von anderen Kutschern im Stall. ... Aber während des Sommers gab man einige Pferde zum Teil auch an Bauern ab, die sie dann im Herbst wieder brachten.›* Und umgekehrt konnten die grossen Fuhrhalter ihren Pferdebestand bei Bedarf kurzfristig vergrössern, indem sie Pferde einheimischer Bauern mieteten: *‹Pferde wurden auch von Bauern in Pacht genommen, zusätzlich zu den eigenen. Und teilweise kamen da die Dragoner gleich mit, als Kutscher.›* Und andere, die es selbständig versuchten, *‹stellten ihr einziges Pferd in einen Kuhstall und machten so den Platzkutscher.›* Die grossen Fuhrhalter dagegen waren Unternehmer, die aus dem Transportgeschäft ihre hauptsächliche oder einzige wirtschaftliche Basis gemacht hatten. Sie benötigten grosse Stallungen, Angestellte, Kutschen, Wagen und Schlitten, um Personen und Waren vom Bahnhof St. Moritz in den obersten Teil des Engadins und bis ins Bergell zu befördern. Sie versorgten die Dörfer und Hotels von St.Moritz bis Maloja mit allem, was von Norden ins Engadin kam. Und auch die Gäste wurden nicht bloss im Ort und in der näheren Umgebung und zu Vergnügungsfahrten herumkutschiert. Der Vertreter einer Fuhrhalterfamilie erinnert sich folgendermassen an die Verhältnisse:

‹Im Herbst wurden am Bahnhof Waggons und Waggons von Kohle ausgeladen, die man dann in die Hotels bringen musste, bis nach

Chantarella, Suvretta. Mit den Gästen wurden einwöchige Ausflüge bis nach Meran zum Beispiel gemacht, über den Ofen und durchs Vintschgau. Das waren selbstverständlich vor allem die grossen, die das konnten. ... Es gab drei grosse Fuhrhaltereien: Conrad, Mathis und Degiacomi. Die hatten alle mindestens 30 Pferde. Die kleinen hatten nur wenige Pferde, oft bloss ein einziges. Die Stallungen waren hier, am Rand des Dorfes. Die Kutscher, welche von den grossen Fuhrhaltereien angestellt wurden, waren zum Teil Unterengadiner, einige St.Galler und Appenzeller hatten wir, und Tiroler. Sie kamen unterschiedlich lang: einige zehn Jahre, andere bloss eine Saison. In der Wintersaison hatten wir immer Bauernsöhne aus dem Unterengadin, von Strada waren unsere. Alle kamen bloss saisonal und schliefen in den Ökonomiegebäuden, immer sechs in einem Zimmer. Ihr Verdienst setzte sich zusammen aus einem Lohn, Kost und Logis, und aus den Trinkgeldern der Fahrgäste. Die meisten waren Bauernsöhne. Den Umgang mit den Tieren hatten sie deshalb meistens zuhause, auf dem Bauernhof gelernt. Für den Umgang mit den Gästen verlangte man nichts. Keine Sprachenkenntnisse zum Beispiel. Und höflich waren die von selbst: die hofften auf Trinkgelder.›[18]

Ein anderer Transportgewerbler erinnert sich ähnlich an die Verhältnisse vor dem 2. Weltkrieg, wenn er von den angestellten Kutschern spricht. Auch er überträgt die Verantwortung für deren Entlöhnung teilweise auf die Gäste, welche den grössten Beitrag zum Einkommen der Kutscher geleistet haben sollen.[19]

Auffällig ist ausserdem, dass nicht in Geldbeträgen von den Verdienstmöglichkeiten gesprochen wird, sondern dass sie in Grossvieheinheiten ausgedrückt werden, einer Einheit, die der sozialen oder berufli-

18 Allerdings befassen sich die Kutscherreglemente ausdrücklich mit den Fähigkeiten und mit dem Verhalten der Kutscher, deren Arbeit so den (vermuteten) Erwartungen der Hotelgäste angepasst wurde: ‹Art. 11. ... Der Kutscher muss durch Attest seiner Wohngemeinde den Beweis erbringen, dass er des Fahrens kundig, dass er zuverlässig und gut beleumundet sei und dass er das 17. Altersjahr zurückgelegt habe; dass ihm keine körperlichen oder geistigen Gebrechen anhaften, z.B. Kurzsichtigkeit, Schwerhörigkeit etc., die ihn für die Ausübung dieses Berufes unfähig machen oder eine Gefahr für die Allgemeinheit bedeuten. Notorische Trinker sind als Kutscher nicht zuzulassen. ... Art. 12. 1. Der Kutscher hat sich stets eines höflichen und anständigen Benehmens zu befleissigen und soll sich ganz besonders vor Trunkenheit hüten. Das Verlassen der bespannten Fuhrwerke, sowie die Belästigung des Publikums durch Rufen und Hinzudrängen ist bei Busse verboten.› (Gemeinderat... 1927) Das Kutscher-Reglement von 1888 hatte sogar noch ‹jedem Kutscher ... strengstens untersagt, ohne die Bewilligung der Fahrenden zu rauchen.› Zum Kutscherwesen vgl. auch Margadant und Maier (1993:112-115).

19 Was die Erinnerungen verschweigen, ist die Tatsache, dass auch die Höhe der Trinkgelder reglementiert war. Verschiedene Kutscher-Tarife dieser Jahre setzen das Trinkgeld tagsüber auf 10% und bei Nachtfahrten auf 15 oder 20% des Fahrpreises fest, fügen aber auch die interpretationswürdige Bemerkung bei, dass Trinkgelder gezahlt werden sollen ‹vorausgesetzt, dass man mit dem Dienst zufrieden ist. Allfällige Reklamationen sind an die Kurdirektion zu richten› (Kutscher-Tarif für St. Moritz und Champfér. Gültig mit 1. Juli 1919)

chen Herkunft vieler Kutscher offenbar zu entsprechen scheint. So wird gleichzeitig aber der kapitalintensive Tourismus auf eine landwirtschaftliche Basis zu stellen versucht und damit eine Kontinuität und Harmonie zwischen den beiden wirtschaflichen Sektoren behauptet, die der Fuhrhalterei angemessen sein mag, solange sie mit Tieren arbeitet, die auch in der Landwirtschaft Verwendung finden. Fischbacher (1991) hat gezeigt, dass viele im Tourismus tätige Personen diese Verdienstmöglichkeiten suchten, um den familiären Landwirtschaftsbetrieb in Schwung zu halten. Nicht gesagt wurde vom Gewährsmann aber, wie sehr sich die beiden Bereiche unterscheiden und in einem Kräfteverhältnis zueinander stehen, das immer zugunsten der Hotellerie spielt:

‹Wir hatten ein eigenes Personalhaus. Die Kutscher wohnten in 10er- bis 12er-Zimmern, genau wie in den Hotels auch, wo die Angestellten in Schlafräumen unter den Dächern beisammen wohnten. Damals. Heute will ja jeder ein Einerzimmer oder eine Wohnung. ... Was Fremdsprachen betrifft, da gab es keine Anforderungen an die Kutscher. Es hatte aber schon Bauernsöhne, die im Ausland gewesen waren und die deshalb einigermassen Französisch oder Italienisch sprachen. Englisch wohl weniger. Die Kutscher waren in der Regel jung. Dragoner. Bauernsöhne. Aber nicht nur Schweizer. Viele hatte wir aus dem Tirol und aus dem Vintschgau. Zum Teil, aber bloss wenige, waren auch Ganzjahresangestellte. ... Bezahlt wurden die Kutscher mit einem Fixum, mit Kost und Logis. Aber hauptsächlich lebten sie vom Trinkgeld. Und ich glaube: nicht schlecht. Man hat immer gesagt, so ein Kutscher verdiene eine bis zwei Kühe in einem Winter.›

Viele grosse Fuhrhalter versuchten übrigens, sich auch selbst in der Landwirtschaft zu betätigen, die ihnen bei gutem Tourismusgang die Versorgung der Pferde erleichterte und in schlechten konjunkturellen Lagen zum haupstächlichen Betätigungsfeld wurde. *‹Während der Krise [der Dreissigerjahre] musste man sich umstellen, da haben wir versucht, in der Landwirtschaft tätig zu werden. Die Fuhrhalterei war hier seit dem 1. Weltkrieg ein unsicheres Geschäft. So hat mein Vater einen Bauernbetrieb aufgebaut, den ich heute noch habe.›* Die 'Natürlichkeit' der landwirtschaftlichen Diversifizierung ergibt sich den Fuhrhaltern durch das Pferd, das beiden Wirtschaftszweigen Voraussetzung und Arbeitsmittel und ausserdem prestigeträchtiges Ziel ist.[20] Dass diese Betätigung in der Landwirtschaft, vor allem in der Heuproduktion, ein Privileg der grossen Fuhrhalter war, ist ebenso selbstverständlich wie die Tatsache, dass nicht diese selbst auf den Höfen und Heumatten arbeiteten, sondern Pächter einsetzten, die ihrerseits *‹Mäher,*

20 Für eine weiter gefasste Darstellung des bündnerischen Zusammenhanges zwischen Landwirtschaft und hauptsächlich vor-touristischem Transportwesen im 19. Jahrhundert vgl. Simonett (1986).

Bergamasker vor allem, in Taglohn nahmen›, um das Pferdefutter zu produzieren. Da die Bauerngüter im Oberengadin aber nicht in grosser Zahl feil waren, traten die Fuhrhalter oft auch selbst als Pächter auf. Angestellte bewirtschafteten dann das gemietete Land. *‹So konnte man immerhin das Heu selbst machen. Hafer und Kurzfutter musste immer zugekauft werden, das kann man hier nicht produzieren. Wir bezogen es von der Firma Hörni & Gebedinger in Winterthur.›* Die Selbstversorgung mit Heu war allerdings für die grossen Fuhrhaltereien ausgeschlossen. Und wenn der Zukauf von Futter erschwert war, hatte das einschneidende Konsequenzen für den Unternehmer. Eine Zeitungsnotiz vom 11. März 1919 im Fögl d'Engiadina meldete eine katastrophale Heuknappheit:

‹Die Bauern haben wenig; die Kutscher keines. So ist zum Beispiel die Firma Conrad gezwungen, einen grossen Teil ihrer Kavallerie aufzugeben und hat schon ungefähr 70 Pferde verkauft. Auch andere könnten gezwungen sein, so zu handeln, und falls sich nichts verbessert, wird der Kurort im kommenden Sommer für eine Saison ohne Pferde auskommen müssen.›

Eine andere Erinnerung stellt das Oberengadin nicht bloss dank den Touristen in einen weltweiten Zusammenhang:

‹Der Hafer beispielsweise wurde aus Argentinien importiert. Der ist dann über Genua und Chiavenna ins Engadin gekommen. Ich kann mich erinnern, dass sie im Herbst 50 Tonnen Hafer in Chiavenna holten für die 100 bis 200 Pferde der Fuhrhalterei. Mein Vater hat dann in Sils und in Silvaplana Landwirtschaften gepachtet, von den von Flugi. Das war für das Heu. Die Pferde brauchten aber eben auch viel Hafer, denn die waren teilweise bis 20 Stunden am Tag unterwegs. Von den Bäckereien wurde zusätzlich Pferdebrot bezogen, altes Brot, damit den Pferden genügend Vitamine und so zugeführt wurden.›

Trotz den bisherigen Hinweisen auf seine Schwankungen ist es aber eben nicht so, dass das Transportgeschäft nur dem Gang des Marktes unterworfen war. Innerhalb der wirtschaftlichen Rahmenbedingungen wurden die Fuhrhaltereien und das Kutschenwesen auch durch soziale Verhältnisse konditioniert, die nur indirekt auf konjunkturelle Schwankungen oder Bedingungen zurückzuführen sind. Die Reglementierungen, welche einheimischen und auswärtigen Kutschern und Fuhrhaltern zu unterschiedlichen Preisen unterschiedliche Möglichkeiten des Zugangs zu einer Konzession ermöglichten, sind schon genannt. Ausserdem bedurften die Kutscher aber auch eines Garantiescheins, der Bestätigung einer einheimischen Person oder Institution, welche finanziell und moralisch für sie bürgten. Wenigstens ergibt sich dies aus der Erinnerung von Erben zweier ehemaliger Kutscher und aus dem Ver-

zeichnis der Kutschertaxen für den Sommer 1921, welches im Gemeindearchiv von St.Moritz aufbewahrt ist. Als Garanten fungieren dort unter der Rubrik 'Garantieschein' und jeweils hinter der Eintragung der Konzessionäre Namen von St.Moritzer Persönlichkeiten und Einrichtungen (Gemeindepräsident, Ärzte, Obersten, Hoteldirektoren, eine Bank). Die Notwendigkeit, einen 'Paten' zu haben, um die Kutscherei betreiben zu können, zeigt auf eine neue Weise den totalen Charakter, welcher die wirtschaftliche Spezialisierung des Oberengadins annimmt. Nicht nur ist die Fuhrhalterei ein direkt vom Gang des Tourismus abhängiges Gewerbe, die Verbindungen zu diesem sind ausserdem personifiziert, indem Vertreter der politischen und sozialen Elite den einzelnen Kutschern ihre Tätigkeit überhaupt erst ermöglichen konnten und so Verpflichtungen schufen, die ihnen in Loyalität (politischer beispielsweise) vergolten wurden. Besonders interessant oder auffällig sind in dieser Hinsicht selbstverständlich die Paten oder Patrons, die aus der Hotellerie stammen, denn hier zeigt sich die Verbindung am deutlichsten. Solche Verbindungen funktionierten dann auch direkt im Arbeitsalltag von Kutschern und Hoteliers. Die Berechtigung zum Benützen bestimmter Kutschenstandorte wurden nicht nur per Konzession geregelt, denn auch zwischen Hotels und einzelnen Kutschern bestanden Vereinbarungen bezüglich der Möglichkeit, vor den Hotelpforten auf Fahrgäste zu warten. Ein Informant erinnert sich an die Verteilung der Hotels auf wichtige Kutschereien:

‹Die eine Firma hatte dieses Hotel und die andere jenes. Mein Grossvater hatte als einziger beim abgebrannten Grand Hotel Kutschen. Conrad hatte das Palace. Degiacomi das Kulm. Aber das war irgendwie ein ungeschriebenes Gesetz, das waren keine direkten Abmachungen, das hat sich so ergeben. Eine Tradition war das. Wir hatten das Suvretta und das Grand Hotel. ... Es kam aber auch vor, dass die Hotels eigene Kutschen hatten, die Hotel-Omnibusse. Suvretta hatte einen und das Palace auch. Mit denen holten sie die Gäste vom Bahnhof oder brachten sie dorthin zurück.›

Bestätigt wird diese Sicht durch eine andere Erinnerung:

‹Die Familie Conrad bediente mit ihren Kutschen allein das Palace. Ein anderer Unternehmer, zusammen mit Torriani von Champfèr hatte ein ähnliches Monopol beim Carlton. ... Der Konkurrenzkampf zwischen den Fuhrhaltereien war hart. Der wurde ausgetragen, indem man persönliche Beziehungen spielen liess, zum Beispiel zu einem Hotelier, der dann eben nur noch die Kutschen eines oder weniger Fuhrhalter berücksichtigte, wenn Gäste im Hotel nach einer Kutsche oder nach einem Schlitten verlangten.›

Modernisierungen

Innerhalb dieses rechtlich und sozial, teilweise sogar verwandtschaftlich, geregelten und kontrollierten, gleichzeitig aber durchaus konkurrentiellen Systems mussten die Kutscher ihre kollektiven und individuellen wirtschaftlichen Interessen immer wieder formulieren, den sich verändernden Bedingungen anpassen und verteidigen. Einige der grossen Unternehmer waren es dann, welche — weil sie die Konkurrenz der Automobile zu spüren bekamen — die neuen Arbeitsinstrumente als erste Einheimische zu ihrem Arbeitsmittel machten. Sie hatten das für die grossen Anschaffungen notwendige Kapital und konnten Taxis und Lastwagen fahren lassen, welche die pferdegezogenen Wagen, Kutschen und Schlitten zusehends ersetzen sollten. Sie verhalfen so — zusammen mit den Touristen selbst — dem Automobil zu seinem Durchbruch, waren von Gegnern zu Anwälten und Förderern geworden.

Für diesen an die Hotellerie sich anlehnenden Erwerbszweig war die Zwischenkriegszeit eine doppelt komplizierte. Nicht nur die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, auch die radikalen technischen Neuerungen prägten die Geschicke der Kutscher und Lastenfahrer, vergrösserten die Unterschiede innerhalb des Gewerbes und machten der Motorisierung wegen neue Diversifizierungen notwendig, da die Landwirtschaft, die der Fuhrhalterei als ökonomischer Puffer gedient hatte, die Automobile nicht mehr mitbenutzen konnte. Das Kutscherwesen zeichnete sich durch häufige Wechsel der Beteiligten aus. Zwischen der Sommersaison 1920 und der Wintersaison 1939/40 lösten in der Gemeinde St.Moritz insgesamt 125 Kutscher Konzessionen für Standplätze. 42 von ihnen taten es allerdings bloss in einer einzigen Saison und weitere 21 während bloss einer oder zwei Saisons. Nur neun Kutscher lösten Konzessionen während mehr als 20 Saisons.[21]

Ab der Sommersaison 1926 — durch die Aufhebung des Automobilverbotes ermöglicht — wurden für den gewerbsmässigen Personentransport auch Autokarten abgegeben. Von den angeführten 125 Konzessionären beanspruchten insgesamt 11 Scheine für den Betrieb eines Taxis, acht von ihnen widmeten sich sogar ausschliesslich dieser motorisierten Transporttechnik (falls sie nicht auch Kutschen in den Strassen von St.Moritz hatten, die ohne Standplatzrecht arbeiteten).

Ausser den konjunkturellen Bedingungen waren es die Verkehrssituation auf den Strassen der Gemeinde, die Konkurrenz, welche den

21 Vgl. Gemeindearchiv St. Moritz. Schachtel 26/16. Dossier Kutscherkonzessionen 1909-1940/41.

Fuhrhaltern und Kutschern dort auch andere professionelle Transporteure machten und schliesslich der auf den Autoverkehr ausgerichtete Strassenzustand selbst, der zu Beanstandungen und Klagen Anlass gab. Wichtiger als interner Wettbewerb waren da die Betonungen der allen Pferdefuhrwerken gemeinsamen Probleme und Interessen:

‹Der Einzug des Automobils in Graubünden und die starke Konkurrenz durch das Postautomobil versetzten den Fuhrhaltern einen schweren Schlag. Man versuchte, sich der neuen Situation möglichst anzupassen, aber die Verhältnisse haben sich derart gestaltet, dass die Laune manches Pferdebesitzers ungemütlich zu werden beginnt. Zwei Strassenunfälle mit tragischem Ausgang um die Weihnachtszeit gaben den äusseren Anstoss zu einer Zusammenkunft der Pferdebesitzer von St.Moritz und Umgebung, um zur unhaltbar gewordenen Situation Stellung zu nehmen. So versammelten sich denn am 9. Januar im Hotel Bären in St.Moritz eine stattliche Anzahl Interessenten, alles bodenständige, urwüchsige Mannen, die im Ernstfall dem Vaterland nicht nur persönlich, sondern auch mit ihren Pferden samt Schlitten- und Wagenpark zur Verfügung stehen. Es läge also schon im Interesse des Staates, vom Standpunkt der Landesverteidigung aus gesehen, für die Erhaltung dieser Volkskategorie besorgt zu sein. ... Besondere Empörung verursachte die Behandlung der Strasse im Winter. Am 2. Dezember wurde das Engadin mit einem ergiebigen Schneefall bedacht, der für den ganzen Winter einen herrlichen Schlittweg garantiert hätte. Aber was geschah? Mit Schneepflug und sogar mit der Schleuder wurde der Schnee dermassen aus der Strasse geworfen, dass an vielen Stellen der glatte, harte Asphalt zum Vorschein kommt. «Lässt der Herrgott schneien, damit wir mit dem Schlitten auf dem Asphalt fahren!» dröhnte es in heiligem Zorn aus der Versammlung. ... Weitere Klagen wurden aus der Versammlung laut über die Konkurrenz durch das Postautomobil. Die Beförderung der vielen Gäste durch die Post auf der Strecke Celerina—St.Moritz (es handelt sich hauptsächlich um Skifahrer, die von der Corviglia durch das Saluvertal herunterfahren) setzt den Kutschern hart zu. Ohne jegliche Rücksicht auf andere Strassenbenützer fährt der gelbe Bundeswagen breitspurig daher, hält, wie es ihm gerade passt, mitten in der Strasse; der Chauffeur steigt aus, nimmt das Fahrgeld in Empfang, versorgt die Skis, lässt die Passagiere einsteigen und fährt dann weiter, um beim nächsten Wink wieder anzuhalten. Der Kutscher, der zufällig laden konnte, soll warten, bis der Strassenomnibus die Strasse freigibt. Als neuesten Schlager notieren wir das Faktum, dass die Eidgenössische Post auch die Bobsleighs nach St.Moritz schleppt. Das Geld aber geht nach Bern in eine grosse Kasse, das Geld, das früher vom Gast zum Kutscher, vom Kutscher zum Bäcker, Metzger, Schmied, Wagner, Sattler, Maler wanderte, und so im Tal zirkulierte und zum Wohlstande führte.› (eP, 14. Januar 1937)[22]

Dass in der Zeit vor der Einführung des Automobils auf der Strasse

zwischen öffentlichen und privaten Transporteuren gar keine Konkurrenz hatte bestehen müssen, da Private eben in Konzession öffentliche Aufgaben übernahmen und ausserdem eine Aufgabenteilung bestand zwischen privaten Unternehmern und öffentlichen Betreibern, zeigt das folgende Zitat eines Fuhrhalterssohnes, welcher die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg noch aus eigener Anschauung kennt:

‹1904 kam die RhB bis St.Moritz. Vorher war die ganze Verbindung ins Engadin mit der Pferdepost gegangen. Die eine Route war die über den Julier: Chur-Churwalden, wo ein Pferdewechsel stattfand, dann bis Mühlen, wo die Pferde erneut gewechselt wurden, und dann bis hierher. Und hier in St.Moritz war die grosse Pferdehalterei Conrad. Die hatte vor dem Ersten Weltkrieg 200 Pferde und besorgte die Postkutsche bis Chiavenna. Im Ersten Krieg gab Conrad die Pferde ins Militär, erhielt sie aber nachher wieder zurück. Als 1925 in Graubünden das Auto bewilligt wurde, war es natürlich mit der Fuhrhalterei rasch zu Ende.[23] *Postautos kamen und die Pferdezahlen reduzierten sich mehr und mehr, so dass die Fuhrhaltereien eigentlich nur noch im Winter gut arbeiteten, mit den Schlitten. Je mehr der Automobilverkehr sich entwickelte, desto mehr wurde aber auch der Schnee aus den Strassen geräumt und die Schlitten konnten gar nicht mehr fahren. Jetzt (1990) hat es etwa noch fünf Schlitten, die können nur noch auf Nebenstrassen fahren.›*

Der abnehmende Pferdebestand hatte übrigens auch Folgen für den Veranstaltungskalender von St.Moritz, denn der traditionell im Juni stattfindende Pferde- und Viehmarkt wurde der veränderten saisonalen Bedürfnisse wegen auf den Herbst verschoben.[24] Die zitierte Auskunft

22 Die Kreispostdirektion fühlte sich durch diese Stellungnahme zu einer Antwort veranlasst, die am 21. Januar 1937 in der Engadiner Post erschien. Darin stellt der Regiebetrieb sich als ausführendes Organ dar, das Entwicklungen nicht initiiert, sondern — auf Wunsch der Wirtschaft beispielsweise — ausführt, um den sich verändernden Anforderungen der Kunden gerecht werden zu können: ‹Die Tatsache, dass fast die ganze Welt zum Kraftbetrieb übergeht, und die Sorge, dass der Schweiz von anderen Touristenländern der Rang nicht abgelaufen werde, drängten die schweiz. Postverwaltung, ihren Transportdienst rechtzeitig zu modernisieren und den Zeitverhältnissen anzupassen.›

23 Es ist deshalb einleuchtend, dass die Viehzählung von 1936 für St.Moritz bloss noch 123 Pferde verzeichnet. Allerdings sei daran erinnert, dass der Pferdebestand im Fremdenverkehrsort wie die Zahlen der Arbeitskräfte und der Gäste starken saisonalen Schwankungen ausgesetzt war und dass die Statistik, die keinen Stichtag angibt, möglicherweise in eine ‹ungünstige› Zwischenperiode fällt. Dieselbe Statistik zeigt auch, dass die Hälfte der Pferdebesitzer im Kanton Graubünden mit über 10 Tieren im Bezirk Maloja ansässig sind.

24 ‹Es gab eine Zeit, da der St.Moritzer Pferdemarkt dazu berufen war, in der Versorgung des Tales mit zweckdienlichem Pferdematerial eine grosse Rolle zu spielen. Das Auto hat nun für den Sommer wenigstens das Pferd stark bedrängt, und Hand in Hand damit sank auch die Bedeutung des Junimarktes in St.Moritz immer mehr. Für den Winter aber kommt das Pferd in erhöhtem Masse in Betracht, und so schien es für Interessenten auch gegeben, den St.Moritzer Monatsmarkt auf den Herbst zu verlegen.› (eP, 10. November 1932)

des Informanten macht nebenbei deutlich, wie sehr das ganze Transportwesen mit Pferden als Einheit gesehen wurde, mit einem Blick, dem der Unterschied zwischen Personen- und Gütertransport erst in zweiter Linie wichtig war. Die Auskunft macht aber auch auf die Arbeitsinstrumente der Fuhrhalter aufmerksam, auf die Pferde und die Fahrzeuge. Die Arbeitsmittel waren nicht bloss Vorbedingung für die Ausübung der Fuhrhalterei, sondern auch prestigeträchtiger (oder -mindernder) Ausdruck des Berufsstolzes, da die gesamte Öffentlichkeit, und nicht nur die Kunden, die Fahrzeuge und Tiere der Kutscher beobachten konnten.

‹Wichtig war den Kutschern auch, wer die schönsten Pferde und die besten Fahrzeuge hatte. Am Maimarkt und am Andreasmarkt in Chur kaufte Conrad beispielsweise vier schöne Rappen und ein anderer, etwas kleinerer Fuhrhalter versuchte, durch den Kauf von zwei Schimmeln einigermassen mitzuhalten. ... Mit denselben Pferden wurden Waren transportiert und auch Gäste. ... Hauptlieferant der Pferde war die Firma Zindel in Maienfeld. Da hatte es Ungarn, Hannoveraner, und ganz gut waren die Irländer, die ertrugen das Klima am besten. ... Die schönsten Schlitten baute Hug in Zürich, die zweitschönsten die Firma Höhner in St. Gallen und die drittschönsten Ardüser in Chur. Die Chaisen und Landauer waren die meisten von der Riviera gekommen, da vor dem 1. Weltkrieg Gäste von dort hierherkamen, und da kamen die Kutscher mit ihren Wagen und Pferden gleich mit, um die Sommersaison zu machen.›

Ein anderer ehemaliger Vertreter des Gewerbes erinnert sich folgendermassen an Pferde, Fahrzeuge und Stallungen und erwähnt dabei die Tatsache, dass auch Reitpferde vermietet wurden, dass also auch Ausritte ein Teil des Ferienprogrammes von Hotelgästen sein konnte:

‹Die Pferde gehörten der Fuhrhalterei. In der Wintersaison mussten aber fremde zugemietet werden. Von den grossen Pferdehändlern wie Zindel beispielsweise. ... Die Stallungen waren hier im Haus, 4 Stockwerke mit Platz für je etwa 20 Pferde. Hier standen also etwa 80 Pferde. Dann hatte mein Vater Stallungen des Hotels Stahlbad zugemietet, um weitere Pferde unterbringen zu können. Weitere Pferde waren in Sils und in Pontresina. Die Pferde für die Zugarbeit, für die Vierspänner, waren meistens Oldenburger. Dann: Holsteiner, Halbblüter, und Hannoveraner. Die Reitpferde, die wir auch hatten, waren Hannoveraner, teilweise Irländer. ... Die 3-Plätzer, die 1-Spänner, und die grossen 4- bis 8- oder 10-Plätzer wurden im Winter auf Schlitten umgerüstet. Fabriziert wurden die hauptsächlich von der Firma Hug in Wetzikon. Landauer, Victoria, das waren die 2-Plätzer, haben sie teilweise aus Deutschland bezogen. Die Autofabrik Karman hat ja auch solche Fahrzeuge gebaut, Pferdefahrzeuge.›

Und so wie die Firma Karman ihre Produktion umstellte von Pferde-

wagen auf Autos, so veränderten sich im Oberengadin die Vorlieben und Bedürfnisse der Strassenbenützer. Neue Fahrzeuge wurden wichtig, die pferdegezogenen Kutschen, Schlitten und Wagen durch private Personenwagen und Motorräder ersetzt, durch Autobusse und Lastwagen. Ob der Zunahme des motorisierten Verkehrs nahm die Zahl der Kutschen, welche den Transport von Gästen innerhalb und zwischen den Gemeinden garantiert hatten, rasch ab. Und bald — endgültig war das nach dem Zweiten Weltkrieg der Fall – verkehrten die Pferdefahrzeuge bloss noch als Reminiszenzen einer Vorstellung der belle époque, die jetzt, nach wirtschaftlichen Krisen und nach einem weiteren Krieg, nur um so deutlicher die Referenz des ‹richtigen› Funktionierens des Tourismus werden sollte. Die Benutzung von Kutschen und Schlitten ermöglichte den Hotelgästen eine Anlehnung an aristokratische oder grossbürgerliche Lebensweisen, die einen guten Teil der touristischen Anziehungskraft des Oberengadins ausmachten. Schon früher hatten jedoch Effizienzargumente der Motorisierung neuen öffentlichen Verkehrsmitteln zum Durchbruch verholfen: Seit 1899 verkehrte ein Tramway zwischen St.Moritz Dorf und St.Moritz Bad. Dass der Betrieb zu Beginn des Zweiten Krieges eingestellt wurde liegt an den sinkenden Gästezahlen und demzufolge an der schwindenden Nachfrage, dann aber auch an der Einrichtung einer Autobusverbindung, die ab 1935 während den Touristensaisons von der Postverwaltung übernommen wurde und für welche die Gemeinde eine teilweise Defizitgarantie übernahm. Die Tramschienen stellten bald keine Verkehrsbehinderung mehr dar, da sie der Rohstoffknappheit wegen ausgegraben und einer neuen Verwendung zugeführt wurden.

Verkehrstechnische Veränderungen ergaben sich in St.Moritz und im gesamten Oberengadin aber nicht nur auf den Strassen. Die ganze Landschaft wurde durch neue Verkehrsmittel auf neue Art und Weise zugänglich gemacht, einer freizeitlichen und sportlichen Nutzung zugeführt, die dabei selbst neue Qualitäten annahm, zum ökonomischen Faktor heranwuchs und bald zum zentralen Feriengrund im winterlichen Oberengadin werden sollte. Die Bewegung von Personen und Gütern, dann auch die von Informationen, wurde in der Zwischenkriegszeit radikal umorganisiert. Moderne Kommunikationsmittel verschiedenster Art beschleunigten die Transportmöglichkeiten und schlossen so das Engadin noch enger an den Rhythmus des städtischen Europa an.

Neue Kommunikationsmittel

Der öffentliche Transport von Personen im Oberengadin und anderswo erhielt eine neue Qualität, als Hotels und Kurhäuser nicht mehr in den bestehenden Agglomerationen, sondern auf prominenten Punkten der umliegenden Anhöhen erstellt wurden: zu einigen dieser Bauten wurden nämlich Bahnen gebaut. Sie stellten einen ersten Schritt dar in der nach dem 2. Weltkrieg massiv einsetzenden Entwicklung, welche die alpinen Landschaften den Touristen nun auch vertikal zugänglich machten.[25]

Bergbahnen und Skilifte

Diese Bahnen waren zwar meistens für den Sommerbetrieb gebaut, sie sollten aber, dank des immer wichtiger werdenden Skisports, dessen Erfolg sie ihrerseits erst recht beförderten, bald auch in der Wintersaison funktionieren.[26] 1912 wurde oberhalb von St. Moritz die ‹Hochalpine Erholungs- und diätetische Höhen-Kuranstalt Chantarella› gebaut, und mit ihr eine vom Dorf hinaufführende Bahn. Die erste Drahtseilbahn im Oberengadin, deren Hauptzweck die Beförderung von Skifahrern war, ist die Corvigliabahn. 1928 in der Verlängerung der Chantarellabahn zu Ende gebaut, erreichte sie eine Höhe von fast 2500 Metern über Meer. Sie sollte bald die Zubringerin zu den Skigebieten am Piz Nair und den dort erstellten Skiliften werden.

Solche Bauten wurden aber nicht diskussionslos akzeptiert, und der Dissens bestand durchaus auch innerhalb der direkt am Tourismus interessierten Kreise. Als die Herren Hans Bon (Hotel Suvretta) und Karl Koller (Architekt) von der Villa Suvretta aus eine 'Schleppseilbahn' planten, reagierte Herr E.Thoma-Badrutt, als Besitzer des Hotels Chantarella selbst im Tourismus tätig und als Initiant der Corvigliabahn auch direkt am Transportwesen interessiert, mit heftigen Einsendungen an die lokale Presse und mit dem Austritt seines Hotels und der

25 Zu geplanten und realisierten Bergbahnprojekten im Oberengadin vgl. Margadant und Maier (1993:130-137).

26 ‹Spät kamen die Drahtseilbahnen nach Graubünden. Zu Dutzenden erklimmten bereits Seilbahnen die schönsten Aussichtspunkte im Berner Oberland, im Waadtland, im Tessin und am Vierwaldstädtersee›. Die erste solche Bahn Graubündens war eine im Dezember 1899 eröffnete Installation in Davos Platz, die eine ‹bequeme Verbindung mit dem Sanatorium Schatzalp› ermöglichen sollte. Erst danach wurden auch im Oberengadin solche Bahnen in Betrieb genommen. ‹Als zweite Drahtseilbahn im Bündnerland folgte die Drahtseilbahn Muottas Muragl. Die Bauzeit dauerte vom 4. Mai 1905 bis zum 5. August 1907. Am 9. August 1907 wurde der fahrplanmässige Betrieb der Muottas Muragl Bahn aufgenommen, und am gleichen Tag öffnete auch das angegliederte Hotel Muottas Kulm seine Pforten. Bereits im Winter 1908/9 führte die ... Bergbahn auch den Winterbetrieb ein.› (von Planta s.a.a:13)

Chantarella—Corvigliabahn aus dem Kurverein (vgl. Kasper 1989:71f). Gegen die Modernisierung des Skisportes führte er ästhetische Gründe und solche der Sicherheit der Skifahrer ins Feld, die den wirtschaftlichen Standpunkt, von dem aus er sprach, aber nicht vergessen liessen:

‹Es handelt sich um Anlagen, die den Faulenzern dienen sollen und mit welchen möglichst viel Geld verdient werden will. ... St.Moritz ist wahrlich nicht zu reich an Skigelände in der Nähe des Ortes, wachen wir darüber, dass uns dasselbe unverhunzt und unverschandelt erhalten bleibe, Schleppseilbahnen gehören in die Kategorie von Jahrmarkt- und Lunapark-Betrieben!› (eP 7.Mai 1935)

Ein Projekt des Herrn Fritz von Opel für eine gleiche Anlage zwischen Salastrains und der Alp Giop erfuhr in einer Gemeindeabstimmung Gegnerschaft, die ähnlich argumentierte. Das Konzessionsgesuch wurde zwar mit 99 gegen 79 Stimmen gutgeheissen (vgl. eP, 11.Juli 1935), die Diskussionen um die Skilifte hielten aber an. Das Wort selbst ersetzte die Bezeichnung 'Schleppseilbahn', welche offenbar als ungünstig empfunden wurde. Was ein Skilift ist, musste aber wenige Wochen vor der Eröffnung des Liftes Suvretta—Corviglia den einheimischen Stimmberechtigten und der Bevölkerung noch erläutert werden. Dass dabei die Modernität, die sich besonders als Zeitgewinn ausdrückte, als selbstredender Vorzug ins Feld geführt werden konnte, überrascht nicht; ebensowenig wie der Versuch, damit für Verständnis zu werben, dass die Einrichtungen jeweils im Sommer abgeräumt würden und so den Landschaftsgenuss nicht behinderten.[27] Die offizielle Eröffnung des Skiliftes Suvretta, eingerahmt von Ansprachen der Herren Degiacomi, als Präsident des Verwaltungsrates der Skiliftgesellschaft, Bon, Constam (Erfinder und Erbauer dieser und einer ersten solchen Anlage in Davos) und Koller, wurde von einem prominenten Gast vorgenommen.

27 Vgl. die Engadiner Post vom 23. November 1935, in der folgende Mischung aus technischer Beschreibung und Loblied zu lesen stand: ‹Ski-Lift und Ski-Technik sind zwei ganz moderne Dinger, der Ski-Lift [führt] auf einem 800 Meter langen Trasse über 260 Meter Höhendifferenz auf 2200 Meter ... In 7 Minuten langer Fahrt wird der Skifahrer an vom Schleppseil herabhängenden Bügeln in halb sitzender Stellung auf seinen Hölzern emporgeschleppt — nicht damit er ja nie steigen muss und sich zum hundertprozentigen downhill-only Fahrer entwickelt, sondern um hauptsächlich dem Anfänger zu ermöglichen, sich die richtige Technik durch auf ein Mehrfaches gesteigertes Abfahren in viel kürzerer Zeit zu eigen zu machen, als es beim kostbare Skistunden fressenden, mühsamen Wieder-Ansteigen des Anfängers bisher gelang. Bei durchgehendem Betrieb schenkt der St.Moritzer Suvretta Ski-Lift 200 Personen pro Stunde einen Aufstieg von 260 Meter, d.h. ein entsprechendes Plus an Abfahrten in einem höchst abwechslungsreichen, automatisch «instruktiven» Abfahrts- und Übungsgelände, zum bescheidenen Preis von einem Franken. Ebenso erfreulich wie das Bestehen dieses mechanischen guten Geistes des abfahrtsgierigen Skifahrers und ungeduldig an ihrer weiteren Ausbildung arbeitenden Rennfahrers der Zukunft im Winter ist die Tatsache, dass der Suvretta-Ski-Lift zur Sommerzeit diskret verschwindet; denn dank der wegnehmbaren Konstruktion der das Schleppseil führenden Tragmasten wird der neue St.Moritzer Ski-Lift keine das sömmerliche Bild der Landschaft verunstaltende Nachteile im Gefolge haben.›

Auf diese Weise suchte man die Installation den zitierten Anfechtungen zu entziehen:

‹Mit grosser Spannung wurde nun das Durchschneiden des Sperrbandes und damit die erste Fahrt in die Höhe erwartet. Diese Ehre sollte keinem geringeren zukommen als unserem vieljährigen treuen Gast Douglas Fairbanks, dem weltbekannten Meister des Films. Wohl mancher hätte sich mit gemischten Gefühlen dieser magisch hebenden und schleppenden Kraft anvertraut; der grosse Schauspieler hingegen griff beherzt nach dem Haken, und unter lautem Applaus begann seine erste Bergfahrt mit dem Skilift Suvretta, die wohl als ein gutes Omen für die Weiterentwicklung der Dinge gedeutet werden kann.› (eP, 24.Dezember 1935)

Im Frühjahr zuvor war in öffentlichen Diskussionen auch schon darüber nachgedacht worden, wie eventuell von der Ausübung des Wintersports selbst und von seiner Mechanisierung eine Gefährdung für diesen ausgehen könnte, denn *‹die Bestrebungen zugunsten sogenannter Schleppbahnen [wurden] als eine grosse Gefährdung unserer Skigebiete dargestellt.› (eP, 19.März 1935)*. Solche Ansichten konnten sich aber nicht durchsetzen. Sie blieben Ausdruck einer Skepsis, die anlässlich einer so bedeutenden Innovation zu erwarten war. Wichtiger und erfolgreicher als die Bedenken erwiesen sich die Bedürfnisse, den Skifahrern ihren Raum zu sichern, einen Teil der St.Moritzer Landschaft nicht mehr im Hinblick auf sommerliche und schon gar nicht auf agrarische Aktivitäten zu definieren, sondern sie dem Skifahren vorzubehalten. Eine vom Kur- und Verkehrsverein einberufene Versammlung stellte Überlegungen an zu den Möglichkeiten, das Skigelände dieser einzigen Bestimmung per Verhandlungen oder sogar per Gemeindegesetz zu reservieren, und formulierte schliesslich auch Forderungen: Man war sich einig, *‹dass unsere vornehmsten Skifelder in unmittelbarer Nähe der Ortschaft soweit zu tunlich vor Verbauung zu schützen seien›*, und so fasste die Versammlung einstimmig folgende Resolution:

‹Die Interessentenversammlung von St.Moritz vom 18. März 1935 beschliesst ... den Handels- und Gewerbeverein, als Träger der wirtschaftlichen Interessen von St.Moritz, zu veranlassen, bei der Gemeinde ein dringliches Gesuch einzureichen: 'Die Gemeinde möchte zur Sicherung der Skiabfahrten und des Skiübungsgeländes gesetzliche Bestimmungen erlassen und erklären, die Behörden in dieser Frage in jeder Hinsicht zu unterstützen.'› (eP, 19. März 1935)

Schon 1936 wurde der weitere Ausbau der Transportanlagen geplant, die das Gebiet des Piz Nair erschliessen sollten. Mit einer Seilbahn und einem weiteren Skilift wollte man die Beförderungskapazitäten erhöhen und neue Abfahrtsmöglichkeiten eröffnen. (Vgl. eP, 13. und 18. August 1936) Allein das Tempo, mit welchem Kapitalien gefunden,

technische Probleme gelöst und die Ausführung an die Hand genommen wurden, mussten diesmal Gegnerschaft auf den Plan rufen. Diese brachte jedoch nicht mehr pädagogische und moralische Bedenken vor, vielmehr wies sie darauf hin, dass die bestehenden Anlagen vor Konkurrenz geschützt werden sollten, da ihr gegenwärtiger guter Gang durch ein zu grosses Angebot gefährdet würde. Mitbesitzer der Corviglia-Gesellschaft trugen sich nämlich ihrerseits mit Ausbauplänen. Handfeste wirtschaftliche Interessen waren also im Spiel, als das Tempo der Innovation — nicht diese selbst — gebremst werden sollte. Noch im Ungewissen über den gewaltigen und anhaltenden Aufschwung, der dem Skisport bevorstand, konnten die Promotoren der Bahnen und Lifte nicht wissen, dass die Grenzen der entsprechenden Bedürfnisse auf Seiten der Gäste noch lange nicht erreicht sein würden. Und mit handfesten Vorteilen sollte die Wohnbevölkerung von St.Moritz für die Pläne eingenommen werden, die ein Jahr später, 1937, in Form einer Schlittenschleppbahn realisiert wurden[28]:

‹Ferner erklärte Herr Oberst Thoma, dass er bereit sei, die Taxen auch auf der unteren Bahn für die Einheimischen um 50% zu reduzieren, so dass die Bergfahrt statt wie bis anhin Fr.1.20 nur mehr 60 Rp. kosten würde, was offensichtlich in der Gemeindeversammlung mit grosser Genugtuung aufgenommen wurde. Sodann ist nun zur Genüge bekannt, dass beide Bahnen, Chantarella und Corviglia, im Sommer und Winter stets unsere sämtlichen Schulklassen, sofern die Fahrten nicht in die Zeit des Stossbetriebes fielen, gratis befördert haben.› (eP, 29. August 1936)[29]

Die Skilifte, nicht bloss von grundsätzlichen Gegnern der Mechanisierung des Skifahrens, sondern auch von den Betreibern der Bahnen bekämpft und als «Fudihaken» bezeichnet[30], wurden zum Modernisie-

28 ‹In einer Gemeindeabstimmung vom 4. Juli 1937 gewährten die St.Moritzer Stimmbürger Emil Thoma-Badrutt [der sich noch ein Jahr zuvor gegen den Bau von Skiliften gewendet hatte], resp. einer von ihm zu gründenden Gesellschaft das Recht, von der Corviglia zum Plateau des Piz Nair Pitschen eine Schlittenseilbahn (Funi) zu bauen. Diese Funibahn, die 1938 auch in den Besitz der Gemeinde überging, war nur während der Jahre 1938 und 1939 geöffnet. Während der Kriegsjahre blieb der Betrieb eingestellt. ...Im Jahre 1945 wurde die Funi-Bahn abgebrochen und an deren Stelle wurde der Skilift Corviglia-Piz Nair Pitschen gebaut.› (von Planta s.a.a: 23f)

29 Die Benutzung der Chantarella-Bahn durch Einheimische, die nicht freizeitliche oder sportliche Zwecke verfolgten, war so lange eine Selbstverständlichkeit gewesen, als die drei später aufgehobenen Zwischenstationen bedient blieben: ‹Manche Hausfrau, nach getätigten Einkäufen im Dorf, benützte die Chantarellabahn bis zur Haltestelle Tinunsstrasse, sie ersparte sich mit ihren vollen Einkaufstaschen den mühsamen Treppenweg ab Hotel St.Moritz.› (von Planta s.a.a:18)

30 Vgl. den ‹letzten Appell zur Gemeindeabstimmung vom 29./30. August 1936 in der Engadiner Post vom 29. August 1936, der die Volkswirtschaft der Gemeinde durch den Bau weiterer Skilifte in Gefahr sah: ‹Ich betrachte die Angelegenheit als eine

rungsschritt des Tourismus, der die Umkehrung, mindestens die Aufweichung eines bisher bestehenden Verhältnisses einleitete: Die Hotellerie war nun nicht mehr selbst und fast ausschliesslich im Zentrum des Ferieninteresses der Gäste. Es entstanden vielmehr Anlagen, welche, eben noch durch die Hotellerie ermöglicht, diese ihrerseits in eine Abhängigkeit brachten. Die Hotels füllten sich nun nicht mehr ausschliesslich um ihrer selbst willen, sondern eben mit Leuten, die auch Skilifte benützen wollten. Dass der Übergang ein schwieriger war und dass er die Loyalitäten in der Gemeinde strapazierte, zeigt das Abstimmungsergebnis vom August 1936 über:

‹die Konzession für die Erstellung eines Skiliftes von Randolins nach dem Fuss des Kleinen Piz Nair ... Die Beteiligung an der Abstimmung muss als ausserordentlich bezeichnet werden. Von den 519 Stimmberechtigten waren 467 ortsanwesend, und davon gingen 429 Mann zur Urne. Für die Konzessionierung wurden 208, dagegen 205 Stimmen bei 16 leeren Zetteln abgegeben. Dem Vernehmen nach soll mit der Erstellung der neuen Transportanlage unverzüglich begonnen werden.› (eP, 1. September 1936)

Die Bahnen waren durch private Gelder ermöglicht worden. Spätestens mit den Gemeindeabstimmungen über Konzessionserteilungen wurden sie aber zu einer im engeren Sinn politischen und überhaupt öffentlichen Angelegenheit. Und bald sollte auch die Finanzierung solcher Anlagen den Stimmberechtigten von St.Moritz die Gelegenheit einer Stellungnahme bieten: Am 24. Oktober 1937 wurde nämlich beschlossen, die Drahtseilbahnen Chantarella—Corviglia für den Betrag von 900'000 Franken in Gemeinde-Besitz übergehen zu lassen. Nach einer weiteren kommunalen Volksabstimmung im Juli 1938 konnte die Übernahme rückwirkend auf Anfang Jahr wirksam gemacht werden[31].

Wenn es auf den ersten Blick erstaunlich scheinen mag, dass die öffentliche Hand touristische Transporteinrichtungen kaufte und betrieb, die auf private Initiative zurückgehen und private Profite zum Ziel hatten, dann erinnert ein zweiter daran, dass ein solches Vorgehen in St.Moritz durchaus System und Tradition hat. Andere regionale Trans-

Existenzfrage für St.Moritz und bin der festen Überzeugung, dass, wenn ich ein Nein in die Urne lege, ich im Interesse des Wohlergehens der ganzen Gemeinde und der Stimmberechtigten aller Kreise gehandelt habe.›

31 Diese Übernahme, vor allem von Gemeindepräsident Carl Nater vorbereitet und organisiert, holte die Entscheidungsgewalt über die Geschicke der beiden Bahnen aus dem Unter- und Ausland in die Gemeinde St.Moritz zurück. Zu den ersten Verwaltungsräten hatten ausser dem einheimischen E. Thoma-Badrutt die Herren A.Galland (Lausanne), N. Künzli (Zürich) und F. Schwenter (Paris) gehört. (Vgl. von Planta s.a.a:19) Allerdings wurde diese Rückholung teuer bezahlt: die Aktien mussten über dem Nennwert erstanden werden (vgl.Mohr s.a. 73).

portaufgaben waren ja ebenfalls von der Öffentlichkeit, den PTT beispielsweise, übernommen worden, und die Gemeinde sicherte immer wieder durch Investitionen und Garantien den Gang des einheimischen Wirtschaftslebens. Das Eingreifen der Öffentlichkeit stand selbstverständlich jeweils dann zur Debatte, wenn Krisen den Tourismus erschütterten — zum Zeitpunkt des Kaufs der Chantarella-Corviglia-Bahn bereitete man sich auch in St.Moritz auf den nächsten Krieg vor — oder wenn Innovationen anstanden, welche die Möglichkeiten privater Investoren aus finanziellen oder rechtlichen Gründen überstiegen.

Flugzeuge

Letzteres war in besonderem Masse der Fall, als das touristische Engadin und besonders St.Moritz es für nötig befanden, sich nach dem terrestrischen nun auch dem Luft-Verkehr zu öffnen, und für den Bau eines Flugplatzes eintraten. Schon lange bevor ein solcher realisiert werden sollte, waren Aeroplane für das regionale touristische Selbstverständnis von Bedeutung gewesen. Ab 1909 wurden jeweils vom zugefrorenen St.Moritzer See aus Flugversuche unternommen, die schon im nächsten Winter ein erstes Mal glückten. Damit ist St.Moritz angeblich der Ort in der Schweiz, in welchem zum ersten Mal ein Flugzeug startete und landete. Nicht dem Zufall war das zu verdanken, sondern der Planung und Promotion durch den örtlichen Kurverein, welcher im Jahr 1910 Preise in Höhe von je 2'000 Franken aussetzte für die ersten beiden Flüge von mehr als 15 und 30 Minuten Dauer und einen von mindestens 50 m Höhe (vgl. Kasper 1960:108). 1919 wurde das erste Mal ein Versuch unternommen, eine Aktiengesellschaft zu gründen mit dem Zweck, regelmässige Flüge vom Engadin nach Zürich und zurück zu organisieren und das Engadin dank des Luftverkehrs auch mit anderen Destinationen in der Schweiz zu verbinden. Wegen des negativen Verlaufs der Konzessionsverhandlungen mit dem zuständigen Departement in Bern blieb es aber vorerst bei einzelnen Starts und Landungen auf dem zugefrorenen See oder in der Champagna bei Samedan, dem Ort, an dem später der Flugplatz tatsächlich gebaut werden sollte. Nachdem dank Verhandlungen mit der Einwohner- und der Bürgergemeinde Samedan, dank Expropriationen und dank einer Volksabstimmung vom 11. September die Landfragen geklärt waren, konstituierte sich am 24. September 1936 die ‹Genossenschaft Flugplatz Oberengadin› unter der Präsidentschaft von Gemeindepräsident Carl Nater aus St.Moritz. Seine Gemeinde engagierte sich finanziell stark am Unternehmen, indem sie einen Kredit von 95'400 an die Erstellung des Flugplatzes guthiess (vgl. eP, 12. September 1936). Im Winter 1937/38

erteilte das Eidgenössische Luftamt die Freigabe des Flugplatzes Champagna für Grossflugzeuge. Die erste Landung einer 14-plätzigen 'Douglas-Maschine' war eine Promotion für den Flugplatz, aber auch für den hiesigen Tourismus insgesamt, denn der Direktflug aus London hatte englische Journalisten ins Engadin gebracht, welche die neue Verkehrsverbindung bei der potentiellen Kundschaft bekannt machen und für Ferien im Engadin werben sollten.

‹Die St.Moritzer hatten den See als Flugplatz, aber da konnte man nur im Winter und mit kleinen Flugzeugen starten und landen. In der Champagna war das Gelände natürlich für einen Flugplatz ideal. Der Ort ergab sich deshalb wie von selbst. Widerstände hat es sicher gegeben, die gibt es immer. Ich kann mich aber nicht an Details erinnern. Aber das ist doch immer so: wenn etwas Neues kommen soll, ist ein Teil dagegen. Meistens die, welche keinen direkten Nutzen von der Veränderung haben oder sogar einen Schaden davon erwarten. Das ist doch logisch. Das war bei der Bahn so, es war beim Automobil so, warum sollte es da beim Flugplatz anders sein?›

Nachdem im Krieg die militärische Beteiligung am Flugfeld die schwierige finanzielle Situation der Genossenschaft verbessert hatte, blieb diese Zusammenarbeit zwischen zivilen und militärischen Betreibern auch nach 1945 bestehen. Sie wurde allerdings so verändert, dass ab 1950 das Militär den Flugplatz eigentlich übernahm und nur noch von einer *‹Mitbenutzung durch Zivilaviatik›* die Rede war.

‹'Trotz Krise und Depression auf der Höhe der Zeit zu verharren', war der Leitgedanke der mutigen Personen in der Gründungszeit und der Führungsverantworlichen der sich nicht immer in bester finanzieller Verfassung befindenden Genossenschaft Flugplatz Oberengadin. Dank dem grossen finanziellen Einsatz der öffentlichen Hand, Kanton Graubünden, Gemeinden des Oberengadins, Bund, d.h. eidgenössisches Militärdepartement, der Tourismusinteressenz des Oberengadins und dem Goodwill der Bevölkerung, befindet sich die Genossenschaft heute auf einem guten Fundament.› (Genossenschaft Flugplatz... 1987:3)

Hier wird gedrängt wieder einmal der umfassende Charakter des Tourismus im Oberengadin formuliert. Er vermochte die unterschiedlichsten Ebenen und Interessen zu seinen Gunsten zu mobilisieren und konnte damit rechnen, dass ihm — als regionalem Monopolgewerbe und als Wirtschaftszweig von nationaler Bedeutung — notfalls unter die Arme gegriffen würde. Dass es hier eine Genossenschaft mit einer präzisen und begrenzten Aufgabe war, welche vom Zusammenspiel öffentlicher und privater Kräfte profitierte, ändert nichts am Befund, dass touristische Einrichtungen immer dann mit der Unterstützung durch die öffentliche Hand rechnen konnten oder an diese übergingen,

wenn wirtschaftliche Krisen Profite gefährdeten oder sogar zum Verschwinden brachten.

Telephonapparate

Ein anderes Kommunkationsmittel hatte problemloser eingeführt und auch von grösseren Bevölkerungsteilen genutzt werden können als dies beim Flugplatz der Fall war. Die Automatisierung des schon bestehenden Telephonbetriebes in den frühen Dreissigerjahren wurde allgemein begrüsst, so wie alle Verbesserungen der Verkehrsmöglichkeiten mit dem Unterland und mit dem Ausland im touristischen Oberengadin in der Regel rasch akzeptiert wurden. Das galt übrigens auch für den Telephonrundspruch, der dank Verkabelung die Möglichkeiten des Radio-Empfanges verbesserte. Am 29. Oktober 1932 vermeldete die Engadiner Post den durchschlagenden Erfolg des Radio-Empfanges per Draht:

‹Noch selten hat eine technische Errungenschaft eine derart schnelle Verbreitung erfahren wie der Telephon-Rundspruch. Im kurzen Zeitraum von wenigen Monaten sind über 3'900 Anschlüsse an das eidg. Telephonnetz erfolgt. In St.Moritz allein sind innert Monatsfrist, d.h. seitdem die Anschlussmöglichkeit besteht, bereits 30 Rundspruchanlagen entstanden, und dies dank dem störungsfreien Empfang, den sie ermöglichen.›

Benutzer der neuen Kommunikationsmöglichkeiten waren vornehmlich die Touristen und die Kreise der ansässigen Bevölkerung, welche als Hoteliers oder selbständig in von der Hotellerie abhängigen (Dienstleistungs-)Gewerben tätig waren. Die Vermehrung und Beschleunigung der Kommunikation mit der Aussenwelt verbesserten die Möglichkeiten, Geschäfte zu planen und durchzuführen und ‹normalisierten› das Engadin zusehends. Das Tal hinkte in dieser Entwicklung aber nicht etwa hinter anderen Regionen der Schweiz nach, sondern nahm — wie etwa beim Flugwesen — durchaus eine Pionierrolle ein. Was im Oberengadin entstanden war, hatte eben nicht weltfremde Retraite zu sein, sondern Wiederholung der zivilisatorischen Errungenschaften in alpiner Umgebung. Die Kundschaft der Hotels sollte zwar die Vorteile der Stadtferne geniessen können, ohne aber deshalb auf die Annehmlichkeiten ihrer Herkunftsorte verzichten zu müssen. Die Informationen sollten in St.Moritz nicht spärlicher fliessen als in London, Paris, Mailand oder Berlin, und die Verbindung mit solchen Zentren hatte auch deshalb leicht gemacht zu werden, damit Hotelgäste während ihres Aufenthaltes im Engadin nicht von ihren geschäftlichen Aktivitäten abgeschnitten waren. *‹Es gab schon immer, jedenfalls seit dem 1.Weltkrieg, Direktoren und Patrons der Industrie und von Banken und so,*

die täglich ihre Mitarbeiter anriefen, um sich über den Gang und den Stand der Geschäfte zu informieren›, weiss ein Hotelier zu berichten, der auch auf die Pionierrolle seines Gewerbes für technische Innovationen hinweist:

‹Zwar war die Aufenthaltsdauer hier kürzer geworden — oder die Familien blieben länger als die Geschäftsherren — , aber das Bedürfnis nach einem stetigen Kontakt war natürlich dank der neuen Kommunikationsmittel auch während den kürzer werdenden Ferien geweckt worden. Und dann verlangten die von den Hotels einfach die Möglichkeiten, die sie von zu Hause gewohnt waren. Und das galt nicht nur für Verkehr, für Radio, Telephon, Post undsoweiter, das galt beispielsweise auch für die sanitären Einrichtungen der Häuser hier. Der Komfort musste einfach ganz allgemein derselbe sein wie in den Städten.›

Die neuen Kommunikationsmittel, die Beschleunigung des Informationsflusses zwischen dem Oberengadin und der Welt, waren unumstritten. Es waren allenfalls die Bedingungen ihrer Benützung, welche zu Diskussionen Anlass gaben. Die — gemessen an den Zentren des Mittellandes — periphere Lage des Engadins, die eben bloss geographisch eine war, aber nicht mehr kommunikationstechnisch, machte die Benutzung der neuen Kommunikationsmöglichkeiten mit den Orten, zu denen die intensivsten wirtschaftlichen Beziehungen bestanden — und die waren eben nicht immer die nahegelegenen — relativ teuer. Die Telephontarife beispielsweise gaben deshalb verschiedentlich zu Beanstandungen oder zur Formulierung von Wünschen des einheimischen Gewerbes Anlass. Als die Telephondirektion darauf reagierte, tat sie es unter anderem mit der Bemerkung, dass *‹die Telephonverbindung ... wohl einer der wenigen Artikel [sei], der in St.Moritz zum gleichen Preise gekauft werden [könne] ... wie in anderen Schweizerstädten.› (Vgl. eP, 3. Januar 1934)* Der Vorstoss zur Tarifreduktion der Telephonate blieb zwar erfolglos. Wie immer, wenn engadinische Interessen durchgesetzt oder wenn einer dem Tourismus förderlichen Innovation zum Durchbruch verholfen werden sollten, diente aber die Mobilisierung wirtschaftlicher Verbände und politischer Strukturen den Zwekken der Hotellerie. Und diese Zwecke wussten sich als jene der Region darzustellen. Besonders deutlich und facettenreich lässt sich diese Funktionsweise des Oberengadins — intern und als Verhältnis nach aussen — vorführen an seinen erfolgreichen Bemühungen, die Nutzung seiner Wasser zur grossangelegten Produktion elektrischer Energie zu verhindern.

Energieproduktion

Die Versuche einer Nutzung des im Silsersee sich sammelnden Wassers und des Gefälles von dort ins Bergell hinunter zur Erzeugung elektrischer Energie, vor allem aber der engadinische Widerstand gegen diese Projekte, machen eine Charakteristik der Interessen der Hotellerie und ihrer (angeblichen oder tatsächlichen) Konvergenz mit den öffentlichen besonders deutlich: Die Hotelbetreiber erheben zur Durchführung ihres Gewerbes einen Anspruch an den Raum, der nicht bloss ihre Häuser und allenfalls deren nächste Umgebung betrifft, sondern Landschaften in ihrer Totalität belegt. Sie kamen darob in einen auf verschiedenen Ebenen ausgetragenen Konflikt mit einer anderen wirtschaftlichen Aktivität. Argumentiert wurde dabei ebenso zwischen zwei benachbarten Regionen — dem Oberengadin und dem Bergell — mit ihren unterschiedlichen Möglichkeiten, sich ökonomisch zu entwikkeln und zu spezialisieren, wie zwischen zwei als national dargestellten Aufgaben, der Energieproduktion einer- und dem Fremdenverkehr anderseits. Im Bergell und besonderen in der Gemeinde Stampa kam man deshalb überhaupt auf die Idee grosser Kraftwerke, weil ihr Territorium über die Wasserscheide des Maloja-Passes hinaus ins oberste Inntal hinaufreicht und also auch einen Teil des Silsersees umfasst. Dank der elektrischen Stroms hoffte das vom Tourismus kaum profitierende Bergell, dessen Pläne zum Bau einer Bahn sich zerschlagen hatten, etwas vom Rückstand aufzuholen, in welchen es sich seit dem touristischen Boom des Oberengadins versetzt fühlte. Der Tourismus in den Gemeinden des Hochtales stützte sich seinerseits aber selbstverständlich auf die Nutzung elektrischer Energie. St.Moritz verfügte zu der Zeit, als die Gemeinde vehement gegen die Bergeller Projekte Stellung nahm, schon über ein eigenes Kraftwerk, das den lokalen Bedarf an elektrischer Energie zu einem guten Teil decken konnte. Die Hotellerie bekämpfte nicht die Stromherstellung, sondern den dafür vorgesehenen Standort.

Silserseekraftwerkprojekte

Ein Projekt der Herren Zschokke und Lüscher von 1904 zur Nutzung des Silsersees als natürliches Reservoir war wegen des entschiedenen Widerstandes der Oberengadiner Gemeinden und der Beurteilung einer kantonalen Kommission relativ rasch wieder fallengelassen worden.

‹Die Kommission hat vor allem die technische und die ästhetisch-volkswirtschaftliche Seite des Projekts gründlich untersucht und ist dabei, genau wie wir, zum Schlusse gekommen, dass die Ausführung des Projektes ... 'eine so schwere Schädigung der Naturschönheiten des

obersten Teiles des Oberengadins bedinge, dass sie nicht mehr zugelassen werden darf.' ... Die Expertise stimmt mit uns darin überein, dass 'die geplante Stauung des Silsersees und die Innkorrektion vom Silserzum Silvaplanersee zu einer unzulässigen Verunstaltung der Gegend führe.' ... Es liegt ... auf der Hand, dass der Schaden für das Oberengadin bei Ausführung des ... Projektes ein ganz enormer, unberechenbarer sein müsste und dass darunter nicht nur die gesamte dortige Hotellerie, sondern die gesamte Bevölkerung und damit in hohem Masse auch der Kanton Graubünden schwer zu leiden hätte.› (Meuli A. 1911:3f)

Hier sind die Argumente versammelt, welche allen früheren[32] und späteren Versuchen zur Nutzung des Silsersees für die Energieproduktion entgegengehalten wurden. Die abzusehenden Schäden, welche die Hotellerie im Falle der Projektbewilligung zu tragen hätte, brauchen nicht einmal ausgeführt oder berechnet zu werden. Sie sind den Schreibenden ebenso evident, wie ihnen Landschaften wertvoll und der Fremdenverkehr natürlich erscheinen. Das Primat der Hotellerie, das dadurch deutlich wird, verdankt sich der Tatsache, dass der Tourismus eine längere lokale Tradition hat als die Erzeugung elektrischer Energie. Und dann spielt auch das Machtgefälle eine Rolle, welches sich, unter anderem dank des Fremdenverkehrs, zwischen dem Oberengadin und dem Bergell etabliert hat.[33]

Trotz des bisher dreimaligen Scheiterns von Unterfangen mit dem selben Ziel kam es im letzten Jahr des 1. Weltkrieges zu einem neuen Versuch zur Nutzung des Malojagefälles und des Silsersees für die Herstellung von Elektrizität:

‹Basierend auf Vorschlägen der für das ... Projekt [Zschokke und Lüscher] eingesetzten Expertenkommission, entstand 1918 das neue Projekt zur Ausnützung der Silsersee-Bergeller-Wasserkräfte ... Dieses sah [im Gegensatz zu früheren Vorstellungen] keinen Aufstau des Silsersees vor, wohl aber eine maximale Absenkung von 4,65 m (mittlere Absenkungshöhe 3,8m, mittlerer Wiederauffüllungstermin 28.Mai).› (Töndury-Osirnig 1946:128)

Dieses Projekt, welches 1921 zur Planauflage gelangte und welches die Initianten 1926 mit Änderungsvorschlägen versehen noch einmal vorlegten, an dem sie dann in den Dreissigerjahren noch drastische Kürzungen vornahmen, sollte während 15 Jahren zum engadinisch-ber-

32 Schon in den Neunzigerjahren des letzten Jahrhunderts hatte sich ein Konsortium um die Nutzung des Silsersees als Akkumulationsbecken für Wasserkraftanlagen im Bergell beworben. (Vgl. Töndury-Osirnig 1946:127)

33 Es ist jedoch nicht so, dass nur touristische Interessen massive Eingriffe in die Landschaft mit dem Ziel der Energieproduktion verhindern konnten. Das Schicksal der Pläne für eine Stauung des Hinterrheins im Rheinwald legt davon Zeugnis ab. (Vgl. Egloff 1987:7-26)

gellischen Dauerthema werden.[34]

Der spätere Churer Stadtpräsident G. R. Mohr erinnert sich personalisierend an diese Episoden aus seiner Zeit als junger Journalist in St.Moritz:

‹Die Technik hatte sich auf den Silser See gestürzt, dieses Juvel der Alpenwelt, von Dichtern und Malern so oft gepriesen. Nun sollte er als Sammelbecken für die grossartige Gefällstufe Maloja—Casaccia dienen. In Maloja fand eine erste grosse Versammlung statt, in der das Konsortium Meuli-Salis die Pläne für das neue Kraftwerk vorlegte und den Gemeinden grosse Entschädigungen und sonstige Vorteile versprach. Die Bergeller waren Feuer und Flamme dafür, die Silser z.T., aber es war doch auch eine Minderheit da, die das Projekt heftig bekämpfte. Der alte Präsident Giovanoli sprach mit leiser Stimme für das Projekt. Er nahm die Folgen für das Engadin auf die leichte Achsel mit dem Ausspruch: 'On ne peut pas faire l'omelette, sans casser les œufs.' Als die Malojer Resolution bekannt wurde, ging ein Sturm der Entrüstung durch die ganze Schweizer Presse. Ich schrieb heftige Artikel gegen die Industrialisierung des Silser Sees und bekam von allen Seiten Zuschriften. Dr. O.Bernhard verfasste eine Broschüre über die verhängnisvollen Folgen der Seeabsenkung, er nannte als solche vor allem: die Verschlechterung des Klimas durch die Ausdünstungen der freigelegten Ufer, Rutschungen an den Ufern beim Nachlassen des Wasserdruckes, Trübung des Sees durch Senkung und Hebung des Wasserspiegels etc. Reg.-Rat Dr. Ludwig

34 Gleichzeitig wurde auf privater und öffentlicher Basis aber auch ein viel massiverer Ausbau der alpinen hydroelektrischen Anlagen im allgemeinen und der engadinischen im besonderen verlangt und geplant. Ein Ingenieur sah die Stauung der Oberengadiner Wasser zwischen Champfèr und St.Moritz und die Bildung eines einzigen grossen Sees vor: ‹Freilich müssten dadurch die Dörfer Sils, Silvaplana, Campfèr und Maloja ... dem Untergang geweiht und die ... 'Unberührtheit' des Hochtales geopfert werden. ... Es ist die Weite, die Erhabenheit und das farbenreiche Leuchten des Tales und der umgebenden Gebirge, die Reinheit von Luft und Wasser und die Stille, was dem Oberengadin in erster Linie seinen Reiz verleiht. Dazu gesellt sich eine wunderbare Vegetation und — wir geben es zu — auch die Gliederung der Seen und auch die an ihnen gelegenen Ortschaften tragen in hohem Masse zu seiner Schönheit bei. Von allen diesen Faktoren ginge im Falle der Überstauung des Tales nur einer endgültig verloren, nämlich die Gliederung der Wasserfläche. Aus den drei Seen würde ein einziger entstehen, welcher — auch dies sei zugegeben — den Nachteil eines schwankenden Wasserspiegels hätte. Alle anderen landschaftlichen Reize aber würden in vollem Umfange erhalten bleiben, bezw. die Ortschaften neu und wahrscheinlich schöner ... wieder aufgebaut, wofür geeignete Plätze in geeigneter Zahl vorhanden sind. Dass hiebei der Übergang vom alten zum neuen Zustand, insbesondere für die Talbewohner schmerzlich wäre, wollen wir nicht bestreiten.› (Brunnschweiler 1925:11f) Die Bündnerischen Kraftwerke ihrerseits stellten am 19. Januar 1919 an einer Versammlung in St.Moritz ein Projekt vor, welches, unter Nutzung der Abflüsse von der Bernina, vom Morteratsch und von Roseg, die Bildung eines Sees in Roseg und die Überführung von dessen Wasser durch Stollen in den Silvaplanersee plante. Vier elektrische Zentralen waren in Silvaplana, Casaccia, Bondo und Chiavenna vorgesehen (vgl. fE, 21. Januar 1919). Am Sonntag den 16. Februar 1919 fand im Gemeindesaal von St.Moritz eine öffentliche Versammlung von mehr als 220 Personen statt, in der die Projekte ‹Salis-Meuli› (für den Silsersee) und 'Bündnerische Kraftwerke' einander gegenübergestellt und ausgiebig kritisiert wurden (vgl. fE, 18. Februar 1919).

in Basel, der in Pontresina seine Kinderzeit verbracht hatte, liess sich auch in der 'Engadiner Post' vernehmen, und dazu der stille, liebe Albert Steiner, dieser hervorragende Künstler als Photograph, der seine herrlichen Aufnahmen der Engadiner Landschaft in alle Welt hinaussandte. Es war rührend, wie dieser einfache und trotz seiner Meisterschaft bescheidene Mann sich ausdrückte: 'Wir sind viele, die kein Haus besitzen, die nicht unter einem eigenen Dach wohnen, aber wir haben eine schöne Heimat und sind stolz auf sie. Lasst das Schönste an ihr unberührt, zerstört nicht das göttliche Bild, ihr zerreist Bande, die uns ans Vaterland binden.' ... Die eigentliche Rettung des Silser Sees vor dem Zugriff der Technik verdanken wir Alt-Regierungsrat und Bezirksgerichtspräsident Dr. Ganzoni, der schon als Kreispräsident sich der Sache annahm, eine erschöpfende Abhandlung über den ganzen Fragenkomplex verfasste und zuletzt durch seine Taleraktion den Streit zu Ende brachte, durch Abfindungen an die in Frage kommenden Gemeinden. Ganzoni, der im Kampf um die Erhaltung der romanischen Sprache in den vordersten Reihen focht, hat auch dafür gesorgt, dass dem Engadin die schönste Landschaft unversehrt erhalten bleibt.› (Mohr s.a.:41ff)

In dieser Version werden die unterschiedlichen Interessen zwar weniger neutral referiert, auch deswegen sind sie aber nun leichter erklärbar. Besonders auffällig ist, dass Anton Meuli, der durch das Verfassen einer (hier schon zitierten) Stellungnahme im Namen der Oberengadiner Gemeinden (1911) gegen das vorangegangene Projekt opponiert hatte, sich nun selbst an den neuen Plänen beteiligte.[35] Und auffällig ist auch, dass die Gemeinde Sils nun ebenfalls das Lager gewechselt und mit den Bergeller Gemeinden für den Bau der hydroelektrischen Anlagen votierte. Diese Meinungsänderungen nahmen die Stimmen, die sich gegen das neue Projekt wandten, selbstverständlich auf. Sie versuchten, den Widerspruch für ihre Sache zum Argument werden zu lassen. Die Glaubwürdigkeit der Gemeinde Sils und des Gesuchstellers Anton Meuli wurden als zweifelhafte dargestellt (vgl.Brügger et al. 1923:9). Dass Meuli, der schon anlässlich der Einführung des Automobilverkehrs im Kanton eine gewichtige Rolle gespielt hatte, selbst zum Gesuchsteller für eine entsprechende Anlage wurde, kann mit einer persönlichen Entwicklung und mit seiner beruflichen Tätigkeit als Anwalt erklärt werden. Interessanter ist der Meinungsumschwung in der Gemeinde Sils, die einen grossen Teil ‹ihres› Sees auf eigenem Territorium wusste und sich deshalb von der Realisierung der Pläne ein

35 Meuli, der das Advokaturbureau Calonder in Chur übernahm, als dessen Inhaber 1913 in den Bundesrat gewählt wurde, war seit 1903 Grossrat, sollte von 1928 bis 31 einen Nationalratssessel innehaben und 1936 Präsident der Rhätischen Bahn werden. Der vielseitige Jurist war auch Initiant und Mitbegründer der Chur—Arosa-Bahn sowie des Hochalpinen Töchterinstituts in Ftan.

Geschäft erhoffen durfte, die aber auch in viel geringerem Mass als etwa St.Moritz oder Pontresina touristische Einrichtungen aufwies.

Legitimationen

Der Tourismus hatte sich hier noch nicht zur wirtschaftlichen Monokultur ausbilden können, welche nicht einmal mehr die Vorstellung einer anderen ökonomischen Tätigkeit neben sich dulden wollte. ‹Die landwirtschafttreibende Bevölkerung bildet immer noch den grössten Teil, und die Landwirtschaft ist immer noch der Erwerbszweig, der allein für das ganze Jahr Beschäftigung gibt.› (Barblan und Dedual 1927:26)[36] Und in Sils bestand eben auch die Möglichkeit zu einer solchen Alternative, welche nach den betrüblichen Erfahrungen der Hotellerie in den Kriegsjahren zwischen 1914 und 1918 nur um so tröstlicher erscheinen musste. Landwirtschaft und Hotellerie konnten hier auf eine Art gegeneinander ausgespielt werden, wie es sonst im Oberengadin kaum geschah. Aber erst der Katalysator der Elektrizitätsproduktion, also die Aussicht auf eine gleichmässiger fliessende Einnahmequelle, liess eine argumentative Konkurrenz entstehen, welche das Primat der Hotellerie nicht nur in Frage stellte, sondern sogar seine Existenz bestritt.[37] Eine die engadinischen Interessen darstellende Schrift reagierte prompt und heftig auf diese Sichtweise, indem sie die Fortschritte der Silser Hotellerie herausstrich und deren Anteil am lokalen Wirtschaftsleben als bedeutenden definierte. (Vgl. Anonymus (1928?))[38] Die Vertreter der beiden Seiten rechneten einander ihre

36 Die Betonung der Bedeutung der Landwirtschaft ergibt sich in der zitierten Schrift aus der folgenden Darstellung des Dorfes: ‹Sils hat etwa 300 Einwohner mit dauernder Niederlassung. Davon leben höchstens vier Familien ausschliesslich von den Fremden. Der grösste Teil betreibt Landwirtschaft, einige Handwerkerfamilien sind da, einige, die von auswärtigen Ressourcen leben, einige Lehrerfamilien und einige Ladeninhaber und Wirte. Der grösste Teil der Bevölkerung hat neben dem besonderen Erwerbszweig noch etwas Landwirtschaft. Kleinere Pensionen und Gasthofbetriebe sind sieben vorhanden, grössere Hotels fünf. Seit einigen Jahren haben drei Hotels auch Winterbetrieb, zwei hatten bisher immer nur Sommersaison. Jahresbetrieb besteht in keinem.› (Barblan und Dedual 1927:26)

37 Eines der Kriterien für diese Einschätzung ist auch hier der steuerbare Ertrag und die tatsächlich in die Gemeindekasse abgeleiteten Steuerbeträge, welche den beiden Wirtschaftszweigen angerechnet werden können. Anders als in den bisher zitierten Fällen, soll hier jedoch die Bedeutung des Tourismus relativiert werden: ‹Bis zum Jahr 1926 haben die Hotels [von Sils] gar keinen Erwerb versteuert. Im Jahre 1926 erscheint zum ersten Male ein Erwerb von Fr. 15'000. Demgegenüber versteuert die Landwirtschaft einzig aus dem Heuertrag, einen Erwerb von Fr. 76'000. ... Auch wenn man den Betrag der Hauptsteuer zusammenfasst und daran misst, wieviel die Hotelunternehmungen in den Haushalt bezahlten, so kommt dabei für sie kaum ein Drittel, und vom Gesamtertrag der Steuern ein schwaches Viertel heraus.› (Barblan und Dedual 1927:32)

38 Der von den Vorständen der Oberengadiner Gemeinden (Sils selbstverständlich ausgenommen) und vom Kreispräsidenten unterzeichnete, aber anonym verfasste

wirtschaftlichen Interessen vor. Da hauptsächlich den Kraftwerkbefürwortern spekulative Gewinnabsichten vorgeworfen wurden, fühlten diese sich genötigt, die angeblich idealen Beweggründe ihrer Gegner auf eine wirtschaftliche Basis hin zu untersuchen. P. Barblan formulierte die Sachlage aus seiner Sicht folgendermassen:

‹Jede seriöse Bestrebung und namentlich, wenn sie ideale Tendenzen verfolgt, muss sich eines höchsten Masses an Korrektheit befleissen. Denn sie kann gar nicht verhindern, dass rein wirtschaftliche, spekulative Interessen ihr auf Schritt und Tritt folgen und Vorteil ziehen aus ihrer Tätigkeit. Ob sie will oder nicht, es geschieht. Geht sie wider den Willen einer Partei vor, so macht sie Vorspanndienste für die andere Partei, unterlässt sie aber die allgemein üblichen formellen Schritte, wo es sich um Rechte Dritter handelt, so ist ihr Vorgehen böswillig. Sie arbeitet bewusst zum Nachteil einer Partei.› (1922:2f)

Um diese ökonomischen Aspekte wirksam verteidigen zu können, wurden auch juristische Argumentationen gebraucht — Argumentationen, denen allerdings auch durchaus eigenständige Bedeutung zukam und die darüberhinaus ein Interesse auf sich ziehen sollten, das weit über den Anlass der oberengadinischen bzw. bergellischen Wassernutzung hinausreichte. Die Initianten aus dem Bergell und aus Sils sahen sich nämlich mit öffentliches Eigentum betreffenden Vorstellungen konfrontiert, die ihnen unakzeptabel erschienen, eben weil sie neue Kriterien auf das Recht zu wirtschaftlichen Nutzungen natürlicher Ressourcen anzuwenden versuchten.

‹Wir erachten es als unsere höchste Pflicht, als Bürger autonomer Gemeinden und als Schweizerbürger, dieses 'neue Recht' zu bekämpfen. Unser Eigentum am See ist von keiner Seite bestritten worden, das Recht, den Konzessionsvertrag abzuschliessen, ist unantastbar. Die Gemeinden haben mit einstimmigem Beschluss ihren Willen, das Werk auszu-

Text erschien wahrscheinlich im Jahr nach jenem von Barblan und Dedual: ‹Das Verhältnis der Leistungen der Hotelerie zu den Leistungen der Landwirtschaft hat sich also schon im Jahre 1927 ganz erheblich zugunsten der Hotelerie verschoben. Das Jahr 1928 wird noch günstiger ausfallen. Die Erwerbsverhältnisse bessern sich rasch und es dürfte somit der Moment, wo wieder das volle Aktienkapital zur Steuer herangezogen werden kann, nicht mehr so ferne liegen. Der Pessimismus des Verfassers der Broschüre Sils-Bergell kann nicht mehr geteilt werden, er ist heute schon durch die Tatsache und durch die fortwährende Entwicklung der Hotelerie von Sils überholt und hinfällig geworden. ... Dass die landwirtschafttreibende Bevölkerung immer noch den grössten Teil bildet, wird zutreffen, bezweifeln möchten wir jedoch, dass die Landwirtschaft immer noch der Erwerbszweig ist, der allein für das ganze Jahr Beschäftigung gibt. Herbeigezogen durch die Hotelerie, welche sich im Lauf der letzten Jahre in Sils auf erfreuliche Weise entwickelt hat, ... haben sich in Sils verschiedene Geschäftsleute aller Art ständig niedergelassen. Es sind Jahresbetriebe entstanden, die mit dem Bergdorf und der Landwirtschaft nichts zu tun haben, sondern durch den Fremdenverkehr gerufen wurden und von ihm alimentiert werden. Und die Hotelerie selbst ist heute gewissermassen zum Jahresbetrieb übergegangen, nachdem die meisten Hotels auch im Winter ihre Tore öffnen.› (Anonymus (1928?):60ff)

bauen, bekundet. Was das 'neue öffentliche Recht' uns wegnehmen will, ist die normale wirtschaftlich gegebene Nutzniessung unseres Eigentums, wobei die von der Regierung bestellten Experten einwandfrei erklärten, dass eine Regierung eine solche Entwicklung nicht unterbinden dürfe, es sei denn, dass sie die Verantwortung übernehme für die zwangsweise Lahmlegung jeder wirtschaftlichen und politischen Entwicklung dieser ganzen Gegend.› (Barblan und Dedual 1927:5)[39]

Der hier vertretene juristische Standpunkt wurde vom touristisch interessierten Oberengadin aus selbstverständlich ebenso heftig bekämpft wie die wirtschaftliche Sicht, die er stützen sollte. Dem Bergeller Rechts- und Eigentumsverständnis wird sein Alter, seine angebliche Unangepasstheit an die aktuellen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse vorgeworfen: *‹Die [eben zitierte] Schrift ... führt — merkwürdig genug — einen Kampf gegen das neue öffentliche Recht und für die mittelalterliche Autonomie der Bündner Gemeinden.›(Anonymus (1928?):5)* Und weiter unten heisst es:

‹Vor allem aber gehört die alte Gemeindeherrlichkeit nicht mehr dem lebenden Recht an, sondern ist zu einem Stück Rechtsgeschichte geworden. Die neuere Zeit mit ihren gewaltigen wirtschaftlichen Entwicklungen, die Zeit der Kraftwerke, hat notgedrungen auch ein modernes, dem neuen Zeitgeist angepasstes Recht geschaffen, das neben den Ansprüchen der Einzelnen in erhöhtem Masse die allgemeinen öffentlichen Interessen berücksichtigen will. Und eine natürliche Folge dieser neuen, auf das grössere Ganze gerichteten Rechtsbildung war es, dass die untergeordneten Gemeinwesen einen guten Teil ihrer früheren Machtfülle an übergeordnete Gemeinwesen (Kanton, Bund) abtreten mussten, wogegen sie allerdings auch einer weitgehenden und wertvollen Unterstützung seitens der letzteren teilhaftig werden, was manchmal zu leicht übersehen wird.› (Anonymus (1928?):74)[40]

39 Im selben Text heisst es, wiederum Recht und Wirtschaft in engen Zusammenhang bringend: ‹Nirgends in der Schweiz wohl ist die Gemeinde so sehr Trägerin des souveränen Volksbewusstseins wie bei uns. Durch das ganze Mittelalter bis in die neuere Zeit hinein ist in Graubünden der Volkswille durch das 'Mehren' der Gemeinden zum Ausdruck gekommen. Die Mehrheit der Gemeindestimmen entschied, nicht die Mehrheit des Volkes. Darin kommt zum Ausdruck, dass der Einzelne in Dingen des Gesamtlebens eher irren kann als die durch die Verhältnisse so stark ausgebildete Gemeinde, in der im kleinen alle Volks- und Staatsbegriffe auch wieder Ausdruck finden müssen. Eine Verletzung der geltenden Rechte trifft daher die Summe der Einzelnen und zugleich das Gemeindewesen, den gemeinsam gepflegten und erprobten Willensausdruck. Das lässt sich nur ertragen, wenn wirklich grosse, nationale Interessen es erfordern. Aber dann ist es auch an der Nation, den verursachten Schaden auf Grund rechtskräftigen Anspruches wieder gutzumachen.› (Barblan und Dedual 1927:56)

40 Eine (hauptsächlich rückwärts blickende) juristische Diskussion bezüglich der Wasser der Oberengadiner Seen und ihrer Nutzung hatte die Frage der Elektrizitätsproduktion auch bei der Gruppe von Oberengadinern Freizeitfischern ausgelöst: Bis ins Mittelalter zurückverfolgt werden konnte in der Presse die Frage nach dem Besitz an Fischereirechten und dem Inhalt solcher Bestimmungen (vgl. fE, Ausga-

Diese für bündnerische Verhältnisse erstaunlichen Töne sind das Produkt einer argumentativen Zwangslage und beanspruchten nur im vorliegenden Kontext Gültigkeit. In anderen gesellschaftlichen und ökonomischen Bereichen waren die Auftraggeber des Schreibenden durchaus und eifersüchtig auf die Autonomie der Gemeinden bedacht, die sie hier im Namen einer wirtschaftlichen Modernität als obsolet definieren liessen. Aber in diesem Fall war die Landschaft eben nicht mehr von Gemeinden und Individuen besessene Basis der Landwirtschaft, sondern — zur Fremdenverkehrs-Region gewordener — Ort einer international sich anlassenden Bewirtschaftung ihrer Schönheiten und Vorteile, welche keine Beeinträchtigungen duldete. Eine Gesamtheit müsse erhalten werden, so argumentierten die Befürworter einer ausschliesslich touristischen Nutzung des Hochtales, da gerade diese Gesamtheit die Attraktivität des Oberengadins ausmache. Der die Gemeindegrenzen überschreitende Blick (der Touristen) dürfe nicht durch das wirtschaftliche Ausscheren einer einzelnen Kommune in seinem ästhetischen Genuss gestört werden. Dieser Interessenlage wegen konnte der politische Kreis Oberengadin zu einer Bedeutung kommen, die weit über seine üblicherweise vor allem juristischen und administrativen Zuständigkeiten hinauswies. Abzulesen ist das an den Reaktionen der Gemeinde Sils, welche heftig gegen das neue Selbstverständnis der Kreisbehörden protestierte, da diese sich zur Partei in einem Konflikt zwischen den sie tragenden Gemeinden gemacht hätten und sich so aufführten, als seien sie Mitbesitzer der Teile des Oberengadins, deren wasserwirtschaftliche Nutzung zur Diskussion stand: *‹Der Kreis hat weder Eigentum noch Nutzniessung an den öffentlichen Gütern, sie gehören den Territorialgemeinden.› (Barblan und Dedual 1927:7)* Daraus ergab sich ein Problem mit der Finanzierung der Aktivitäten des Kreises gegen das Silserseewerk:

‹Will das Amt nach den Statuten vorgehen, so muss es sich für seine, die Gemeinde Sils schwer benachteiligende Tätigkeit, auch von dieser Gemeinde bezahlen lassen. Will es aber diese offenkundige Ungerechtigkeit vermeiden, so muss es die Kosten dieses Verfahrens auf die anderen Gemeinden oder sonst Interessierte abladen, dann verletzt es aber die Statuten und setzt sich dem Vorwurf der Käuflichkeit aus.› (Barblan und Dedual 1927:8)

Ungerecht behandelt fühlten sich die Silser Gegner der 'Elektrifizierung' ihres Sees auch von der kantonalen Regierung, da durch sie *‹die parteiische Behandlung, die beim Kreisamt begonnen hat, ... dann weiter gepflegt und gehandhabt›* wurde. Diese Regierung *‹hat die*

ben vom 25. Februar und vom 28. März 1919).

Anwaltstätigkeit des Kreisamtes Oberengadin dauernd anerkannt. Dem Kreisamt als Partei sind alle Eingaben der Konzessionäre zur Stellungnahme übergeben worden.› (Barblan und Dedual 1927:9) Sils und dem Bergell zufolge handelten übergeordnete politische Grössen ohne Rücksicht auf politische Zuständigkeiten und Gepflogenheiten und nahmen damit einseitig für die touristischen Interessen Stellung.

Ohne Rücksicht auf die kartographierten Linien, welche rechtliche Hoheiten und Einflusssphären voneinander trennen, floss auch das Wasser, welches die Bergeller bewirtschaften wollten: die Seen des Oberengadins speisen nicht das Bergell, dem sie teilweise gehörten, sondern das Engadin. Für das Engadin stellte schon die vom Projekt vorgesehene Umleitung des Fexbaches (zusammen mit der Orlegna) in den Silsersee und von grossen Teilen dessen Wassers ins Bergell — die Neudefinition der Wasserscheide überhaupt, die nun nicht mehr die Malojapasshöhe hätte sein sollen — eine so grosse Veränderung des Gewohnten dar, dass ein blosses Bedenken ihrer Möglichkeit grosse Teile des Oberengadins zu mobilisieren vermochte.[41] Darüberhinaus wurde die Frage der gegenwärtig und zukünftig durch das Engadin abfliessenden Wassermengen den Kontrahenten zu einer Möglichkeit, die Nutzung des Silsersees zu thematisieren, welche ausser dem touristischen Primat auch die Ebene internationaler Beziehungen ins Spiel brachte. Dem österreichischen Inntal wären geringere Wassermengen zugeleitet worden, was zu Komplikationen mit dem Nachbarstaat hätte führen können.

'Industrialisierung'

Am heftigsten wurde die Argumentation gegen die Bergeller Pläne dann, wenn sie eine Dichotomie herstellte zwischen Tourismus und industrieller Produktion. Der Tourismus lebte gerade vom Unterschied der industriellen Produktionsstandorte zu den landschaftlichen Schönheiten seines nicht-städtischen Gegenpols. Für den Hotelgast sei die zeitweilige Möglichkeit der Verneinung oder des Vergessens der so anderen Ästhetik von Fabriken und ihren sichtbaren Auswirkungen auf die Umwelt ein Grund für den Besuch im Engadin. Aber *‹schon ... seit 1900 ungefähr sind Technik und Spekulation an dem Versuch, aus den*

41 Dass das Geschiebe des Fexbaches, der bisher in den Silvaplanersee floss, das Aussehen des Silsersees verändert hätte, wäre nach einigen Meinungen nicht zu verhindern gewesen: ‹Sie leiten künstlich den Fexbach und die Orlegna in den Silsersee und durch Kläranlagen soll eine 'wesentliche Trübung des Sees' verhindert werden ... keine Kläranlage ist im Stande, die Trübung der Seen zu verhindern.› (Brügger et alii 1923:13) Für eine ausführliche Stellungnahme gegen Ableitung von Teilen der Inn-Wasser ins Bergell vgl. Ganzoni-Campell (1921).

Engadiner Seen einen Fabrikweiher im ganz grossen Style zu machen.› (Brügger et alii 1923:5) Die von den potentiellen Konzessionären angebotene Entschädigung für während der Touristensaison auftretende Veränderungen der Seeufer, d.h. den niedrigen Wasserstand, hätten den Schaden angeblich nicht gutmachen können:

‹Und wenn der See bis zum 15. Juni sich nicht füllt, nicht einmal bis zur Winterwasserhöhe? Ja, dann bekommt Sils nach Konzessionsvertrag alle Tage 2'000 Franken Bussgeld, und dazu bekommt Sils und das ganze Engadin eine verpfuschte Saison, und wenn sich das etliche Male wiederholt, dann ist's fertig mit dem Weltruf des Engadins. Zum Weltruf des Engadins gehört seine landschaftliche Schönheit, zu dieser gehören die wunderbaren Seen in ihrer blauen Klarheit und ihrer Bergesruhe. Mit all' dem ist's vorbei, wenn die Seen Fabrikweiher werden. Wohl versprechen die Konzessionsbewerber die Erhaltung der Schönheit der Seen, aber dieses Versprechen können sie gar nicht halten, auch wenn sie wirklich wollten.› (Brügger et alii 1923:13)

Dr. Bernhard fasste das Verhältnis zwischen dem Engadin und der Industrie folgendermassen zusammen:

‹Die Industrie ist in unserem Tal nicht an ihrem Platz, sie verändert auch das Klima und nimmt unserer Sonne ihre Kraft.› (fE, 7. und 14. März 1919)

Das symmetrische Gegenargument zu den Industrialisierungsbefürchtungen betonte die (wirtschaftliche) Gefahr, dass aus dem Oberengadin ein zweiter Nationalpark gemacht werden könnte:

‹Der Gedanke dieser absoluten Naturschützler geht dahin, auch am Silsersee, ähnlich wie im Ofenberggebiet, eine Art Naturreservation zu schaffen, die auf alle Zeiten jegliche menschlichen Eingriffe in diese Gegend fernhält. Über die damit verbundenen gewaltigen Auslagen (denn es ist klar, dass in diesem Falle die Gemeinden ... entschädigt werden müssten) machen sich diese Opponenten offenbar keinerlei Sorgen.› (Meuli A. 1922:36)

Die Veränderungen des regionalen Wasserhaushaltes durch den allfälligen Bau von Anlagen zur Energieproduktion im Bergell liessen deren Opponenten aber nicht nur sichtbare Veränderungen befürchten, sondern auch Beeinträchtigungen jener Attraktionen des Oberengadins und besonders von St.Moritz, auf welchen die touristische Erschliessung des Tales teilweise begründet sind: Die Veränderungen der Seespiegel hätten eine Gefährdung der Mineralquellen möglich werden lassen, welche hier zum Argument für den Tourismus überhaupt gemacht wurde.[42] Dass die tatsächliche Bedeutung des Bäder- und Kur-

42 Ein ‹Gutachten› des ‹kgl. Bayr. Oberbergdirektor[s] v.Gümbel, dato München 30. August 1888› und einen ‹Nachtrag dazu, dato Nov. 1888› zitierend, stellen Brügger und seine Co-Autoren folgendes fest: ‹Im Jahre 1888 hat St.Moritz die gegenseitigen

tourismus zeitweise stark in den Hintergrund getreten war, tat der Gewichtigkeit des Argumentes in den Augen seiner Benutzer kaum Abbruch, denn es ging ihnen eben nicht nur um die Bewahrung von Nutzungen, sondern auch um den Schutz entsprechender Möglichkeiten. Ein Versiegen der Mineralquellen wäre wohl irreversibel gewesen und hätte den Verlust eines Teils der Gäste bedeutet, darüber hinaus aber auch eine mögliche Belebung der Bade- und Kuraufenthalte in St.Moritz behindert. Was auf dem Spiel stand, war der Charakter des Oberengadins, oder sogar seine Existenz, welche in retro- und in prospektiver Sicht beschworen wurde[43]:

‹... mit der Industrie kommen dann auch die Fabriken, das ist natürlich, selbstverständlich, unvermeidlich. Und wo die Industrie anfängt, da muss dann die Hotellerie aufhören und mit ihr der Wohlstand und die wirtschaftliche Existenzfähigkeit eines ganzen Hochtales. Die Engadiner dürfen dann wieder auswandern, nachdem sie mit so grosser Energie und so grossem Verständnis und Geschick und mit so grossen Opfern durch das einheimische Geschäft des Hotelbetriebes, das dem Engadiner daheim Verdienst gab, das Engadin wohlhabend gemacht hat, tragfähig für einen sehr grossen Teil der Schwerlast des ganzen Kantons.› (Brügger et alii 1923:13)

Der wirtschaftlichen Bedeutung des Oberengadins für den Kanton hatte das Bergell ausser der Eventualität einer zukünftigen Stromproduktion nichts entgegenzusetzen.[44] Umgekehrt musste sich die geplan-

Beziehungen seiner verschiedenen Mineralquellen zueinander untersuchen lassen. Der Experte legte dar, wie eine grosse, tiefe Quellenspalte mit kohlesäurehaltigem Wasser dem Innlauf nach durch das ganze Oberengadin gehe, bis nach Maloja hinauf, und wie nur der grosse Druck der Überlagerung die Kohlesäure vom Aufsteigen in die Luft zurückhalte und sie zwinge, das Quellwasser der Tiefe zu Mineralwasser zu machen ... Wird durch den grossen Wasserentzug der Überlagerungsdruck der beweglichen Wassermassen der Seen verhindert, so werden die Druckverhältnisse der gesamten Überlagerung gestört und der Schaden, speziell auch an den Mineralquellen, kann unberechenbar werden.› (Brügger et alii 1923:16)

43 Das Vorwort zur schon zitierten Schrift ‹Das Engadin und sein Inn und seine Seen› formuliert diesen Sachverhalt folgendermassen: ‹Den Behörden und der Öffentlichkeit möchte das Ober-Engadin sagen und zeigen, wie es um Heimat und Existenz sich wehren muss. Für fremde Geschäfte und Spekulationen sollen dem Engadin, gegen Recht und Gesetz, sein Inn weggenommen und seine Seen verunstaltet werden...› Brügger et alii, 1923:3) Und eine andere Stimme formuliert noch deutlicher in Hinblick auf eine selbstbestimmte Zukunft: ‹Aber auch abgesehen von seinen Privat- und öffentlichen Rechten am natürlichen Wasserlauf des Inn: das Engadin, sein Volk, seine Gemeinden und seine Behörden, sie haben nicht nur ein gutes Recht, sie haben eine heilige Pflicht gegenüber den jetzigen und zukünftigen Generationen, für die Integrität seiner nationalen, seiner kulturellen und wirtschaftlichen Existenz einzutreten, die durch das vorliegende Projekt, das von Hochfinanz- und Privatspekulation ausgeht, gefährdet erscheint. Es braucht sich, wenn es dieser Gefahr gegenüber für diese Güter eintritt, keinen Vorwurf gefallen zu lassen, denn es kämpft um seine Selbsterhaltung.› (Ganzoni-Campell 1921:11)

44 Bei argumentativem Bedarf konnte dieses Verhältnis engadinischerseits allerdings

te Stromerzeugung nicht bloss der Landschafts- und Tourismusschädigung verdächtigen lassen, sie musste sich — im Fall des Bergells — auch an der Formulierung einer sich national gebenden Moral messen lassen. Diese Moral machte sich die Tatsache zunutze, dass an den elektrischen Projekten ausser den Bergeller Gemeinden und schweizerischen Finanzen auch italienisches Geld beteiligt war: *‹Das sind grosse, allgemein volkswirtschaftliche Interessen, die es nicht erlauben, dem Nutzen und dem Interesse einer obern privaten und einer untern, sogar rein ausländischen Elektrizitätsgesellschaft (Castasegna-Chiavenna) das Engadin und seine Hotellerie zu opfern.› (Brügger et alii 1923:13f)* Für den unwahrscheinlichen und auch unerwünschten Fall, dass die im Bergell produzierte Energie an Ort und Stelle zu industriellen Zwecken verbraucht würde, hält der oberengadinische Standpunkt Argumente bereit, die deshalb erstaunen, weil er sie, abgesehen vom Schreckensbild der rauchenden Schornsteine, aus eigener Erfahrung bestens kennt. Dass dem Bergell im Fall seiner Industrialisierung eine ‹Überfremdung› drohte, die Gefahr, sich selbst entfremdet zu werden, tönt aus engadinischem Mund einigermassen überraschend, weil das Oberengadin schon lange jene tiefgreifenden sozialen und demographischen Veränderungen erfahren hatte, die hier als Überfremdung bezeichnet werden. Ein Unterschied konnte nur dank einer andersartigen Bewertung behauptet werden.[45] Die Fremden, die sich im Engadin

auch umgekehrt dargestellt werden: ‹Land und Leute sind bestens bekannt. Gestützt auf vorbildliche Faktoren seiner Bevölkerung gilt das Bergell als ausserordentlich wohlhabend. Durch den Krieg hat das Bergell mit seiner Landwirtschaft treibenden Bevölkerung nicht so sehr gelitten, ökonomisch steht es stark da, vielleicht noch stärker als vor dem Krieg. Wir erinnern uns daran, dass aus letzter Zeit Kaufabschlüsse von Bergellern betreff Güter in Sils und Fex bekannt wurden, bei welchen sehr grosse Summen in Frage standen. Von den Gemeinden des Bergells ist es bekannt, dass einzelne überhaupt keine Steuern kennen und die bedeutendsten schuldenfrei sind, ganz besonders die reiche Gemeinde Stampa. Wie steht dem gegenüber das Engadin da, nachdem, wie ein Hagelwetter auf das Saatfeld, die Kriegs- und Nachkriegsjahre mit ihren für den Fremdenverkehr in Graubünden so verheerenden Wirkungen vorüber sind? Man sehe sich die Finanzen unserer Gemeinden und deren Steuerlast (nicht nur die von Sils) an, man schaue hin, wie viele vordem solide Privatunternehmungen der Gefahr des Zusammenbruches, wieviele vordem gutgestellte Familien der völligen Verarmung nahe gebracht worden sind.› (Ganzoni-Campell 1921:13)

45 ‹Nun ist ja keineswegs ausgeschlossen, dass ungeachtet der schwachen Besiedelung des Bergells ein Teil der Abfallkraft an Ort und Stelle in elektrochemischen Betrieben konsumiert wird. Damit entwickelt sich die Talschaft aus einem Agrarländchen zu einer Industriezone mit allen bedenklichen Begleiterscheinungen der Industrialisierung. Da es an einheimischen Arbeitskräften fehlt, werden fremde Arbeitstätige das Ländchen überschwemmen und binnen kurzer Zeit an Zahl die alteingesessene Bevölkerung übertreffen. Und da es sich hierbei in der Hauptsache um mittellose Leute handelt, so werden die sozialen und öffentlichen Lasten die Gemeinden der Verschuldung entgegenführen. Die alteingesessene Bevölkerung wird sich gar bald der Flutwelle, die von aussen hereinströmt, nicht mehr erwehren können und bei ihrer geringen Zahl ausser Stand sein, die zugewanderten Elemente zu assimilieren,

aufhielten, wiesen andere soziale Qualitäten auf: Hier waren es zum einen nicht Arbeitskräfte, welche sich unter die Einheimischen mischten und diese zeitweilig sogar zur Minderheit machten, sondern zahlungskräftige Gäste, von denen man wusste, dass sie rasch wieder abreisen und die lokalen und regionalen Infrastrukturen der Sozialhilfe nicht beanspruchen. Und die zur Bedienung dieser Touristen notwendigen Lohnempfänger mussten zum grössten Teil zwar auch von ausserhalb ins Engadin geholt werden. Es handelte sich bei ihnen aber meistens um unverheiratete Erwachsene, deren Aufenthalt ausserdem ein meistens bloss saisonaler war. Die sich im Engadin niederlassenden Familien von Angestellten und Gewerbetreibenden schliesslich waren nicht Arbeiter, und ihnen traute man offenbar nicht zu, die ansässige Bevölkerung zu majorisieren. Der engadinische Widerstand gegen die Sozialdemokraten, der etwa aus Anlass des Bahnbaus deutlich wurde, blieb da allerdings vergessen. Und möglicherweise wurde die Durchmischung der Wohnbevölkerung so sehr als Voraussetzung des Tourismus gesehen, dass sie schon nicht mehr als als Gefährdung der lokalen Gesellschaft galt.

Die Bergeller Argumentation hielt ihre elektrischen Pläne allerdings auch deshalb für berechtigt, weil ihr die Teilnahme an der touristischen Entwicklung angeblich mehr oder weniger willentlich vorenthalten worden war: Hatte der Bau der Bernina-Bahn schon die Bedeutung des Tals als nord-südliche Verbindung verkümmern lassen, so schnitt die östlich nicht über St.Moritz hinausführende Rhätische Bahn das Bergell auch vom zeitweiligen touristischen Aufschwung der Nachbarregion ab.[46] Den entsprechenden Standpunkt präsentiert ein Mitglied der

umso weniger, als das Tal von der engern Heimat durch einen mächtigen Gebirgswall getrennt ist. Die Grund- und Bodenpreise werden steigen und Mietskasernen ihren Einzug halten, um in Verbindung mit den gelben ungesunden Rauchschwaden chemischer Werke das stille Alpental des Bergells in eine internationale Industriesiedlung umzugestalten. Es ist nicht gesagt, dass es so kommen muss, aber ebensowenig kann die Möglichkeit bestritten werden, dass sich die wirtschaftliche Entwicklung in der geschilderten Weise nicht Bahn bricht; da ja der Handels- und Gewerbefreiheit keinerlei Grenzen gezogen sind. Zu Zeiten der Hochkonjunktur wird man sich über die Schattenseiten der Industriegründungen hinwegsetzen. Was aber dann, wenn diese Konjunkturindustrien, denn in der Hauptsache wird es sich um solche handeln, Krisenzeiten entgegengehen. Dann werden die Gemeinden binnen kurzer Zeit von den sozialen Lasten erdrückt. Exempla docent! Mit der traditionellen Eigenart des Tales wäre es für immer vorbei, das gesunde, physisch so wohlgebaute, gesittete und arbeitssame, eines gleichmässigen Wohlstandes sich erfreuende Bergellervölklein würde der Scholle entwurzelt, seines Heimatgefühls verlustig gehen und in das internationale Wirtschaftschaos mit hineingerissen. Das Ländchen gehört gar bald nicht mehr der eigenen Bevölkerung an, sondern internationale Gesellschaften würden die Geschicke des Landes bestimmen.› (Brügger et alii 1923:38)

46 Vgl. beispielsweise die ‹Worte über unsere freudigste Hoffnung, die Bergellerbahn› (Ganzoni (1921?):25) Eine andere Schrift stellte die Bahnfrage folgendermassen

lokalen Elite, ausgehend von der Formulierung einer (verkehrs-)historischen Grundlage, folgendermassen:

‹Jedoch von dem Zeitpunkte an, da die Albula- und die Berninabahn dem Betrieb übergeben wurden, hörte dieser Verkehr durch das Bergell auf. Heute ist das Tal einsam, verlassen und auf die Seite geschoben. Sein Verkehr ist sehr gering, und langsam aber stetig geht es seinem Verfall entgegen. — Die Bevölkerung fühlt es deutlich, und sie trägt ihr tragisches Schicksal mit scheinbarer Ergebung. Unter diesem scheinbar apathischen Äussern verbirgt sich Betrübnis, Unwille und Groll; denn sie weiss, dass sie in ungerechter Weise zurückgesetzt und vernachlässigt wird! Dieser Groll und dieser erregte Seelenzustand spiegeln sich in den kantonalen und eidgenössischen Abstimmungen wider, sowie in der auffallenden Gleichgültigkeit, die das Volk allen öffentlichen Angelegenheiten entgegenbringt. — Das Bergell fühlt, dass der kritische Zustand, in welchem es sich befindet, nicht einem natürlichen und unabänderlichen Entwicklungszustand entspricht, dass er vielmehr die Folge ist des Missbrauches einer Mehrheit gegenüber einer Minderheit.› (Ganzoni (1921?):10)

Aus dieser Situationsbeschreibung werden Forderungen abgeleitet, die das Recht auf Modernisierung des Bergells geltend machen wollen:

‹Aber von blossen Sympathien, schönen Worten und leeren Versprechungen haben wir nicht gelebt. Das Bergell hat anderes nötig. Wir brauchen bessere Verkehrsmittel, einen rascheren und bequemeren Kontakt mit der Welt; wir müssen unsere Wasserkräfte nutzbar machen können, als neues Hilfsmittel zur Ersetzung derjenigen, die uns im Wandel der Zeiten verloren gegangen sind. Aber dem allem wird ständiger und systematischer Widerstand engegengesetzt ...› (Ganzoni (1921?):14)

dar: ‹Noch im Jahre 1909 zählte man im August 450 Pferde, die täglich über Maloja gingen, und 1'000 Personen. Damals war es auch ein besonderes Vergnügen der Wintergäste von St.Moritz, nach Maloja zu fahren und von dort bis Vicosoprano zu schlitteln. Selbst bei Mondschein machten sie solche Partien. Heute durchtanzen sie die Nächte in den grossen Hotels, und wenn sie über Tag ausfahren, kommen sie höchstens bis Maloja. Alle Bemühungen und Anstrengungen, die Bahnverbindung nach Chiavenna zu erlangen, sind fruchtlos gewesen. Nicht länger als ein Jahr ist es her, dass sich die Direktion der Rhätischen Bahn entschieden gegen diese Bahnverbindung ausgesprochen hat. Selbst gegen die Zulassung des Lastautos von Chiavenna bis St.Moritz und des Postautos von St.Moritz bis Maloja im Winter hat man sich gewehrt und gesperrt in einseitigster und ängstlichster Verfolgung angeblich gefährdeter Interessen der grossen Kurorte.› (Barblan und Dedual 1927: 37f) Auch auf diese Darstellung wurde dem Bergell aus dem Engadin allerdings geantwortet: ‹... dagegen müssen wir doch Herrn Barblan widersprechen, wenn er, wie es den Anschein hat, die Interessen der grössten Kurorte dafür verantwortlich machen will, dass die Bahnverbindung St.Moritz—Chiavenna noch nicht erstellt wurde, d.h. dass das Bergell dem Verkehr und dem Kanton nicht, wie recht und billig, besser angeschlossen ist. Soweit wir orientiert sind, wünscht die Hotellerie des Oberengadins und auch von St.Moritz diese Bahnverbindung ebenfalls. Und wenn heute im Kanton Kräfte dagegen an der Arbeit sind, so muss man sie anderswo suchen und nicht im Lager derjenigen, welche das Silserseewerk bekämpfen. (Bernhardinbahn.)› (Anonymus (1928?):69)

Was hier ausgetragen wurde, war ein Konflikt um unterschiedliche Nutzungen der oberengadinischen Landschaften. *‹Fremdenverkehr und Fremdenindustrie oder rücksichtslose Ausbeutung der Wasserkräfte ist in concreto die Alternative; beides zugleich gibt es nicht.› (Ganzoni-Campell, 1921:14)* Die Hotellerie sah sich durch einen äusseren Gegner konkurrenziert. Sie wusste das Kapital an Naturschönheiten gegen die geplante Elektrizitätsproduktion rasch und wiederholt als unantastbar zu verteidigen — Veränderung waren nur dann geduldet, wenn sie dem Tourismus dienten. Die Bergeller Interessen dagegen fühlten sich gerade dadurch bedroht, dass eine ökonomische Möglichkeit, für die das Tal ideale Voraussetzungen aufweist, ungenutzt bleiben sollte.

Öffentlichkeit

Rekonstruierbar ist dieser Kampf dank den Publikationen, die ihn teilweise ausmachten und die in rascher Folge aufeinander reagierten[47], und dank vielen Zeitungsartikeln, welche die Veranstaltungen und Entwicklungen, die Meinungen und deren Bekanntmachungen referierten. Die regionale Presse wurde darob selbst Instrument und Partei in den Auseinandersetzungen. Auch in den Zeitungen, nicht bloss im direkten Kontakt und mündlich, wurde die Auseinandersetzung je nach aktuellen Umständen und nach Temperament der Kontrahenten bisweilen sehr heftig geführt. Der Ton konnte gehässig werden und die Angriffe hatten oft weniger einen Standpunkt als vielmehr deren Vertreter zum Ziel: *‹'Ruhig Blut!' so hat Herr Dr.Meuli seinen sehr erregten Artikel überschrieben, worin er links und rechts ungerechtfertigte Hiebe austeilt. Ich habe noch nie etwas gelesen, wobei der Titel so wenig mit dem Inhalte übereinstimmte.›(Bernhard 1919:3)*[48] Von der

47 Die bisher zitierten Broschüren bilden keine vollständige Auswahl. Auffällig sind einige Erscheinungsdaten: 1921 erschienen die Schriften 'La Bregaglia angustiata' und die 'Antwort' darauf, ‹Das Oberengadin in seiner Schicksalstunde›, von den beiden Herren Ganzoni. Nach Bekanntwerden der Änderungsvorschläge der Konzessionäre Meuli und Salis (Konsortium... 1926) schrieb das Kreisamt Oberengadin 1928 ‹Das Oberengadin und die Silserseefrage›. Direkt auf die Schrift von Barblan und Dedual ‹Wir wollen das Wasserwerk Silsersee-Bergell...›(1927) reagierte ‹Kein Silserseewerk!›, (1928?) ohne Autorenangabe erschienen. Und gegen Anton Meulis Schrift über ‹Die Verwertung der Wasserkräfte im Bergell...› von 1922 verfassten Brügger und andere 1923 ‹Das Engadin und sein Inn und seine Seen...›. Der St.Moritzer Arzt O.Bernhard hatte 1919 in der Presse und dann mit einem Separatdruck daraus seine ‹Stellung zur Silsersee-Frage› bekanntgegeben, die ein Jahr zuvor durch eine neue Projektierung wieder aufgenommen worden war.

48 Bernhards Artikel reagiert auf ‹Ruhig Blut!› von Dr. A.Meuli in Nr. 22 und 24 der 'Engadiner Post'. Weil ich darin von Herrn Dr.Meuli direkt und indirekt persönlich angegriffen worden bin ... fühle ich mich zu einer Antwort genötigt.› (Bernhard 1919:3) Diese Antwort leitet Bernhard mit einer Reaktion auf die ‹persönlichen

Presse selbst wurden — je nach Standpunkt der Leser — gewisse Dinge erwartet und andere wurden ihr scharf vorgeworfen. Und das Problem des Silsersees war so dringend, dass sich die Redaktoren selbst zu Stellungnahmen gedrängt fühlten. Das betrifft die Zeitungen des Engadins, es gilt aber auch für die Bündner und sogar für die schweizerische Presse. Gleichzeitig betonte beispielsweise der Fögl d'Engiadina zwar seine *‹absolute Neutralität›* in der Silserseefrage, rief aber seine Leserschaft dazu auf, ihre Meinungen kundzutun, und versprach Gegnern wie Befürwortern unbeschränkten Zugang zu den Spalten der Zeitung.

Die Behörden der Gemeinden ihrerseits liessen sich vom Souverän die Berechtigung und die Mittel zur Aufnahme der wirksamen politischen und propagandistischen Förderung oder Bekämpfung der Kraftwerkpläne geben.[49] Es gelang also den sich durch die Silserseepläne am direktesten betroffen fühlenden Interessenvertretern, die Bevölkerung zu mobilisieren, sich dazu der institutionellen Möglichkeiten der hiesigen Demokratieform bedienend. Konkreteste Darstellung der Öffentlichkeit waren die Zusammenkünfte der Wohnbevölkerung des Tals. Versammlungen auf Gemeinde- und Kreisebene taten den mehrheitlichen oberengadinischen Willen gegen die Silsersee-Nutzung verschiedentlich kund. Die Volksversammlung des Kreises Oberengadin vom 27. April 1919 in St.Moritz beispielsweise verabschiedete eine Resolution folgenden Wortlautes:

‹Die allgemeine Volksversammlung, zu der vom Kreisamt ... aufgerufen wurde, beschliesst: 1) Jede Industrialisierung der Oberengadiner Seen ist gegenwärtig und bis nicht ein akuter Bedarf besteht, mit aller

Invektiven› seines Gegenspielers ein. Die Argumentation wird dann zu einer zwischen Berufsständen und zu einer sehr explizit ökonomischen, da angebliche Gewinnsucht die Motive in allzudeutlicher Weise bestimmen. Es wird ein Duell angeboten, das unter Einsatz aller zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel geführt werden soll: ‹Wenn Herr Dr.Meuli in seinem Artikel auch das Sprechzimmer des Arztes hineinzieht und unserem Stande Gewinnsucht vorwirft, als ob nicht jede ehrliche Arbeit auch ihren Lohn verdiente, so möchte ich ihm hier offen mitteilen, dass ich für meine Person von nun an sofort gratis Sprechstunden erteilen werde, sobald Herr Dr.Meuli sich zu gleichem verpflichtet, und dabei bin ich allein auf den Erwerb durch meinen Beruf angewiesen und nicht nebenbei noch wohlbestallter Agent irgend einer kapitalkräftigen Gesellschaft. Man verzeihe mir diese 'Retourkutsche'.› (Bernhard 1919:4)

49 Die St.Moritzer Gemeindeversammlung vom 14. März 1919, von 150 Stimmberechtigten besucht, ‹eine ... aussergewöhnliche Zahl›, beschloss, sich einer Resolution des Verkehrsvereins vom 6. März anzuschliessen, und sprach einen Kredit von 5'000 Franken, mit dem die Behörde die Opposition gegen ‹die Industrialisierung des Silsersees› organisieren und wirksam machen sollten (vgl. fE, 18. März 1919). Die Gemeinde und die Bürger von Sils ihrerseits liessen sich in der Presse vernehmen, um den Vertrag, der sie mit dem Konsortium Meuli-Salis verband, bekanntzumachen: in Rundschreiben sollten die interessierten Kreise, d.h. das gesamte Engadin, in dem Sinn informiert werden, dass das Projekt durchaus zum allgemeinen öffentlichen Wohle beitragen könne und dass der Naturschutz von der Planung eingehend berücksichtigt worden sei (vgl. fE, 25. April 1919).

Energie zu bekämpfen. 2) Sie [die Volksversammlung?] lädt alle zuständigen Instanzen des Engadins, des Kantons und der Eidgenossenschaft ein, sich aller notwendigen Mittel zu bedienen, diese Gefahr zu verhindern.›[50]

Dass über den rechtlichen Status einer solcher Versammlung in deren Verlauf selbst noch diskutiert werden musste, dass also nicht klar war, ob allfällige Abstimmungen anderen als bloss konsultativen Charakter hatten und zu was sie beschlussfähig waren, mindert nicht deren soziale Bedeutung und ihre Wichtigkeit in der Entscheidungsfindung. Letzteres zeigt besonders das Beispiel einer Versammlung von 26 gewählten Gemeindevertretern des Kreises Oberengadin am 29. April 1919 in Samedan. Praktisch alle Delegierten waren beauftragt, endgültige negative Stellungnahmen abzugeben.[51] An dieser Versammlung wurde die schwierige Position von Sils deutlich: Die Gemeinde hatte das Kreisamt um eine öffentliche Aussprache gebeten und signalisierte an der Versammlung, durch eine ganze Kommission vertreten, dass sie sehr an einer einvernehmlichen Lösung der grossen Frage interessiert sei. Von den Bergellern *‹mit einer Art Ultimatum›* zu einem positiven Entscheid bezüglich der Wassernutzung innerhalb der nächsten vier Wochen aufgefordert und von den Engadinern immer wieder und aufs heftigste an die touristische Räson erinnert, wurde die geographische Lage von Sils zum Grund und zum Ausdruck seiner doppelten Verpflichtungen und Interessen.

Als Resultat dieser Versammlung beauftragte der Kreisrat nach Beratungen und auf Bitte der Gemeinde Sils das Kreisamt mit der Durchführung einer Abstimmung in den elf Oberengadiner Gemeinden und mit der Abfassung eines Rundschreibens (vgl. fE, 27. Juni und 1. Juli 1919). Die Behörden setzten also einiges in Gang und auch die privaten Stimmen blieben — dank Einsendungen an die Presse und dank Einsprachen gegen die Konzessionserteilung — weiterhin gut vernehmbar.[52] 1921, als Peider Lansel ein Gelegenheitsgedicht an den Kampf gegen die ‹Industrialisierung› des Silsersees beisteuerte[53], war die Frage

50 Die romanische Version dieses Textes erschien am 29. April 1919 im Fögl d'Engiadina. Angenommen wurde die Resolution mit 122 gegen 28 (Silser?-) Stimmen, bei 20 - 30 Enthaltungen. Im Fögl d'Engiadina vom 6. Mai 1919 erschien ein von Dr.J.Poult unterzeichneter offener Brief, der als Beispiel für die Intensität und Dichte der Diskussion des Themas in der Presse dienen kann. Er bezog sich bei seiner Verteidigung naturschützerischer und touristischer Interessen mythisierend auf das freie Bauerntum Graubündens.

51 Bever hatte noch keinen formalen Entscheid gefällt, die Meinungen waren nach Angaben des Vertreters aber gemacht, und zwar gegen das Projekt. Der Vertreter Samedans sprach sich im Namen seiner Gemeinde ebenfalls gegen die Erteilung einer Konzession für die Nutzung der Silserseewasser zur Energieproduktion aus,

noch immer nicht entschieden. Die Mehrheit der oberengadinischen Bevölkerung hatte sich zwar auf verschiedene Weise — ausser den Versammlungen und den Konsultativabstimmungen wurde Ende 1921 auch eine Unterschriftensammlung durchgeführt[54] — gegen die Nutzung des Silsersees ausgesprochen, ihre Stellungnahmen waren aber insofern wirkungslos geblieben, als das Projekt eben (silser- und) bergellischerseits weiterhin verfolgt wurde.

Allerdings wurde es für einige Zeit stiller um die Pläne. Das ist teilweise dem Umstand zu verdanken, dass unterdessen die wirtschaftlichen Wunden des 1.Weltkrieges zu verheilen begannen und dass

52 Im Inseratenteil des Fögl d'Engiadina vom 24. Juni 1919 erschien eine grossformatige Bekanntmachung folgenden Inhalts: ‹Die Bevölkerung des Oberengadins sieht sich heute vor eine Entscheidung grösster Wichtigkeit gestellt wie es bis zum heutigen Tag vielleicht noch nie der Fall gewesen ist. Es handelt sich nämlich darum abzustimmen: ob es unser Wille ist, dass unsere Seen, die schönste Zierde unseres Bergtales, aufgegeben werden, damit ihr Wasser für elektrische Anlagen verwendet werden kann. Wir schlagen ein kräftiges: Nein vor, ausgehend von den folgenden Überlegungen: 1. Wir wohnen auf einem Stück Erde, von der ganzen Welt beneidet, das Naturschönheiten besitzt, ein exzellentes, von seinen Seen regliertes Klima, bewährte heilbringende Wasser, und durch diese Qualitäten ist unser Stück Erde zur ausserordentlichen Kurregion Europas, wenn nicht der Welt, bestimmt. Unsere Pflicht ist es folglich und unsere Auflage, dieses kulturelle Gut zu behalten, Eigentum der gesamten Menschheit, uns als unveräusserliches Erbe zu seinem vorgesehenen Ziel anvertraut. 2. Das Oberengadin, Kurort von Weltrang, bot bis heute etwa 10'000 Personen Verdienst. Mehr als 120 Millionen sind in seiner Hotellerie und dazugehörige Infrastrukturen investiert. Wahrhaft eine enorme Summe für unsere kleine Talschaft! Wahrscheinlich würde es die totale Zerstörung dieses Kapitals bedeuten, wenn die Schönheit der Landschaft zu stark beeinträchtigt würde, ... 3. Vor allem besteht keine absolute Notwendigkeit, die Ufer unserer Seen und den natürlichen Wasserlauf zu verändern. Der Kanton Graubünden allein verfügt über 636'000 PS. Mit gutem Willen kann man folglich genügend elektrische Energie zur Deckung der Bedürfnisse des Oberengadins und des Bergells (Bergellerbahn) besorgen, ohne die Schönheit und die Jungfräulichkeit des Bildes unserer Landschaft zu beeinträchtigen und ohne Gefahr zu laufen, durch die Industrialisierung unserer Seen auch in klimatischer und in hygienischer Hinsicht Schaden zu erleiden. 4. Wir wollen ausserdem mit Energie verhindern, dass aus unseren Wasserkräften ein simples Geschäft gemacht wird, ja ein Nebengeschäft, dass man die Wasser unserer majestätischen Berge ins Ausland exportiert und dass sich ausländisches Kapital auf unkontrollierbare Weise unserer natürlichen Schätze bemächtigt. Die Demütigungen, welche der traurige Gotthardvertrag über unser Land gebracht hat, sollen uns immer ein Warnzeichen sein. ...Wir wollen keine ökonomische Provinz des Auslandes werden. 5. Der Schweizerische Heimatschutz, der Schweizer Bund für Naturschutz, die Schweizer Gesellschaft für Kurorte und Mineralwasser, viele Engadiner, die fern ihrer geliebten Heimat leben, tausende und abertausende von Freunden, von Bewunderern unseres schönen Engadins, in der ganzen Welt verstreut, sie alle stehen zu uns und jubeln uns zu: Die schöne, einzigartige Landschaft des Engadins und der Zauber ihrer kristallinen Seen dürfen nicht berührt werden.›

53 Der damals in Genf wohnhafte Engadiner liess im Fögl d'Engiadina vom 11. November 1921 unter dem Titel ‹Laj da Segl. (Cunter l'uschidetta «industrialisaziun» del laj da Segl.)› ein Gedicht erscheinen. Für eine andere Probe engadinischer Poesie zum Thema vgl. fE, 29.November1921

54 Zu diesem Zweck bediente man sich auch bestehender Organisationen, so beispielsweise der ‹Jungen Bündnerinnen›, deren Mitglieder ‹mit den Formularen von Haus zu Haus [gehen], um Unterschriften zu sammeln.› (Vgl. fE, 22. November 1921)

ausserdem die Diskussion um die Zulassung der Automobile im Kanton die Öffentlichkeit beschäftigte. Dazu kommt, dass die Konzession von der Bündner Regierung immer noch nicht erteilt worden war, das Projekt also nicht kurz vor seiner Realisierung stand. Als 1928 in Italien ein Verbot des Elektrizitätsex- und -imports diskutiert wurde, sanken die Chancen der Konzessionserteilung weiter, da ja die im Bergell transformierte Energie zu einem guten Teil nach Italien ausgeführt worden wäre (vgl. fE, 27. März 1928).

Aber ab 1934 wurde die Silserseefrage wieder aktuell, zuerst allerdings auf eher unerwartetete Weise: das Konsortium Salis-Meuli reichte nämlich bei der Kantonsregierung ein Begehren um Gutheissung der Konzession unter Verzicht auf die den Silsersee betreffenden Projektteile ein. Die Bergeller Kraftwerke hätten danach realisiert werden sollen, ohne den Silsersee als Reservoir zu nutzen. Dieser Plan löste die Reaktion der Bergeller Gemeinden und von Sils aus, hatte also eine Spaltung zwischen Konzessionsgemeinden und Konzessionären zur Folge. Sils fühlte sich übergangen und sah Einkünfte schwinden, mit denen man gerechnet hatte.[55] Am 27. Januar fand sich in der Presse eine Einsendung aus dem bergellischen Vicosoprano, die auf die geschlossene Meinung der Konzessionsgemeinden hinwies, die alle das Projekt in seiner Gesamtheit realisiert wissen wollten und deshalb verlangten, *‹durch einen klipp und klaren Entscheid der Regierung von seinen «Wohltätern» Nat.-Rat Dr. Meuli und Ingenieur Salis endlich befreit›* zu werden: die kantonale Exekutive sollte das Konzessionsgesuch in seiner neuen Form ablehnen.

Entscheid und Nachspiele

Den Entscheid der Bündner Regierung vom 13. Februar 1934 konnte die Engadiner Post zwei Tage später bekanntgeben:

‹Am Dienstag hat der Kleine Rat Graubünden seinen Entscheid in der Silsersee-Angelegenheit gefällt. Er lautet: «Das Gesuch um Genehmigung der Verträge zwischen den Gemeinden Stampa, Casaccia, Castasegna, Soglio, Vicosoprano, Bondo und Sils i.E. und dem Konsortium zur Verwertung der Silsersee—Bergeller-Wasserkräfte wurde in mehreren Sitzungen beraten und heute einstimmig abgewiesen.»›

Fast 13 Jahre waren also seit dem Datum der Eingabe des Gesuches

55 Ein offener Brief des Gemeindevorstandes Sils erschien in der Engadiner Post vom 30. Januar 1934, darin wird der Widerspruch zwischen Sils und dem Vertragspartner Meuli folgendermassen dargestellt: ‹Bei dieser Campagne wissen wir sehr wohl, dass wir es mit einem starken Gegner zu tun haben, der über grosse Routine in der Anwendung und Auslegung von Gesetzesparagraphen und über eine langjährige Konzessionspraxis verfügt, während wir als Laien nur mit nackten Tatsachen unseren Standpunkt vertreten können.›

am 2. Juli 1921 vergangen, bis die Kantonsregierung sich zu einem Entscheid hatte durchringen können.[56] Und noch immer war damit das Thema nicht abgeschlossen. Am 20. und am 24. Februar konnte Meuli auf den ersten Seiten der Engadiner Post seine Sicht der Dinge ausführlich darstellen, dem Kanton und den am Kraftwerk interessierten Gemeinden kleinere und grössere Fehler vorwerfen und einen Rekurs an das Bundesgericht und eventuell an den Bundesrat in Aussicht stellen. Am 29. März berichtete das selbe Blatt aber, dass die Gemeinde Sils aufgrund des Beschlusses einer Gemeindeversammlung nicht gegen den Entscheid der Regierung rekurrieren werde. Diese Sicht der Dinge versuchte der ehemalige Konzessionär Anton Meuli mit dem Hinweis zu korrigieren, dass ein Rekursrecht nicht den Gemeinden, sondern den Konzessionären zustehe und dass das Konsortium Salis-Meuli entsprechende Schritte auch tatsächlich unternommen habe. Weiter stellt der Brief einen der Gründe dar, welcher — ausser dem geplanten vorläufigen Verzicht des Konsortiums auf den Silsersee — die Bergeller Gemeinden und Sils auf einen negativen regierungsrätlichen Entscheid hatte hoffen lassen. *‹Die Gesellschaft der Kraftwerke Brusio, deren Aktien bekanntlich mehrheitlich in italienischen Händen sich befinden›*, habe an Vicosoprano und von dort aus an alle Bergeller Gemeinden mit Ausnahme von Casaccia Entwürfe für den Abschluss neuer Konzessionsverträge gehen lassen. Das von Italien und vom Bergell aus betriebene *‹Kesseltreiben gegen ... Salis und Meuli›* soll aus dieser Sicht auch den Zweck verfolgt haben, den regierungsrätlichen Beschluss ungünstig zu beeinflussen, um so Verträgen mit neuen Konzessionären den Weg zu ebnen. (Vgl. eP, 17. April 1934) Diese Darstellung konnte nun der Gemeindepräsident von Sils seinerseits nicht unbeantwortet lassen: Gian Fümm warf Meuli in der Engadiner Post vom 24. April 1934 vor, zwei unvereinbare Argumentationen anzuwenden (*‹Hallo, Herr Nationalrat, was stimmt jetzt? Wohl das zweite, weil das erste zu ihren Ungunsten ausfiel!›*), wenn er der Gemeinde Sils vorhielt, nicht zu rekurrieren, ihr aber gleichzeitig ein Rekursrecht absprach, und wirtschaftliche Interessen mit persönlichen und politischen bis zur Verwechslung zu vermischen: *‹Und nun, Herr Nationalrat, fahren Sie ruhig weiter in Ihrer Polemik und Korrespondenz. Sicher ist, dass Sie*

56 Nach dem Zweiten Weltkrieg sollte das Bergell dann doch noch zu einer Nutzung seiner Wasserkraft zu Zwecken der Elektrizitätsproduktion kommen. Allerdings war dazu eine auswärtige Beteiligung erforderlich: ‹Im Jahre 1955, als die Stadt Zürich beschloss, unsere reichen, seit Jahren brachliegenden Wasserkräfte mit einem Kostenaufwand von beinahe 200 Millionen Franken auszunutzen, läuteten alle Glocken des Tales. Nach langen Jahren konnte ein kleines, an der Peripherie unseres Vaterlandes lebendes Volk neuen Mut fassen und zuversichtlicher in die Zukunft blicken.› (Stampa 1964:22)

in Sils für das Konsortium nichts mehr zu holen haben. Es ist dabei ganz gleichgültig, dass sie den Unterzeichneten weiter verunglimpfen, dass sie ihn gerne färben (möglichst rot) möchten, um die Affäre politisch auszuschlachten.› So sehr wünscht sich Fümm ein Ende der Diskussionen und der Affäre, dass er seinen Brief wie folgt schliesst: ‹*Bekennen will ich, dass ich in den [Jahren?] 1919 bis 1921 für das Konsortium zur Verwertung des Silsersees eingestanden bin, und bekennen, dass ich heute, nach 13 Jahren, mich freue auf den Frühling an den unangetasteten Ufern unseres Silsersees.*›

Ein juristisches Ende setzte auch das Bundesgerichtsurteil vom Januar 1936 den Streitigkeiten noch nicht (vgl. eP, 25. und 30. Januar 1936), als es zuerst die Beschwerde der Konzessionäre gegen den grossrätlichen Entscheid für Nichteintreten auf ihre Beschwerde gegen den regierungsrätlichen Entscheid ablehnte. Über die Beschwerde der Konzessionäre gegen den regierungsrätlichen Entscheid sollte noch einmal fünf Monate später in Lausanne ein endgültiger negativer Entscheid fallen.

Auch hier, anlässlich dieses letzten Versuches der Nutzung des Silsersees zur Produktion elektrischer Energie, nahm die Argumentation immer wieder die beiden Hauptthemen der Naturschönheit und der wirtschaftlichen Spezialisierung auf. Der Verweis auf die Oberengadiner Landschaft enthielt die ökonomische Begründung immer schon und berief sich — implizit meistens, gelegentlich aber auch explizit und als Verdeckung der ökonomischen Formulierungen — auf einen Begriff oder eine Vorstellung von Heimat: Die Erhaltung der Seen ist ‹*für das Engadin ... Lebensfrage und Heimatfrage zugleich*›. *(Brügger et alii 1923:11)*[57] So wie ‹*Veränderungen rein geologisch-physikalischer Na-*

57 So gross war der Dissens, dass darob die Einschätzung der alpinen Natur überhaupt kontrovers wurde: Die Kraftwerkbefürworter behaupteten zwar nicht, die betroffenen Landschaften seien nicht schön, aber sie betonten einen Aspekt derselben, der von den Gegnern in diesem Zusammenhang nicht instrumentalisiert werden konnte, da ein Unwetter das Bergell heimgesucht hatte: ‹Denn so viel erscheint schon heute als Tatsache, dass die ganze Hochwasserbekämpfung im Bergell weit besser, billiger und rationeller in Verbindung mit dem immer noch zur Diskussion stehenden Kraftwerk durchzuführen wäre. Ästhetische Gründe dürfen heute nicht mehr massgebend sein, wo es gilt, eine ganze Talschaft vor verheerendem Unheil zu bewahren. Die grosse Frage an den Heimatschutz ist heute die: Was ist echterer und notwendigerer Heimatschutz? Der Schutz eines allerdings herrlichen Sees oder aber der Schutz einer nicht minder schönen Talschaft? Was ist eine vorübergehende Trübung des Sees, was einige kleine Rutschungen am Silsersee gegenüber den heutigen Verheerungen im Bergell?› (Barblan und Dedual 1927:69f) Die Unwetter vom 25. September 1927 und ihre im Bergell sichtbaren Folgen waren den Kraftwerkgegnern nicht in Bezug zum ausgebliebenen Kraftwerkbau zu setzen. Die Natur erschien ihnen nicht als Gefährdung, und schon gar nicht als eine, die durch das Fehlen der Anlagen zur Elektrizitätserzeugung mitverschuldet wäre: ‹Unverständlich ist bei dieser ungewöhnlich leidenschaftlich gehaltenen Auseinandersetzung die Verquickung der Bergeller Hochwasserkatastrophe mit der Frage des

tur das ästhetische Moment gar oft weitgehend beeinflussen können› (Blumenthal 1924:129), so werden auch Heimatgefühl, Landschaftsbetrachtung und Wirtschaft nötigenfalls unauflöslich ineinander verschränkt. Allerdings wurden die ökonomischen Absichten bisweilen auch bloss bei den Interessen der Gegner angesiedelt:

‹...so hat die Schweiz binnen verhältnismässig kurzer Frist ihre Rolle als Natur- und Erholungsstätte ausgespielt. ... Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass in der Wertschätzung unserer Gewässerwelt eine höchst bedenkliche Auffassung Platz gegriffen hat, welche die reiche Ausschmückung unseres Landes mit Naturschönheiten nur noch geldwirtschaftlich bewertet, die Silberadern unserer Gebirgswelt, die reinen, kristallklar ruhenden Seebecken bloss noch nach der Zahl der zu gewinnenden Kilowattstunden konjunktur- und börsenmässig ein- oder abschätzt.› (Gelpke 1926:16)

Ein in der Hotellerie aktiver Informant hat aber auch das Verhältnis zwischen Tourismusinteressen und Oberengadiner Landschaft auf einen ökonomischen Punkt gebracht:

‹Wovor man immer Angst gehabt hatte, das war die Wasserkraft. Die Schönheiten der Natur waren die stillen Reserven, die Finanzquelle sogar, für den Tourismus. Die durften nicht versiegen. Heute würde man anders argumentieren, damals tat man es aus ökonomischen Gründen. Und das hat gewirkt. Man nahm finanzielle Opfer in Kauf, um die Haupterwerbsmöglichkeit nicht zu gefährden. Man verzichtete also auf Diversifizierungen oder behinderte sie sogar. Vor allem vor Kraftwerken hatte man Angst.›

Die ‹stillen Reserven› und die ‹Finanzquelle› wurden von den Hoteliers verteidigt, und dies wenn nötig auf aggressive Weise. Ein solches Vorgehen widersprach selbstverständlich nicht dem grossen Interesse der Tourismusbranche an der Elektrizität.

St.Moritzer Strom

Und dieses Interesse war nicht bloss eines von Konsumenten: Die elektrische Energie ist im Engadin auch auf positive Weise eng mit der Hotellerie verknüpft. So eng, dass jene dieser sogar ihre Einführung verdankt und dadurch einen Teil des Ruhmes ausmacht, mit dem die

Silsersee-Exportwerkes. So tief bedauerlich die schwere Heimsuchung des Alpentales durch die entfesselten Elemente auch überall empfunden wird, so entschieden muss die Behauptung, wonach die Verschleppung der Konzessionserteilung den Umfang der Katastrophe vergrössert habe, als völlig haltlos zurückgewiesen werden. Es ist auch nicht der geringste organische Zusammenhang zwischen der Wasserverwüstung und der Kraftanlage nachzuweisen. Keinerlei Berührungspunkte sind hier namhaft zu machen, es sei denn die phantastische Idee der Überleitung von Hochwasserfluten aus dem Bergell in das Becken des Silsersees.› (Gelpke (1928?):48f) (Vgl. auch Anonymus (1928?):52ff)

Pionierzeit der Hotellerie mündlich so gerne erinnert wird: *‹Johann Badrutt [der «Gründer» des Winter-Kurortes St.Moritz] hatte in den Siebzigerjahren im Kulm elektrisches Licht installieren lassen. Das muss eine Sensation gewesen sein, denn er musste auch ein kleines Elektrizitätswerk bauen. Das erste in der ganzen Schweiz war das!›* Diese wichtige Anekdote aus den Anfängen des engadinischen Tourismus, an deren Überlieferung verschiedene Informanten sich — wenn auch bloss aus zweiter Hand — gerne beteiligen, zeigt, wie vorurteilslos die touristischen Interessen sich der neuen Energiequelle zu bedienen wussten und dass sie dabei durchaus auch Eingriffe in die Landschaft in Kauf nahmen. Die waren (auch für das zweite von Badrutt, 1887 unten an der Innschlucht gebaute, von St.Moritz aus nicht sichtbare, Kraftwerk) zwar nie so bedeutend, wie eine Realisierung der Bergeller Pläne sie notwendig gemacht hätten. Aber auffälligerweise tangierten auch sie in den Ausbauphasen nach dem Zweiten Weltkrieg (vorher war Entsprechendes am Widerstand der betreffenden Gemeinden gescheitert!) nicht nur den St.Moritzer See, sondern auch die anderen Oberengadiner Gewässer. Hier und zum eigenen Vorteil war also möglich, was unter anderen Umständen den Bergeller Wünschen verwehrt worden war. Ab 1892 lieferte das ausgebaute Werk nicht mehr bloss dem Kulm-Hotel Strom, sondern auch der ganzen Gemeinde St.Moritz, und ab 1904 wurde auch Celerina ans Netz angeschlossen. Der rasch ansteigende Elektrizitätsbedarf hatte die Betreiber im selben Jahr mit dem EW Madulain einen Stromliefervertrag abschliessen lassen, der aber 1912 aufgelöst wurde, weil beide Partner die elektrische Versorgung des neu erstellten Suvrettahauses übernehmen wollten. Ein heftiger Wettbewerb um neue Kunden entstand, und die St.Moritzer gingen mit den Kraftwerken Brusio einen neuen Liefervertrag ein. Die Produktion und der Verkauf von elektrischer Energie war damit auch innerhalb des touristischen Oberengadins — und nicht mehr bloss mit einer benachbarten Region — zum Objekt eines Konflikts geworden. 1913 — mit Auslaufen des Konzessionsvertrages — übernahm die Gemeinde St.Moritz das Kraftwerk, welches während des Ersten Weltkrieges und in den Jahren danach in wirtschaftliche Schwierigkeiten kam. Ein Zusammenschluss der in verschiedenen Gemeinden bestehenden kleinen Elektrizitätswerke drängte sich auf, und deren Verkauf entweder an die Kraftwerke Brusio oder an die ins Engadin vorstossenden Bündner Kraftwerke schien nur noch eine Frage der Zeit zu sein. Gegen den bevorstehenden Zusammenschluss, den der St.Moritzer Gemeinderat mehrheitlich befürwortete (fE, 23. April 1920), regte sich ab 1920 in der Gemeinde und in Samedan Widerstand. Befürworter und Gegner bekämpften sich

mit Argumenten, welche unterschiedliche Vorstellungen der Beziehungen ihrer Gemeinde mit ihren Nachbarn und dem Kanton deutlich machten. Obwohl die stimmberechtigte Bevölkerung von St.Moritz einer Fusion zuerst einmal grundsätzlich zugestimmt hatte (vgl.fE, 27. April 1920), kam es nie zu einer solchen, denn in einer weiteren Gemeindeabstimmung wurde, wie in Samedan, 1923 die Fusion endgültig abgelehnt. Nur die Werke der Gemeinden Silvaplana, Pontresina und Madulain gingen schliesslich geschlossen in den Besitz der Bündner Kraftwerke über. Auch wegen seiner isolierten Stellung erwiesen sich nun die Kapazitäten des Elektrizitätswerkes von St.Moritz bald als zu klein, und nach einer kurzen Planungs- und Bauphase wurde im Oktober 1932 die neue, ebenfalls unten an der Innschlucht erstellte Anlage 'Islas' ans Netz angeschlossen.

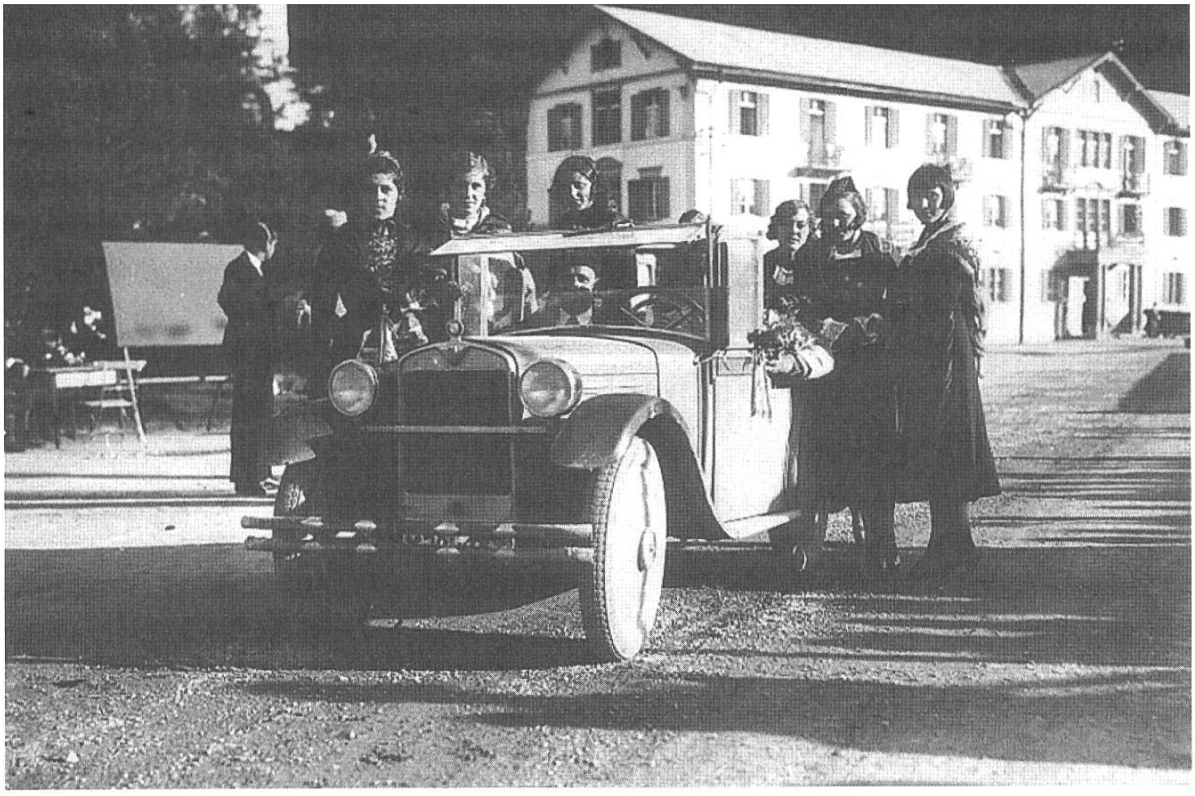
‹Ausgerechnet im selbigen Saale, wo am 15. Juli 1879 zur grossen Freude des Besitzers und seiner Gäste die erste elektrische Lampe in der ganzen Schweiz brannte, strahlte uns ein derart reiches Lichtarrangement entgegen, dass wir uns der grossen Entwicklung der Lichttechnik in den letzten fünfzig Jahren vollauf bewusst werden mussten. Und was des Hauses Küche und Keller zu bieten vermochten, stand in vollem Einklange mit dem grossen Freudentag und belegt aufs neue den guten Namen des Badrutt›schen Unternehmens.›

So beschrieb die Engadiner Post am 20. Dezember 1932 das Bankett zur Einweihung der neuen Anlage, die nicht zufälligerweise in einem Hotel gefeiert wurde.

Inmitten von vielfältigen externen Abhängigkeiten — die von den Hotelgästen und, besonders in Krisenzeiten, von auswärtigen Finanzquellen — versuchte St.Moritz also seine Eigenständigkeit zu bewahren oder, was zutreffender ist, überhaupt erst herzustellen. Verteidigt hatte die Gemeinde gleichzeitig ihren Status als Touristenort (indem sie die Bergeller Elektrifizierungspläne durchkreuzte) und ihre (elektrische) Eigenständigkeit (indem sie sich die Mittel gab, mindestens einen Teil der benötigten Energie selbst zu erzeugen).

Die engadinische Eigenständigkeit (nicht Selbständigkeit!) hatte aber nicht nur wirtschaftliche Aspekte; in umfassendem und in speziellem Sinn kulturelle Bereiche bilden einen weiteren wichtigen Teil dieser Eigenständigkeit. Das Sprechen über diese engadinische Kultur meint die (wechselhafte, aber als durchaus kontinuierlich verstandene) hiesige Normalität, die es meist nicht näher zu bestimmen gilt, da sie ja offensichtlich war und ist. Die kulturelle Spezifizität des Engadins konnte sich aber bei Gelegenheit und in dafür vorgesehenen Formen auf eine gewollt explizite Art darstellen. Das (Ober-)Engadin leistete sich beispielsweise als erste Region der Schweiz ein eigenes Museum;

die lokale Historie — auch ihre exportierten Teile, die mehr oder weniger überzuckert dargestellten Auswanderungswellen — und die romanische Sprache wurden, zusammen mit der Hotellerie, verbal auf eine Weise in den Rahmen der umgebenden Natur und ihrer Herrlichkeiten gestellt, die keine Zweifel darüber aufkommen liess, dass das Engadin dank seinen Besonderheiten in besonderem Mass als Heimat taugt. Es ist eine Heimat, welcher die Fremden, die Hotelgäste, wichtiger Bestandteil sind — auch wenn die in den Bildern von der Heimat meistens nicht als reale soziale Akteure, sondern allenfalls als Staffage präsent sind. Als wertvolle Staffage allerdings, denn mit der Qualität der Gäste vergrössert sich die Qualität der Heimat Oberengadin. Die Namen berühmter Hotelgäste werden erinnert, mit der Landschaft assoziiert — besonders deutlich im Fall von Nietzsche — , mit bestimmten Dörfern und sogar mit einzelnen Hotels. Die berühmten Personen, die sich in St.Moritz und im Oberengadin trafen, kamen hierher, weil die Gegend berühmt war, und vermehrten gleichzeitig deren strahlendes Bild. Im Schatten dieser Strahlung spielte sich ein lokaler Alltag ab, der im Sog der touristischen Voraussetzungen funktionierte, manchmal auch in Versuchen zur Abgrenzung von ihnen. Dieser heimatliche Alltag soll in den zwei nächsten Kapiteln beleuchtet werden. Die dörfliche und regionale Politik einerseits und in einem engen Verständnis kulturelle Aspekte andererseits sind die Themen der folgenden Abschnitte, welche wiederum hauptsächlich an Auseinandersetzungen der Zwischenkriegszeit interessiert sind, da solche besonders gut im Gedächtnis der Zeitgenossen haften blieben und da man sich von ihnen besonders erhellende Zugänge zur wechselhaften Normalität versprechen darf.



Engadinerinnen in Tracht und ein Automobil (Archiv Engadin Press AG, Samedan).



Die im Bau befindliche Nordeinfahrt des 1903 eröffneten Albula-Bahntunnels (Archiv Engadin Press AG, Samedan).

II. Lokale und regionale Politik

Die bisher besprochenen Entwicklungen und die Auseinandersetzungen um sie betrafen ausser dem Tourismus und dem wirtschaftlichen Gefüge des Oberengadins auch andere gesellschaftliche Bereiche. Einer dieser Bereiche ist die politische Öffentlichkeit, die im Oberengadin und in seinen Kommunen in besonders spannungsreichen Beziehungen zum wirtschaftlichen Alltag steht. Sie ist sein Ausdruck, prägt ihn ihrerseits aber auch mit, indem sie ihm Rahmenbedingungen schafft oder auferlegt, welche seinen Gang teilweise bestimmen. Die Frage der Über- oder Untervertretung von Hoteliers in den Gremien vor allem der Gemeinde St.Moritz war in gleichem Masse ein Dauerthema wie jenes der parteipolitischen Repräsentierung. Und umgekehrt bestimmten gesetzliche Schranken lange Zeit beispielsweise die Nutzung verkehrstechnischer Möglichkeiten, welche sich die Tourismuskreise so sehr wünschten. Wie über dem letztgenannten Thema St.Moritz mit den Mehrheiten im Kanton in Konflikt geriet, wurde ebenso beschrieben wie die inner- und interregionalen Meinungs- und Interessenunterschiede, die sich in der Planung der grosszügigen hydroelektrischen Erschliessung des Oberengadins auftaten. Hier sollen nun das interne Funktionieren der Gemeinde St.Moritz (als der am stärksten auf den Tourismus ausgerichteten des Oberengadins) und am Rand auch ihre Verknüpfungen mit neben- und übergeordneten politischen Grössen thematisiert werden. Dabei spielen die Definitionen des politischen Selbstverständnisses eine Rolle, die ihren Niederschlag beispielsweise in der Gemeindeverfassung und in ihren Anpassungen an neue interne und externe Bedingungen finden. Das Auftreten der Parteien, der Verlauf von Wahlen und die Behandlung ausgewählter Sachgeschäfte sollen so beleuchtet werden, dass an ihnen noch einmal das Verhältnis zwischen Hotellerie und Oberengadiner Bevölkerung zum Ausdruck kommen kann, diesmal eben unter politischen Aspekten. Wie eng der Zusammenhang zwischen politischer und administrativer Öffentlichkeit einerseits und der Wirtschaft andererseits ist, zeigte sich nie deutlicher und konkreter als anlässlich der Umfunktionierung eines Hotels zu öffentlichen Zwecken: ab 1950 wurde das Hotel Savoy im Zentrum von St.Moritz als Sitz der Gemeindeverwaltung genutzt.

Wahlen und Parteien

In einem Rückblick auf die eben abgehaltenen Kommunalwahlen beschrieb der Fögl d'Engiadina am 1. Juni 1920 die aktuelle politische Situation in der Gemeinde St.Moritz folgendermassen:

‹Auch St.Moritz geht mit grossen Schritten neuen Zeiten entgegen, ein neuer Wind bläst durch die Gemeinde und die politische Konstellation des Ortes ist nach neuen Prinzipien orientiert. Die Parole heisst: nach links, und dieser Parole entspricht auch eine absolute Mehrheit von Stimmberechtigten. ... Wie in Samedan wird auch hier die Situation dominiert von der demokratischen Partei, jener der Sozialdemokraten und den Fixbesoldeten, die zur Mehrzahl in einer der erwähnten Parteien organisiert sind — die freisinnig-bürgerliche Mehrheit ist zerschlagen.›

Zerschlagen war zwar nicht einmal die absolute bürgerliche Mehrheit, die zitierte Diagnose stimmt aber insofern, als nun auch Männer in den Gemeindebehörden Einsitz nahmen, die nicht parteilos oder Mitglieder der freisinnigen Partei waren. Es war also allein schon eine Vermehrung der politischen Kräfte, welche dem Kommentator des freisinnigen Blattes wie eine radikale Veränderung der Mehrheitsverhältnisse vorkam.

Parteiung

Die St.Moritzer Gemeindewahlen von 1920 waren die ersten, zu denen die Demokratische Partei antrat.[1] Dabei verhalf sie gleich den Sozialdemokraten, mit denen ihre Sympathisanten in einem dritten notwendig gewordenen Wahlgang zu einem guten Teil stimmten, zu einem Platzgewinn im Gemeinderat. Dieses erste Auftreten einer neuen Partei und dessen Art brachte Unruhe ins politische St.Moritz (vgl. fE, 30. März 1920). Die Gründe dafür sind im kantonalen und nationalen Umfeld, das sich nach Kriegsende durch einen kämpferischen Charakter

1 Aus jungfreisinniger Opposition zum Freisinn hervorgehend, konstituierte sich die aus ‹Kreisen der Kleinbauern, Angestellten und Intellektuellen› zusammengesetzte Partei anlässlich der Nationalratswahlen von 1919 (Gruner 1969:100). ‹Für den Fall, dass die freisinnige Delegiertenversammlung mit unserem Beschluss nicht einverstanden und Listenverbindung mit den Konservativen eingehen und damit die Trennung besiegeln sollte, wurde beschlossen, unserer Partei den Namen «Demokratische Partei» zu geben.› (Mani 1969:11) So beschrieb ein Redaktor der demokratischen 'Neuen Bündner Zeitung' 50 Jahre später den Gründungsanlass seiner Partei. Über die Entwicklung im Engadin, die zur Parteigründung beigetragen hatte, berichtet derselbe Autor nur kurz: ‹Im Oberengadin bestand noch keine Organisation, aber es gab in Zuoz, Scanfs, Samedan, Ponte und Madulein Gruppen, die in scharfer Opposition zum Freisinn unter der Leitung der Töndury und Perini standen. Nach einer Versammlung in Zuoz, an der Dr. A.Kuoni referierte und Dr. A.Lardelli, Dr. A.Bächtold und J.Schmid sekundierten, wurde im Februar 1919 der 'demokratische Verein Oberengadin' gegründet.› (Mani 1969:7)

auszeichnete, ebenso zu suchen wie in den inneren Verhältnissen des Touristenortes, wo die freisinnige Alleinherrschaft nicht den sozialen Verhältnissen der Stimmberechtigten und der Bewohner entsprach. In der Retrospektive erscheint die Präsenz verschiedener politischer Parteien in St. Moritz als eine Selbstverständlichkeit. Nur das spektakuläre Auftauchen der Demokratischen Partei als bünderische Form der Opposition ist den Gedächtnissen präsent und gibt so dem Leben der Parteien eine dynamische Dimension, die — was sonst nur einzelnen Personennamen gelingt — auch in die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg zurückverweist. Dass übrigens der jeweils als älteste der politischen Parteien im Engadin verstandene Freisinn nicht sehr lange vor den anderen ins Leben gerufen wurde, spielt in den mündlichen Überlieferungen eine kleine oder gar keine Rolle. Das zeigt noch einmal, wie sehr auch bei politischen Gegnern die oberengadinische Normalität als eine freisinnige verstanden wird. Ein Gründungsmitglied des St.Moritzer Freisinns erinnert sich nach dem Zweiten Weltkrieg wie folgt an dessen Entstehung:

‹Gewissermassen eine Kriegsgründung war die Freisinnig-Demokratische Partei von St.Moritz. Solange der Friede dauerte und alles trachtete in diesem, man möchte fast sagen goldenen Zeitalter, die Konjunktur auszunützen, fragte niemand nach Partei. St.Moritz wies wie der ganze Kanton eine liberale Mehrheit auf, eine Demokratische Partei bestand damals noch nicht. Als die Krisis einsetzte und immer schärfere Töne gegen die verantwortlichen Behörden angeschlagen wurden, ergriff ich die Initiative zur Gründung einer Freisinnig-Demokratischen Partei. Der Einladung folgten 44 Mann, sodass der Auftakt vielversprechend war. Ich wurde als Präsident gewählt und man bezeichnete Pfr.Hoffmann und mich als Delegierte für die kurz nachher stattfindende kantonale Delegiertenversammlung in Chur. ... Der verdiente Förderer der Partei war mein Freund Emil Spiess, der zu meiner Zeit noch in Wien weilte. Da die Sozialdemokraten geradezu bedrohliche Reden führten, ging ich daran, auch einen Bürgerblock ins Leben zu rufen.› (Mohr s.a.:70f)

Das Auftreten der sozialdemokratischen Partei im Engadin ist immer in Zusammenhang mit dem Bahnpersonal und vor allem mit der Gemeinde Samedan erinnert. Sie wird — von Nicht-Sympathisanten — als unterländischer Export empfunden, den man zwar durchaus ernst zu nehmen hatte, dem aber insofern weniger Aufmerksamkeit geschenkt wurde, als seine Mitglieder eben zum kleinsten Teil Einheimische waren.

Auffälliger als Gründungsdaten und exakte Vorstellungen zum Kräfteverhältnis der Parteien sind den Informanten die Unterschiede zwi-

schen St.Moritz sowie Samedan und anderen Gemeinden. Letztere standen dank kleineren Einwohnerzahlen, einem geringeren Anteil von Zuzügern und weniger komplexen Wirtschafts- und Sozialstrukturen entweder unter fast ausschliesslich freisinniger Kontrolle oder kamen dann länger ohne organisatorische Parteiung im engen Sinn aus. Sie führten eine solche oft erst unter St.Moritzer Einfluss ein. Wo Gemeinden eine parteipolitische Struktur aufwiesen, die für die Verwaltung ihrer Binnenpolitik unnötig und sogar überdimensioniert erschien, zielte sie auf die kantonalen Verhältnisse, welche sehr wohl der Parteien bedurften, um regionale, konfessionelle, soziale und ideologische Differenzen darzustellen. In den bevölkerungsstärksten Gemeinden wie St.Moritz und Samedan dagegen war die Zahl der Zuzüger so bedeutend, dass sie ein Wählerpotential darstellten, das nicht ohne weiteres in traditionelle Strukturen einzubeziehen war und deshalb in Organisationen gelenkt werden musste, welche die politischen Auseinandersetzungen auch auf kantonalem und nationalem Niveau gestalteten. Ausserdem bewirkten die von auswärts ins Engadin gekommenen männlichen Arbeitskräfte hier auch aus eigenem Willen eine Anpassung der politischen Ordnung an eidgenössische Vorbilder: Ein Teil von ihnen gab sich — beispielsweise mit der lokalen sozialdemokratischen und der konservativ-katholischen Partei — überhaupt erst Möglichkeiten und Mittel der Manifestation im kommunalen und regionalen Kontext.

Die hier angesprochene katholische politische Organisation trat in St.Moritz 1932 anlässlich einer Ersatzwahl in den Gemeinderat zum ersten Mal auf den Plan, und zwar in ihrer konservativ-christlichsozialen Ausformung.[2] Ihr Kandidat, welcher der freisinnigen und der demokratischen Partei genehm war, sollte nun die katholischen Bevölkerungsteile von St.Moritz auch parteipolitisch vertreten. Die 'Genehmigung' des katholischen Volkvertreters — der von der stimmberechtigten protestantischen Mehrheit mit Leichtigkeit hätte abgewiesen werden können — belegt die interessierte Logik, die es den schon etablierten Parteien ratsam erscheinen liess, der neuen Organisation ihren Platz

2 In der Engadiner Post vom 25. Oktober 1932 berichtete eine der neuen Partei offensichtlich nahestehende Stimme folgendermassen defensiv über den Gründungsakt: ‹Am Sonntag den 23. Oktober wurde im Hotel Bären in St.Moritz die Kreispartei Oberengadin der Konservativ-Christlichsozialen Graubündens konstituiert. Als Tagesreferent amtete Herr Alt Regierungsrat Willi. Seine mitreissende, überzeugungsvolle Rede, sekundiert von Arbeitersekretär Wilhelm, vermochte die über 60 Anwesenden aller Kreisgemeinden für den Zusammenschluss zu begeistern. Die kleine Partei, die auf positiv christlicher Grundlage zu wirken hat, wird weder umwälzend politisch das öffentliche Leben beeinflussen, noch Andersdenkende beunruhigen. Ihre Arbeit sowie ihr Parteiprogramm sind in den Rundschreiben Leo XIII. und Pius XI. gegeben. Für Gott und Heimat!›

einzuräumen. Indem dem Vertreter einer neuen Partei ein Sitz im Gemeinderat freigemacht wurde, verloren die bisher dominanten Parteien zwar einen Teil ihrer Vormachtstellung. Gleichzeitig vermochten sie so aber ein bedeutendes Bevölkerungssegment ins politische Geschehen der Gemeinde einzubeziehen, dessen Teile sich bisher nicht politisch hatten artikulieren können — oder nur individuell: als Parteilose oder als Mitglieder einer konfessionell nicht gebundenen Partei. Ihre eigene Position als Organisationen verstärkten sie damit insofern, als das politische Leben noch mehr als bisher von den Parteien bestimmt wurde.

Wie stark die Gemeinde St.Moritz auf die Parteiung reagierte, wie sehr die Parteien versuchten, die lokale Politik nach nationalem und kantonalem Vorbild zu monopolisieren, hatten schon die Gemeindewahlen von 1922 gezeigt. Die Vertreter aller Parteien und direkt an den Wahlen interessierten Verbände und Vereine trafen sich nämlich im Hotel Schweizerhof zu einer Diskussion und legten schliesslich den Stimm- und Wahlberechtigten eine gemeinsame Liste vor, auf der Kandidaten für alle zu vergebenden Sitze und Ämter aufgeführt waren.[3] Und allen diesen Vorschlägen wurde anlässlich der Wahl auch entsprochen. Gegenvorschläge zu der 'offiziellen' Liste wurden zwar formuliert — denn *‹nicht alle [dieser] Kandidaten waren genehm, vor allem bekämpft wurden drei freisinnige Kandidaturen und auf der ganzen Linie die sozialdemokratischen Nominierungen, welche mehr als nur einem ernsthaften Wähler zu denken gaben› (fE, 31. Januar 1922)* —, die grosse Koalition vermochten sie jedoch nicht zu gefährden. Die Parteien konnten, indem sie auch ‹wilde›, d.h. parteilose Kandidaten in ihre gemeinsame Liste aufnahmen und indem sie den ökonomischen und ständischen Organisationen rieten, ihre Kandidaten in den Parteien zu plazieren, die Wahlen lenken und das Verhalten der Wähler effizient

3 ‹Letzten Dienstag fand im 'Schweizerhof' eine ... Konferenz [statt, an der] Vertreter aller politischen Parteien und der bürgerlichen und wirtschaftlichen Organisationen teil[nahmen], insgesamt etwa sieben oder acht. Als neutrale Instanz ohne politische Tendenzen wollte Herr Direktor Angst im Namen des Hoteliervereins eine kombinierte Liste mit proportionalen Vertretungen anstreben, dabei allerdings die Notwendigkeit unterstreichend, dass die Hotellerie unterstützt wird, mit welcher St.Moritz lebt und stirbt. Herr Direktor Angst präsidierte die Konferenz in seinem Hotel, begrüsste die Anwesenden äusserst freundlich und stellte seinen Gesichtspunkt dar. Die anderen taten dasselbe. Die Versammlung zeitigte das Resultat, dass nur die vier politischen Parteien kombinierte Listen erstellen sollten; die ökonomischen Vereine und die Gewerbe- und Handelsvereine sollten sich innerhalb dieser Parteien bewegen und dort ihre Wünsche vorbringen.› (fE, 20.Januar 1922) Welche vier Parteien gemeint sind, ist unklar, denn ausser von der freisinnig-demokratischen, der demokratischen und der sozialdemokratischen Partei war die gemeinsame Liste von der Ortsgruppe der Fixbesoldeten, der Bürgerlichen Vereinigung, vom Hotelier-Verein und vom Handels- und Gewerbeverein signiert.

kanalisieren. Dass es 1922 dennoch zu Komplikationen kam, lag nicht am Verlauf der Wahlen selbst, sondern an der darauffolgenden Verteilung der Ressorts im Gemeindevorstand und am dadurch provozierten Rückzug eines eben gewählten liberalen Mitgliedes dieser Behörde. Ein sozialdemokratischer Kandidat, zu dessen *‹Erfolg man sich in St.Moritz hätte gratulieren können› (fE 7. März 1922)*, wurde anlässlich der nötig gewordenen Nachwahl von einem freisinnigen Mitglied des Gemeinderates geschlagen. Die daraufhin ihrerseits notwendig gewordene Ersatzwahl eines Gemeinderates gewann ein demokratischer Kandidat, der auf die Unterstützung des Vereins der Fixbesoldeten und die Duldung des Freisinns hatte zählen können. Absprachen und Wahlkampf bestimmten das Verhältnis zwischen den Parteien, welche auf diese Weise alle potentiellen politischen Kräfte zu binden versuchten und damit insofern kontrollieren wollten, als sie die Form der Politisierung und des Politisierens vorwegnahmen und damit bestimmten. Der unruhigen Ökonomie liess sich so wenigstens die zunehmende Stabilität der politischen Organisationen (nicht der Politik selbst!) gegenüberstellen. Ein gemeinsames Vorgehen der in St.Moritz aktiven politischen Parteien, wie es 1922 eingeübt worden war, sollte in der Zwischenkriegszeit dennoch bloss ein zweites Mal zur Anwendung kommen, und zwar anlässlich der Gemeindewahlen von 1937, welche, dem Echo in der Presse zufolge, ruhig verliefen (vgl. eP vom 27. Februar und 4. März 1937). Das zeigt, dass die Stabilität der Organisationen nicht jene der politischen Ansprüche und ihrer Realisierung war, dass unter den Parteien ein Kampf um Behördensitze im Gang war.

Noch deutlicher wurden die politischen Parteien zum Modell des politischen Lebens in St.Moritz anlässlich der bewegten Bestellung der Gemeindebehörden von 1931. Selbst Parteilose traten nämlich mit einer Liste für die Wahl des Gemeindepräsidenten und des Gemeindevorstandes auf und passten sich damit den Gepflogenheiten an, welche von den Parteien eingeführt worden waren. Ohne jegliche Verpflichtung auf ein festgeschriebenes politisches Programm war den 'Wilden' die berufliche Herkunft der Kandidaten ein wichtiges Anliegen und Argument, aufgrund dessen sie Vorstellungen darüber formulierten, wie die zu wählenden Behörden zusammengesetzt sein sollten. Und dennoch organisierten sie sich für die Wahlen wie eine Partei, argumentierten sie gemeinsam und machten sie Propaganda nach dem Vorbild der politischen Zusammenschlüsse, die sich feste Strukturen gegeben hatten:

‹Da in dem neuen Gemeindevorstand die Stelle des Baufach-Chefs voraussichtlich vakant wird, ist heute der Techniker am grünen Tisch

notwendiger als Juristen, umsomehr letztere mehr oder weniger immer wieder von den Gelüsten nach neuen Gesetzen und Paragraphen verfolgt sind, und solche hat das Volk wahrlich genug. — Unser Kandidat, Herr Huder-Schumacher stammt von einem tüchtigen, seinerzeit weit bekannten Baumeister, und hat selbst seine Kenntnisse an technischen Schulen noch vervollständigt, sodass ihm der Posten eines Baufach-Chefs sehr gut anstehen wird, und er sich sicherlich auch schnell in das Gebiet eingearbeitet haben wird, mit der nötigen Unterstützung von Seiten der anderen Ratsherren. Darum stimmt geschlossen die Liste der Parteilosen!› (eP, 28. Februar 1931)

Der auf diese Weise portierte parteilose Kandidat wurde schliesslich auch gewählt, trotz der intensiven Pressekampagne für einen freisinnigen Kandidaten, der schon im Gemeindevorstand Einsitz genommen hatte und der die Unterstützung nicht nur seiner Partei, sondern auch wirtschaftlich bedeutender Verbände genoss, da er

‹zudem seit zehn Jahren Aktuar des Handels- und Gewerbeverbandes St.Moritz [ist], wo er in dieser Eigenschaft Gelegenheit hatte, sich in die Verhältnisse der Handels- und Gewerbetreibenden einzuleben. Das ist dann auch der Grund, weshalb er auch vom Handels- und Gewerbeverein und vom Hotelierverein, die in den letzten Jahren intensiv zusammenarbeiteten, ... zur Wahl empfohlen wird.› (eP, 5. März 1931)

Personen und Propaganda

Die Legitimierung der Kandidaten — ob Parteimitglieder oder Parteilose — wurde hier im lokalen Kontext logischerweise stärker als anlässlich von kantonalen oder nationalen Wahlen nach familiären Kriterien und solchen der Verstrickung in der lokalen Wirtschaft vorgenommen. Dadurch zeigt sich aber auch, dass trotz der Monopolisierung der Gemeindepolitik durch die Parteien die zur Wahl stehenden Personen weiterhin sehr genau unter die Lupe genommen und nach ihrer sozialen Stellung eingeschätzt wurden. Die Programmatik blieb — abgesehen von der groben Differenzierung in links und rechts — auf kommunaler Ebene auch den Parteien von untergeordneter Bedeutung. Als Wahlkriterien dienten deshalb vor allem Betrachtungen der wählbaren Personen sowie ihres familiären und ökonomischen Umfeldes. Letzteres konnte sich mit parteipolitischen Verpflichtungen decken und so soziale Reziprozität zum parteiischen Antrieb machen. Weil dies aber nicht immer der Fall war, gelang es parteilosen Kandidaten immer wieder, sich in Wahlen gegen Männer durchzusetzen, welche von Parteien - und auch von der freisinnigen — vorgeschlagen worden waren. 1926 traf dies sogar bei der Bestellung des wichtigsten in St.Moritz zu vergebenden Amtes zu. Wegen des Rücktritts des Gemeindepräsidenten

Gartmann kam es zu einer Ersatzwahl, in deren erstem Gang niemand das notwendige Mehr erreicht hatte, ein 'Wilder' aber auffälligerweise mehr Stimmen erhielt als die von der demokratischen und der liberalen Partei vorgeschlagenen Männer. Und nachdem der demokratische Kandidat sich für den zweiten Wahlgang zurückgezogen hatte, der parteilose aber genau dies nicht tat, obwohl er von der freisinnigen Partei dazu aufgefordert worden war, verlor deren Vertreter die Wahl und ein 'Wilder' — Carl Nater, ehemaliger Direktor der St.Moritzer Bank[4] — wurde Gemeindepräsident von St.Moritz.[5] Die Parteien hatten also in diesem Fall das Verhalten der Wähler insofern nicht bestimmen können, als nicht einer ihrer Vertreter die Wahl gewann. Da jedoch der Rückzug des demokratischen Kandidaten und das Abstimmungsverhalten der Sympathisanten der oppositionellen Parteien den Sieg des Parteilosen erst ermöglicht hatten, zeigt auch dieser Anlass, dass gegen den geschlossenen Willen der Parteien keine Kandidaten in die Gemeindebehörden gelangen konnten und dass umgekehrt Parteilose der Unterstützung eines guten Teils der parteigebundenen Wähler bedurften, um Urnengänge erfolgreich bestehen zu können.

Weil also die Kandidaten für kommunale Ämter als Personen mindestens ebenso sehr interessierten wie als Parteimitglieder, standen sie immer wieder im Zentrum der intensiven Diskussionen und gaben Zielscheiben für politische Attacken ab. Wie heftig die persönlichen Angriffe und deren Abwehrversuche anlässlich von Wahlen werden konnten, zeigt die Propaganda zu den St.Moritzer Gemeindewahlen von 1934, als ein freisinniger Kandidat vor dem zweiten Wahlgang für den Gemeinderat zur Zielscheibe von Angriffen unter anderem in Form

4 Dieses 1905 gegründete Geldinstitut hatte das 'Privathaus R.Baviers Erben' übernommen, musste aber 1919 in Liquidation treten und wurde durch eine Filiale der Schweizerischen Volksbank ersetzt.

5 ‹Mit Carl Nater ... habe ich viel zusammengearbeitet und ihn als einen nicht nur gewandten Geschäftsmann, sondern vor allem auch als einen grossen Schaffer kennengelernt. Als solcher zeigte er sich auch, als er im Jahre 1926 als Gemeindepräsident gewählt wurde. Er hat in den 23 Jahren seiner Amtsführung einschneidende Reorganisationen durchgeführt und um sein St.Moritz hartnäckig gekämpft, als in der zweiten Hälfte der dreissiger Jahre eine neue Krisis in Erscheinung trat und 1939 der Zweite Weltkrieg mit allen seinen verderblichen Folgen begann. Er verteidigte, um nur kurz über die Werke zu berichten, die während seiner Präsidentschaft entstanden, mit der ihm eigenen Energie das EW St.Moritz vor dem Zugriff der damals noch nicht sanierten Bündner Kraftwerke. ... Auf Naters Initiative wurden die wichtigsten Strassen auf dem Gebiete von St.Moritz ausgebaut und die notwendige Entlastungsstrasse Quadretta erstellt. Als er mit dem Vorschlag auftauchte, die Drahtseilbahnen zu kaufen und die Aktien sogar über dem Nennwert zu honorieren, weil sonst der Kauf nicht zustande gekommen wäre, da schüttelten weite Kreise den Kopf. ... Das Volk stimmte trotzdem zu. ... Um die Reorganisation der Bäder und Einleitung der Erneuerung derselben hat er sich ebenfalls verdient gemacht.› (Mohr a.s.:73)

eines per Post verschickten Flugblattes wurde und sich in der Presse gegen dieses Vorgehen wehrte.[6] Normalität, welche aufgrund eines solchen Vorgehens formuliert werden konnte, erweist sich aber ob dem bisher Berichteten als bloss behauptetes Ideal, das nie die tatsächliche Form der politischen Auseinandersetzung gewesen war:

6 Unter dem Titel 'Tiefer hängen!' signierte Dr. H. Vital am 20. März 1934 folgende Einsendung an die Engadiner Post: ‹Unter den Wahlzetteln, die letzten Samstag an die Wähler von St.Moritz zugestellt wurden, befand sich auch ein solcher darunter, der meiner Ansicht nach verdient, etwas tiefer gehängt zu werden. Er hatte folgenden Wortlaut: «Bravo! St.Moritzer Stimmberechtigter. Das Abstimmungsresultat vom letzten Sonntag hat bewiesen, dass sich der Bürger, wenn er zur Urne geht, nicht um Parteiparole und andere Beeinflussungen aller möglichen Intriganten hält. Der stimmfähige Bürger ist nur zu oft gezwungen einer Partei anzugehören und an den Versammlungen teilzunehmen — dagegen hat er es satt — 'Stimmvieh' zu sein. Aus der Urne gingen die Kandidaten, welche von den Parteien am lautesten empfohlen wurden, mit dem wenigsten Erfolg hervor. Dies und dazu noch die Tatsache, dass Kandidaten, welche keiner Partei angehören, sogenannte 'Wilde', mit der grössten Stimmenzahl im ersten Wahlgang gewählt wurden, sagen alles. Zum nächsten Sonntag die Augen auf. Es geht um das Wohl unserer allgemeinen Interessen. St.Moritzer Stimmberechtigter, beweise zum zweiten Mal, dass Dir das Wohl der Gemeinde, der Allgemeinheit, vor allen anderen Momenten am Herzen liegt. Unser bewährter Gemeindepräsident C.Nater kann nur mit Hilfe von Unterstützung in den Räten sein erwiesenermassen gutes Programm durchführen. Dazu braucht er junge Kräfte, unverbrauchte Energien, welche bewiesen haben, auch im Leben den Mann zu stellen. Nicht in Frage dürfen Leute kommen, welche bereits einmal im Rate gesessen und sich als ungenügend erwiesen haben. Der beherzte St.Moritzer Wähler kann darum nächsten Sonntag seine Stimme dem freisinnigen Kandidaten Dr. H.Vital nicht geben, denn es stehen zu grosse Interessen auf dem Spiel. Unser Gemeindepräsident hat erklärt, mit solchen Mitarbeitern sein Amt zur Verfügung stellen zu müssen. Jetzt, St.Moritzer Wähler tu Deine Pflicht!» Es ist nun leider wahr, dass Herr Präsident Nater die Erklärung abgab, er werde als Präsident der Gemeinde zurücktreten, wenn meine Person in den Gemeinderat gewählt werde. Ich sage 'leider'. Denn als man mir am Freitag mitteilte, es heisse, Herr Präsident Nater hätte derartige Äusserungen getan, wies ich diese Mitteilung mit Entrüstung zurück, weil ich nicht glauben konnte, dass der Herr Gemeindepräsident von St.Moritz sich zu einer solchen Handlungsweise herablassen würde. Ich habe ja Herrn Präsident Nater nie das Geringste in den Weg gestellt. Und wenn ich in Gemeinde- und anderen Versammlungen hie und da einen anderen Standpunkt verfocht als den des Herrn Präsidenten oder der Gemeindebehörden, so war dies mein gutes Recht und geschah immer in sachlicher Weise und ohne persönliche Ausfälle gegen irgend jemanden. Hätte ich aber auch — was nie geschah — Herrn Präsident Nater persönlich angegriffen und mir dadurch seine Feindschaft zugezogen, so finde ich es unter der Würde eines Gemeindepräsidenten, durch Demissionsdrohungen darnach zu trachten, den Gang einer Wahl zu beeinflussen und die Wahl eines ihm ungenehmen Mannes zu hintertreiben. Den Verfassern (oder dem Verfasser) des Pampfletes möchte ich nur sagen, dass es — milde ausgedrückt — keines Heldenmutes bedarf, um aus dem Hinterhalt zu hetzen. Wären es Männer, so hätten sie ihrer Schmähschrift ihre Unterschrift beigefügt. Wenn solche Leute nur einmal einsehen und begreifen würden, dass durch solche Handlungsweise aus dem Hinterhalt viele Unschuldige in den Verdacht der Autorschaft hineingezogen werden und damit wiederum viel Unheil angerichtet werden kann. Ich habe mir reiflich überlegt, ob ich überhaupt zu dieser Angelegenheit Stellung nehmen solle. Ich habe mich schliesslich dazu entschlossen, weil ich mich hierzu auch gegenüber meinen Wählern als verpflichtet erachte und weil in einer Wahlkampagne bei einem gesunden Volke noch der Spruch Geltung haben muss: est modus in rebus, sunt certi denique fines.› Diese Einsendung erhielt dann am 22. März 1934 in der Engadiner Post eine Erwiderung, die zwei Tage später im selben Blatt ihrerseits eine Reaktion hervorrief, welche unter dem Titel 'Ganz tief hängen' erschien.

‹Flugblätter jeglicher Art, faire und unfaire, versuchten mit mehr oder weniger Glück, selbst unter Auslassung des bisher bei uns beobachteten Anstandes, an die politischen Leidenschaften der Wählerschaft zu appellieren und riefen dann selbstverständlich entsprechenden Abwehrmechanismen. ... Diejenigen Momente aber, die im letzten Augenblick für und namentlich gegen gewisse Kandidaten ins Feld geführt wurden, entbehren der Sachlichkeit, der bisher bekannten politischen Gepflogenheiten und gereichen dem Gemeinwesen nicht zur Ehre.› (eP, 20. März 1934)

Die Drohung des Gemeindepräsidenten mit Rücktritt und die der anonymen Flugblattschreiber — welche den Zeitgenossen wohl nicht ganz so anonym gewesen sein dürften[7] — zeitigten aber Erfolg: der angegriffene freisinnige Kandidat schaffte den Sprung in den Gemeinderat nicht, denn er wurde von einem parteilosen Kandidaten geschlagen. Der selbe Gemeindepräsident hatte die Gemeindepolitik übrigens schon einmal beunruhigt, als er nämlich 1932 sein Amt zur Verfügung stellen wollte und damit Ersatzwahlen notwendig machte. Carl Nater war allerdings auf sein Ansinnen zurückgekommen und hatte sich — mit Erfolg — selbst wieder an dieser Ersatzwahl beteiligt. (eP, 28. April 1932) Die Mittel der Politik waren demnach ebenso sehr politisches Thema wie die Gegenstände der Politik in einem engeren Sinn, die von politischen Behörden, von den Parteien und vom Souverän zu behandelnden Sachgeschäfte. Ganz besonders gilt das für die Wahlpropaganda, für jene Gelegenheiten, zu welchen Parteien (und parteilose Kandidaten) ihre Ansprüche an Präsenz in den politischen Gremien anmeldeten.

Die angewendeten propagandistischen Mittel hatten schon anlässlich der Gemeindewahlen von 1925 intensive Diskussionen bewirkt — sogar mehr als der Wahlausgang, der die freisinnige Mehrheit bestätigte, ihr einen Sitzgewinn brachte, die Sozialdemokraten aus dem Gemeinderat warf und die demokratische Vertretung unverändert beliess. Eine besondere Dimension erlangten die Diskussionen deshalb, weil Akteure und Beobachter des öffentlichen Alltags sich zu Definitionsversuchen ihrer Gemeinde veranlasst fühlten. Hatte der Fögl d'Engiadina gleich nach dem ersten Wahlgang noch behauptet, St.Moritz sei dank den Formen der Kandidaten- und Parteienpropaganda zu einer kleinen

7 Am 22. März 1934 informierte Gemeindepräsident Nater in der Engadiner Post die Gemeinde darüber, dass er weder der Verfasser noch der Auftraggeber des Flugblattes und überhaupt zum Zeitpunkt seines Auftauchens ‹geschäftehalber orts- und landesabwesend gewesen› sei. Er musste sich demnach gegen entsprechende Verdächtigungen zur Wehr setzen, tat dies allerdings mit einem Argument, das nicht notwendigerweise einleuchtet und deshalb tauglich war, entsprechende Vermutungen noch zu bestärken.

Stadt geworden, so bedauerte das Blatt im Rückblick auf die Gesamterneuerung der Gemeindebehörden genau diese Veränderung: St.Moritz sei nicht Zürich oder Berlin und die politischen Auseinandersetzungen müssten deshalb auch anders geführt werden als in den europäischen Zentren.[8] Selbstverständlich sprach hier das Interesse der bürgerlichen Mehrheit und besonders des Freisinns, der seine Vormachtstellung gegenüber der sozialdemokratischen (und teilweise der demokratischen) Opposition ungefährdet bewahren wollte. Im Dorf sollte Kritik an Personen nicht so heftig vorgetragen werden, wie dies in der Stadt möglich ist, da so zu viele Beziehungen gefährdet würden. Allerdings ist es gerade die Dichte der Beziehungen eines Dorfes, welche der Heftigkeit von Attacken Vorschub leistet. Und da bei dieser Voraussetzung jeder Angriff als einer gegen die Person gewertet werden musste, zeigte das politische Leben von St.Moritz sich als sehr turbulent. In dieser Heftigkeit drückte sich auch der Wandel des kommunalen Bewusstseins aus, das nicht mehr leugnen konnte, dass die Dorfbevölkerung eine nach Klassenzugehörigkeit unterscheidbare war. Eine landwirtschaftliche Beschäftigung, welche den meisten Bewohnern gemeinsam wäre und so eine zumindest formale Harmonie schaffte, konnte in internen Belangen von St.Moritz nicht angerufen werden, um die Vorstellungen der Gemeinsamkeit wirtschaftlicher und sozialer Interessen zu behaupten. Die Arbeitsteiligkeit, welche der Tourismus herstellte, die Unterschiedlichkeit der wirtschaftlichen Beziehungen, welche verschiedene Einheimische mit den Gästen eingehen konnten, zwangen dazu, die soziale Schichtung der örtlichen Gesellschaft anzuerkennen.

Parteipolitische Zugehörigkeiten und soziale, berufliche, konfessionelle, familiäre sowie andere Hindergründe und Verquickungen (deren Ausdruck erstere eben nur bedingt waren) bestimmten in den auch politisch wechselvollen Zwischenkriegsjahren die Resultate der Kandidaten anlässlich von Wahlen in die Gemeindebehörden. Die Parteien vermochten die Gemeindepolitik zu monopolisieren, wenigstens insofern, als nur Kandidaten aus ihren Reihen oder Parteilose mit der Duldung eines Teils der parteilichen Gefolgschaft in kommunale Ämter gewählt wurden. Gleichzeitig blieben aber personenbezogene Kriterien als politische Argumente wirksam, welche nichts mit der freiwilligen Zugehörigkeit zu einer Partei zu tun hatten. Vielmehr belegen sie ein paralleles und vermischtes Funktionieren von sozialen Klassifizierungen, welche durch die groben Einteilungen nach Parteien nicht obsolet gemacht, sondern bloss überdeckt wurden, bisweilen aber auch beson-

8 Vgl. fE vom 10. und vom 20.März 1925. Vgl. auch fE vom 13. März 1928, wo dieses Thema wieder aufgenommen wird.

ders deutlich zutage treten konnten. Heftige Stellungnahmen veranlassten diese parteipolitischen und sozialen Fragen immer; verständlich ist die Heftigkeit vor dem Hintergrund der Oberengadiner Wirtschaft. Der Tourismus und besonders die Hotellerie waren selbst immer wieder 'Wahlkampfthema'. Sehr aufschlussreich sind in dieser Hinsicht die Wahlen von 1928, welche übrigens der Olympischen Winterspiele wegen nicht am traditionellen Datum vorgenommen werden konnten: *‹Gemeindebehörden und -angestellte waren sehr beschäftigt.› (fE, 24. Februar 1928)* Zu diesen Wahlen erschien in der Presse ein Inserat, das signiert war mit ‹viele Hoteliers aus St.Moritz› und das als ‹wichtigste Erwerbsgruppe des Ortes› freisinnige und einen 'wilden' Kandidaten vorschlug. Und mindestens ebenso klar ist die Stimme, welche sich 1931 zum politischen Wort meldete. Der örtliche Handels- und Gewerbeverein nahm eine Gemeindewahl zum Anlass, um seine vermehrte Einmischung in die Gemeindepolitik anzukünden: *‹In seiner ausserordentlichen Generalversammlung vom 18. Juni 1930 hat sich der H.u.G.-V. grundsätzlich dahingehend ausgesprochen, sich in Zukunft in vermehrtem Masse auch mit politischen Fragen zu befassen und den Vorstand zu ermächtigen, in dieser Richtung tätig zu werden.› (eP, 5. Februar 1931)* Dass das Verhältnis zwischen Dorfpolitik und Wirtschaft bei aller Parallelisierung ein hierarchisches war, zeigt die Tatsache, dass die 'touristische' und die 'politische Zeit' auseinandergehalten waren: die ordentlichen Gemeindewahlen fanden am Ende der Wintersaison (und ab 1932 zwischen Sommer- und Wintersaison) statt. Die ursprünglichen Wahltermine gehen zwar auf vor-touristische Usanzen zurück, sie kamen dem Fremdenverkehr aber sehr entgegen. War diese Trennung wegen Ersatzwahlen oder langen Wahlkämpfen nicht säuberlich aufrechtzuhalten, musste die Zeit für politische Auseinandersetzungen zum Bedauern der Betroffenen der beruflichen Beschäftigung abgespart werden. Der Fögl d'Engiadina vom 6. Januar 1922 kündigte die Propaganda für die Gemeindewahlen entsprechend an: *‹Sie werden politische Lebhaftigkeit im Ort bewirken, der gegenwärtig sehr wenig Zeit hat für solche Sachen, da Hochsaison ist. Aber auch diese Dinge müssen erledigt werden, und dass sie ohne Kampf abgehen, ist nicht zu erwarten.›*

Zwei weitere Beispiele sollen noch einmal vorführen, wie umstritten Wahlen in der Gemeinde St.Moritz jeweils waren, wie dabei immer in besorgtem Hinblick auf die Hotellerie, in Anbetracht der beruflichen Situation der Kandidaten und bezüglich der beherrschenden Stellung der Parteien in der Dorfpolitik argumentiert wurde und wie dabei ausserdem auch der Vorgang der Wahlen selbst thematisiert werden

konnte.

Anlässlich der Ersatzwahlen für Bernhard Tratschin[9], — der in den letzten Amtsperioden *‹stets als ... 'Wilder' portiert und auch als solcher gewählt› worden war (eP, 1. April 1930)* — in den Gemeinderat von St.Moritz am 6. April 1930, erreichten weder Fratschöl als Kandidat der freisinnigen Partei noch der von der Sozialdemokratischen Partei und von der Arbeiter-Union portierte Christian Jecklin genügend Stimmen, so dass ein zweiter Wahlgang nötig wurde. Stimmen hatten ausserdem erhalten *‹der Kandidat des Bades, Herr [Malermeister] Mühlbauer (wild) mit 31, Herr Dr. jur. De Giacomi mit 19.› (eP, 3. April 1930)* Aus dem Rennen gefallen war auch der 'wilde' Kandidat Giuseppe Rizzoli, der bloss 14 Stimmen auf sich vereinigt hatte, der aber wie Fratschöl von Gewerblern portiert worden war. Für diesen war mit dem Argument Propaganda gemacht worden, die Hoteliers seien trotz des Todes von Tratschin genügend stark im Gemeinderat vertreten und ein Vertreter von Handel und Gewerbe stünde der Behörde gut an. (Vgl. eP, 29. März 1930) Rizzolis Anhänger meldeten sich ebenfalls in der Presse zu Wort und betonten, dass nicht der Vertreter einer Partei Nachfolger Tratschins werden solle, sondern eben ein Parteiloser (vgl. eP, 1. April 1930). Dieses Argument war ein doppeltes: es richtete sich sowohl gegen die Person Fratschöls als auch gegen die dominierende Rolle, welche Parteien im politischen Alltag der Kommune spielten. Kompliziert wurden die Verhältnisse noch dadurch, dass die Sozialdemokraten zwischen den beiden Wahlgängen zum Wahlmodus an sich Stellung nahmen und sich für die Einführung des Proporzes einsetzten (vgl. eP, 10. April 1930). Gewählt wurde schliesslich der Bahnbeamte Christian Jecklin. Seine Wahl und seine berufliche Tätigkeit gefährdeten zwar nicht grundsätzlich das Kräfteverhältnis der Gemeinde St.Moritz, sie deuten aber auf die Zersplitterung der bürgerlichen Stimmen hin, die sich unterschiedlichen Fraktionen verpflichtet fühlten und dadurch der sozialdemokratischen Opposition einen Sitzgewinn ermöglichten.

9 In einem Nachruf charakterisierte die Engadiner Post den Verstorbenen anhand seiner engen und vielfältigen Beziehungen zum Tourismus, wenn sie schreibt, dass der 1872 in seiner Heimatgemeinde Samedan geborene Bernhard Tratschin ab den 80er Jahren (unter der Leitung von Herrn Thomas Fanconi) einen praktischen Lehrgang im Hotelgewerbe absolvierte; bis 1898 war er teils im Hotel Viktoria in St.Moritz-Bad, teils in den Fanconi-Hotels in Nervi tätig. Danach Heirat mit der Hotelierstochter Anna Calonder und Übernahme des Hotels Roseg. Nach der Eröffnung des Hotels Calonder (1903) führte er dieses, bis er es eineinhalb Jahre vor seinem Tod käuflich erwarb. Während der letzten 15 Jahre seines Lebens hatte Tratschin im Gemeinderat gesessen. Anlässlich seiner Wiederwahl von 1925 hatte der Fögl d'Engiadina (17. März) mit Genugtuung notiert, dass ‹die Hotellerie ...mit Herrn Tratschin [über] einen weiteren Vertreter [verfügt], was für einen Ort wie St.Moritz auch gerechtfertigt ist.› (eP, 1.April 1930)

Anlässlich einer weiteren Ersatzwahl im selben Jahr, provoziert durch den Wegzug eines demokratischen Mitgliedes der Behörde, schlug die Demokratische Partei den PTT-Beamten Arno Giovanoli vor, und dies, *‹obwohl man in weiten Kreisen die Meinung vertritt, es sitzen nun gerade genug Staatsangestellte im Rate›*. In der selben Nummer der Engadiner Post vom 19. Juni 1930, in der diese Ansicht zitiert wurde, liess die Demokratische Partei per Communiqué folgendes verlauten: *‹Nachdem die übrigen politischen Parteien von St.Moritz bis heute keine Stellung zur Wahl genommen haben und damit den Sitz gerechterweise den Demokraten überlassen, dürfte die Kandidatur Giovanoli unbestritten sein. Wir möchten dennoch alle Mitglieder und Interessenten bitten, durch den geschlossenen Aufmarsch zur Urne Giovanoli zu einer ehrenvollen Wahl zu verhelfen.›* Und in ihrer Versammlung vom selben Tag beschlossen die freisinnig-demokratische und die sozialdemokratische Partei 'Stimmfreigabe' (vgl. eP, 21. Juni 1930). Obwohl die Parteien die Wahl Giovanolis eigentlich untereinander abgesprochen hatten, schienen sie zu wissen, dass auch dieses Mal mit einer Überraschung zu rechnen war, denn am 21. Juni 1930 war auch ein Communiqué in der Engadiner Post abgedruckt, das sich um die Wahl Giovanolis Sorgen machte und Bezug nahm auf die Ersatzwahl vom vergangenen April:

‹Wie gerüchteweise verbreitet wird, soll von unbekannter Seite im letzten Augenblick eine Sprengkandidatur gegen den Kandidaten der Demokratischen Partei, in der Person des Herrn Rizzoli aufgestellt worden sein. Es entzieht sich unserer Kenntnis, ob Herr Rizzoli eine event. Wahl annimmt; bei der letzten Gemeinderatswahl vor wenigen Wochen hatte Herr Rizzoli eine Wahl bestimmt abgelehnt, dagegen möchten wir alle Wähler bitten, diesem Manöver keine Folge zu leisten. Das Mandat gehört unbestreitbar den Demokraten; die Freisinnige Partei St.Moritz hat dies auch anerkannt. Unser Kandidat Arno Giovanoli, als gebürtiger Engadiner, kennt Land und Volk, ist mit unseren Verhältnissen aufs innigste verknüpft, und es wäre ein Akt der Ungerechtigkeit, wenn dieser Mann das Opfer eines privaten Sprengkandidaten würde. Wähler, lasst Euch nicht irreführen, und stimmt geschlossen für unseren Kandidaten Arno Giovanoli.› (eP, 21. Juni 1930)

Gewählt wurde diesmal, aber ebenfalls erst in einem zweiten Urnengang, dennoch der Malermeister Giuseppe Rizzoli aus St.Moritz Bad. Er setzte sich mit 174 (und also auch mit freisinnigen) Stimmen gegen den demokratischen Kandidaten durch, auf den 140 Stimmen entfielen. Die Treue der Parteigänger war demnach nicht absolut; trotz Einigkeit der Spitzen der politischen Organisationen am Ort gelang es einem ‹Wilden›, sich gegen Parteikandidaten durchzusetzen. Möglicherweise zeigt

sich aber auch in dieser Wahl die vorherrschende Rolle der Parteien: Wenn nämlich die Mitglieder der Freisinnigen (und Sozialdemokratischen) Partei entgegen der offiziellen Parole stimmten, taten sie es vielleicht gerade in der Absicht, die Demokraten zu schwächen. Auch die ‹Wilden› gaben den Parteien Gelegenheit, ihre Strategien anzuwenden, ihren Kampf gegeneinander auszutragen. Und ausserdem war Rizzoli gar nicht so 'wild'. Schon zu den Wahlen im nächsten Jahr erschien er nämlich auf der freisinnigen Liste, auf welcher er dann im Gemeinderat bestätigt wurde.

Gewählte Gemeindebehörden

Die Gemeindewahlen im St.Moritz der Zwischenkriegszeit waren also jeweils umstrittene Anlässe, welche immer wieder Diskussionen erzeugten, die über personelle Fragen und solche der Parteienstärke hinaus ein meist implizites und manchmal ausgesprochenes lokales Selbstverständnis vorführten. Kritik an den Kandidaten und Lob für sie wurden hauptsächlich in Hinblick auf ihr Verhältnis zum Tourismus oder zu einem davon abhängigen Gewerbe formuliert; die selbst in der Hotellerie tätigen Mitglieder der Gemeindebehörden wurden gezählt und die Zahlen als zu tief oder zu hoch bewertet. Die heftigen ökonomischen Bewegungen waren so selbstverständlich der Hintergrund aller Wahlen, dass es oft nicht einmal notwendig wurde, ihn zu nennen — gleichzeitig war aber auch das Wissen um die Abhängigkeit vom kantonalen, nationalen und vor allem weltweiten Aussen in St.Moritz so gross, dass nie die Illusion aufkam, ein grundsätzlich anderes politisches Kräfteverhältnis könnte den Gang der lokalen und regionalen Wirtschaft positiv beeinflussen.

Trotz der Heftigkeit, mit welcher Wahlkämpfe teilweise geführt wurden, und in Einklang besonders mit den Wahlen von 1922 und 1937, als alle Parteien eine gemeinsame Kandidatenliste für die Bestellung der Gemeindebehörden unterzeichneten, lassen sich die Wahlresultate in St.Moritz als Ausdruck politischer Stabilität charakterisieren. Bloss zwei Präsidenten standen zwischen den beiden Weltkriegen (und über diese hinaus) der Gemeinde vor, der freisinnige Christian Gartmann (von 1906 bis 1926) und der parteilose Carl Nater (zwischen 1926 und 1949).

Tabelle 11: Personelle Zusammensetzung des St.Moritzer Gemeindevorstandes zwischen 1922 und 1940 (ordentliche Wahltermine: alle drei Jahre nach 1922)

	Gemeindepräsiden	Vorstand	Vorstand	Vorstand	Vorstand
1922	Gartmann (freisinnig)	Suter (demokratisch	Bon (freisinnig)	Winkler (freisinnig)	Tröger (demokratisch
1922	–	–	–	–	Vassali (freisinnig)
1925	"	"	"	"	Conrad (freisinnig)
1926	Nater (parteilos)	–	–	–	–
1928	"	"	Spiess (freisinnig)	"	"
1931	"	"	"	Huder (freisinnig)	–
1932	–	–	–	Vinzens (freisinnig)	–
1934	"	"	"	"	"
1937	"	"	"	"	"
1940	"	"	"	"	"

Die anderen Mitglieder des fünfköpfigen Gemeindevorstandes spiegelten — mit Ausnahme einer Episode zu Beginn der Zwischenkriegszeit[10] — ab 1922 ein stabiles Parteienverhältnis wider: Drei Freisinnige und ein Demokrat bildeten zusammen mit dem Gemeindepräsidenten die oberste Behörde von St.Moritz. Stabil war aber nicht bloss die parteipolitische, stabil war auch die personelle Zusammensetzung: Der Vertreter der Demokraten wurde ab 1922 bis 1940 in jeder Wahl bestätigt und mit bloss zwei Ausnahmen verblieben alle anderen Gemeindevorstände während mindestens zwei Legislaturen im Amt.

Häufigere personelle Bewegungen und teilweise auch heftigere Auseinandersetzungen als in der Exekutive von St.Moritz — in der ab 1932 die selben fünf Männer sassen und in welche nie ein Sozialdemokrat oder ein Konservativ-christlichsozialer gewählt wurde — gab es in der Zusammensetzung des Gemeinderates. Das Parteienverhältnis wurde in diesem grösseren Gremium nie grundsätzlich erschüttert, bloss allmählich erweiterte sich das Spektrum der vertretenen Organisationen. Erst in den Dreissigerjahren sassen alle lokalen Parteien und Gruppierungen im Rat. Und wenigstens zu Beginn der betrachteten Periode, als

10 Auf den Fall des als Demokrat gewählten Architekten Tröger, der sofort nach seiner Wahl von 1922 aus Amt und Partei ausgetreten war und den im Gemeindevorstand ein Vertreter des Freisinns ersetzte, wurde schon hingewiesen.

sich die Verteilung der Sitze auf politische Parteien erst herausbildete, hatten diese sogar eine gewisse Durchlässigkeit aufgewiesen: Ein Freisinniger hatte auch schon die 'Wilden' im Gemeinderat vertreten und drei Demokraten waren zu Beginn ihrer politischen Karriere als Vertreter der Fixbesoldeten gewählt worden. Immer hatten Parteigänger mindestens zehn der zwölf zur Verfügung stehenden Sitze inne, und nie verloren eine der Parteien oder die 'Wilden' anlässlich offizieller Wahltermine mehr als einen Sitz.

Tabelle 12: Parteipolitische Zusammensetzung des Gemeinderates von St.Moritz zwischen 1922 und 1940 (ordentliche Wahltermine: alle drei Jahre nach 1922)

	Freisinn	Demokraten	Sozialdemok.	Kons.-christ.-soziale	Parteilose
1922[a)]	(6) 5	(4) 5	1	–	1
1925	6	5	–	–	1
1927	(-1)	–	1		–
1928	5	5	1	–	1
1930		(-1)	1		(-1) 1
1931	6	4	2	–	–
1932	(-1)	(-1)		1	1
1934	4	3	1	2	2
1937	4	3	1	2	2
1940	3	4	1	2	2

a) Gleich nach den Wahlen wurde eine weitere Bestellung notwendig, da ein Gemeinderat in den -vorstand gewählt worden war.

Nur die Wahlen von 1934 brachten den Konservativen zwei Sitzgewinne, nachdem sie drei Jahre zuvor noch überhaupt keinen Vertreter im Gemeinderat gehabt hatten — einer der beiden gewählten hatte allerdings schon anlässlich einer Ersatzwahl im Jahre 1932 in der kommunalen Legislative Einsitz genommen. In den sieben ordentlichen Wahlen und in den durch Rücktritt, Wegzug oder Todesfall notwendig gewordenen Ersatzwahlen zwischen 1922 und 1940 gelang es insgesamt bloss 35 Männern, einen der jeweils zu besetzenden zwölf Ratssitze zu gewinnen. Zwei Gemeinderäte — der Vertreter der Demokraten, Rudolf Jilli, und der freisinnige Müller — wurden siebenmal gewählt, ein anderer, der freisinnige Badrutt, war sechsmal erfolgreich, sechs Männer erhielten für vier ganze Legislaturen genügend Stimmen und vier St.Moritzer nahmen dreimal nach offiziellen Wahlterminen im Gemein-

derat Einsitz. Durchschnittlich wurden die 35 Personen — inbegriffen sind neben den zwölf, die bloss einmal im kommunalen Parlament sassen, auch jene drei, welche 1940 zum ersten Mal gewählt wurden und den Schnitt ihrerseits nach unten drücken — also während ungefähr zweieinhalb Amtsperioden als Gemeinderäte bestimmt. Die Freisinnigen waren mit 16 Vertretern (von denen einer zuvor als 'Wilder' gewählt worden war) über die Jahre am stärksten im Gemeinderat vertreten. Die insgesamt neun Demokraten — ihre Partei war oft fast gleich stark und 1940 sogar mit einer relativen Mehrheit im Gemeinderat — wiesen eine grössere personelle Konstanz auf. Ausserdem sassen über die Jahre vier Sozialdemokraten sowie drei Konservativ-christlichsoziale und ebensoviele 'Wilde' (plus einer, der eine Zweitwahl als Freisinniger schaffte) im Rat.

Tabelle 13: Personelle Zusammensetzung des St.Moritzer Gemeinderates in der Zwischenkriegszeit (ordentliche Wahltermine: alle drei Jahre nach 1922)

	Freisinn	Demokraten & Fixbesoldete	Sozialdemok.	Kons.-chrst.soz.	Nicht Organisierte
1922	Badrutt, Domenig, J. Robbi, Vassali, Signorell, Müller	Poltera, Hager, Jilli, Eichholzer	Martinelli	–	Tratschin
1922	–	Peter (Ersatz f. Vassali)	–	–	–
1925	Badrutt, Domenig, O. Christoffel, Müller, B. Robbi, E. Thoma- Badrutt	Poltera, Hager, Jilli, Eichholzer, Fluor	–	–	Tratschin
1927	–	–	Chr. Müller (Ers. f. Thomas-B.)	–	–
1928	Badrutt, Willy, Müller, Spiess, Scheitlin	Poltera, Hager, Jilli, Eichholzer, Fluor	Chr. Müller	–	Tratschin
1930	–	–	Jecklin (Ers. f. Tratschin)	–	G. Rizzoli (Ersatz f. Fluor)
1931	Badrutt, Müller, Rizzoli, Rocco	Poltera, Jilli, Eichholzer, Giovanoli	Chr. Müller, Jecklin	–	–
1932	–	–	–	Mutschler (Ersatz f. Rocco)	†Fasciati (Ersatz f. Poltera)
1934	Badrutt, Müller, Petzi, H. Furrer	Jilli, Giovanoli, Volland	Chr. Müller	Mutschler, Mordasini	Reto Fasciati, Murezzan Andreossi
1937	Badrutt, Müller, Petzi, H. Furrer	Jilli, Giovanoli, Volland	Chr. Müller	Mutschler, Mordasini	Reto Fasciati, Murezzan Andreossi
1940	Müller, Petzi, H. Furrer	Jilli, Giovanoli, Volland, Wilhelm	Hunziker	Mutschler, Baselgia	Reto Fasciati, Murezzan Andreossi

Trotz teilweise heftiger Wahlkämpfe und den nationalen und internationalen politischen Bewegungen kam es im St.Moritz der Zwischenkriegszeit nicht zu Umwälzungen in der lokalen Politik. Auch wirtschaftliche Verunsicherungen und Gefährdungen sowie Diskussionen um zentrale gesellschaftliche Belange wie die Energieproduktion oder den Transport von Menschen und Gütern vermochten die Kräfteverhältnisse im Ort und im Kreis nicht zu destabilisieren. Um so mehr mussten

deshalb schon geringe Verschiebungen im Positionsspiel der Parteien, einzelne Sitzgewinne und -verluste, als denkwürdige Ereignisse und spektakuläre Einbrüche in die Normalität empfunden und kommentiert werden. Dass und auf welche Weise dabei jeweils einzelne Männer den Fokus der Kommentare bildeten, reflektiert meistens die Zentrierung der politischen Angelegenheiten auf ihre wirtschaftlichen Motive. So wurde die Tatsache, dass die freisinnige Partei 1940 zum ersten Mal nach 1922 nicht mehr (allein) die stärkste der in St.Moritz aktiven politischen Organisationen war, zwar mit ihrem taktisch ungeschickten Verhalten vor den Wahlen begründet. (Vgl. eP, 2. April 1940) Vor allem aber war es das Verhalten eines ihrer prominentesten Kandidaten, Hans Badrutt (1876-1953), welches ins Gerede gekommen war. Der Besitzer und Direktor des Palace-Hotels wurde nämlich der Einkaufsgewohnheiten seines Hauses wegen kritisiert. Unter Aufzählung seiner Vorzüge verteidigte ein Brief in der Engadiner Post vom 6. April 1940 den berühmten freisinnigen Hotelier und St.Moritzer Bürger, Enkel des Tourismuspioniers Johannes Badrutt und Neffe des zeitweiligen Gemeindepräsidenten Peter Badrutt (1850-1907), der seit 1922 ununterbrochen dem Gemeinderat angehört hatte. Allerdings bestätigte er dabei gleichzeitig die Vorwürfe, welche zum schlechten Wahlabschneiden geführt hatten:

‹Es wäre eine unverzeihliche Undankbarkeit, wenn Herr Hans Badrutt im nächsten Wahlgang nicht die genügende Stimmenzahl erlangen würde, denn abgesehen von Fehlern, die ... jeder Mensch hat — denn manch einer in St.Moritz bedient sich auch bei der Migros und hat klingenden Namen — sind die Verdienste eines Mannes wie Herr Hans Badrutt unbestritten ... 'Bediene Dich am Ort und lasse auch die Leute etwas verdienen, welche mithelfen, die allgemeinen Lasten des Ortes zu tragen', möchten wir Herrn Hans Badrutt und allen denen, welche den gleichen Fehler begehen, zurufen, der Wählerschaft aber von St.Moritz kann nicht aufrichtig genug empfohlen werden, ihre Stimme einem verdienten Manne zu geben, der grossen Anteil daran hat, dass der Begriff St.Moritz in alle Welt hinausgetragen worden ist und heute noch hinausdringt. Dieser Mann ist Herr Hans Badrutt.›

Wie hier Weltläufigkeit und Lokales vermischt und damit gleichzeitig Vorbedingungen des Tourismus genannt werden, ist um so interessanter, als sich darob auch Regeln für das Verhalten der einheimischen Oberschicht ableiten lassen: es wird die Forderung an die lokalen Potentaten formuliert, sich gemäss ihrem Stand zu verhalten und nicht im Grossverteiler Migros einzukaufen, sondern ihren Verpflichtungen der Basis, dem örtlichen Gewerbe gegenüber gerecht zu werden. In der selben Zeitungsnummer, in welcher das für Hans Badrutt negative

Wahlresultat bekanntgegeben wurde, nahm der vergeblich Verteidigte selbst zu den Angriffen Stellung, deren Berechtigung er rundweg bestritt:

‹1. Das Palace-Hotel ist kein Kunde der Migros A.-G. 2. Wie seit vielen Jahren hat das Palace-Hotel auch diesen Winter soweit möglich in St.Moritz selbst die Waren gekauft, und es ist zu hoffen, dass dies auch weiterhin so beachtet wird. 3. Wir sind weiter informiert, dass das Palace-Hotel in normalen Zeiten im Kanton (für Lieferanten und dem Fiskus) jährlich ca. 1'000'000 Fr. bezahlte.› (eP 9. April 1940)

Kreiswahlen

Die sich verstärkende Kontrolle der Parteien über das politische Verhalten der Oberengadiner Bevölkerung, die Anpassung der Formen öffentlicher Auseinandersetzung an städtische Vorbilder, wurde am Beispiel der Gemeindewahlen von St.Moritz vorgeführt. Dass dieselbe Tendenz auch für jene politischen Bereiche gilt, die über die Gemeinde hinaus und vor allem auf das kantonale Niveau reichen, zeigten schon die ersten Kreiswahlen[11] nach dem Ersten Weltkrieg.

‹Die Existenz einer Vielzahl von Organisationen in unserer Talschaft, das politische Leben ganz allgemein und besonders die wirtschaftliche Unzufriedenheit, eine in allen Klassen des Volkes vorherrschende Nervosität und ein lebhaftes Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten in Gemeinde und Kreis, im Kanton und in der Eidgenossenschaft, bringen es selbstverständlicherweise mit sich, dass auch die Wahlen unserer administrativen und regierenden Behörden das grösste Interesse des Volkes auf sich ziehen und einen bedeutenden Moment in seinem Leben darstellen. Und folgerichtig sahen wir dieses Jahr einen eher ungewöhnlichen Wahlkampf, eine agitatorische Lebhaftigkeit ausserordentlichen Ausmasses, eine Beeinflussung des einzelnen Wählers wie noch nie bisher. Die Seele des Bürgers, der mit seinem Stimmzettel die öffentlichen Angelegenheiten nach seinem Gutdünken leitet, wurde gesucht und von allen Seiten und mit vielfältigen Mitteln bearbeitet. Jede einzelne Partei, überzeugt, das Wohlergehen des Volkes auf seine Weise zu fördern, wandte sich mit gedruckten und gesprochenen Worten an sie, um sie für ihre Ziele zu gewinnen. Wir imitierten also virtuos und perfekt die Gepflogenheiten von Grossstädten. Nicht nur die Organisationen mit

11 Der Kreis, eine der administrativen Grössen zwischen Gemeinde und Kanton (die andere ist der Bezirk, im Falle des Oberengadins der Bezirk Maloja, dem auch der Kreis Bergell angehört), ist zuständig für juridische Belange (Kreisrichter, Friedensrichter), er weist einen Kreisrat auf, bestehend aus dem Landammann (der auch das Gericht und verschiedene Kommissionen präsidiert), den Gemeindepräsidenten und Vertretern jener Gemeinden mit mehr als 1'000 Einwohnern. Die Wahlen in diese Ämter finden alle zwei Jahre statt, gleichzeitig mit der ebenfalls dem Kreis obliegenden Bestellung seiner Abgeordneten ins kantonale Parlament, den Grossen Rat.

linken Tendenzen, sogar unsere bürgerlichen Parteien adoptierten das neue System, das jene eingeführt hatten, um die Wahlen zu systematisieren und sie möglichst gemäss der eigenen Meinung durchzuführen, in der festen, ehrlichen und wohlerwägten Überzeugung, dass nur die zum Heil führt. Daraus entstand dieser ungewöhnliche und sehr animierte Wahlkampf, der sich sicher auch durch bedauernswerte Handlungen und widerliche Verdächtigungen auszeichnete, aber das liegt in der Natur der Sache, ist vorübergehend und menschlich, also nicht perfekt, sondern schwach. Die Personen selbst gehen mit unversehrter Ehre aus den Auseinandersetzungen hervor. Die Schlacht ist geschlagen, der Friede sollte ihre Frucht sein.› (fE, 6. Mai 1919)

Dass die Parteien nicht nur den Ton der Wahlen, sondern auch ihre Vorbereitung nachhaltig bestimmten, ist daraus ersichtlich, dass anlässlich der Kreiswahlen von 1929 eine Institution verschwinden sollte, welche bisher für die Bestellung der Kreisämter unerlässlich gewesen war. Bis zu diesen Wahlen war es nämlich üblich gewesen, dass ein offizieller Vorschlag ausgearbeitet wurde: Anlässlich einer vorbereiteten Versammlung von Delegierten aller Kreisgemeinden in Samedan waren diese Kandidatenlisten jeweils erstellt und die Urnengänge dann aufgrund dieser Propositionen durchgeführt worden. Ein solches Vorgehen — das rückblickend auch die Versuche offizieller Wahlvorschläge in St.Moritz erhellt — war auf Kreisebene mit dem Auftreten der politischen Parteien obsolet geworden.[12] Dennoch meldete sich zu den Kreiswahlen von 1939 in der Presse ein Kommentator folgendermassen zu Wort:

‹Die neuen Kreisstatuten sehen eine solche Versammlung nicht mehr vor. Somit bleibt es den Parteitagen der politischen Parteien vollständig überlassen, die Listen der Kandidaten aufzustellen. Wer keiner Partei angehört, hat also die Möglichkeit, in der Presse durch Inserate oder Einsendungen Vorschläge zu machen. Und doch bilden die Parteilosen

12 Der Bezirk behielt unterdessen sein Wahlmänner-System bei, so dass das Zivilgericht erster Instanz, welches auf dieser Ebene bestellt wurde, durch eine alle drei Jahre zusammenkommende Versammlung von Gemeindedelegierten bestimmt wurde. Allerdings berichtete die Presse aus Anlass der Bezirksgerichtswahlen von 1932 im Hotel Sonne von Sils-Maria, dass auch da Überlegungen zum geeigneten Vorgehen angestellt wurden: ‹Im Schosse einzelner Gruppen der auf das Mittagessen wartenden Wahlmänner hörten wir da und dort die Frage ..., ob nicht eine direkte Wahl der Bezirksgerichte durch das Volk dem bisherigen System der Wahlmännerversammlung vorzuziehen wäre. Gewiss mag eine abstrakte Betrachtung des jetzigen Wahlmodus jene Auffassung zum Teil berechtigen; indessen darf man an der Tatsache, dass es sich um eine schöne alte Tradition handelt, nicht so pietätlos vorbeigehen. Es handelt sich doch um ein Stück Volkspoesie, die unbedingt aus dem hastigen Treiben von heutzutage gerettet zu werden verdient. Und dann darf man nicht übersehen, dass solche Wahlmännerversammlungen gerade in den Gegenden, wo [wie im Oberengadin] die Kreisgemeinde nicht mehr besteht, den Teilnehmern stets eine willkommene Gelegenheit zu einem fruchtbringenden Gedankenaustausch in öffentlichen Fragen mit Vertretern aus anderen Gemeinden und Talschaften bietet.› (eP, 7.Juni 1932)

den Gewalthaufen der Wähler. Darum wäre die frühere Kreisversammlung, wo die Parteien auch ihre Vorschläge einbringen konnten, dem heutigen System vorzuziehen.› (eP, 2. Mai 1939)

Dieser demokratische Schreiber — der unerwähnt lässt, dass im Kreis Oberengadin kein Kreistag (wie anderswo üblich) die Stimmberechtigten zusammenführte, da die Kreisgeschäfte an der Urne erledigt wurden — weist darauf hin, dass das Auftreten der Parteien die Veränderung im politischen Funktionieren des Kreises bewirkt hatte. Obwohl er selbst Parteigänger ist, kann er diese Tatsache bedauern. Damit macht er klar, wie sehr die Parteien das politische Leben des Oberengadins bestimmten und dass eine Rückkehr zu den Verhältnissen von vor ihrem Auftreten auch ihm eigentlich unvorstellbar war.

Interessant war aber nicht nur die Rolle der Parteien und ihre relative Stärke, im lokalen Zusammenspiel war auch die lokale Herkunft der Richter und Deputierten von Bedeutung. Als selbstverständlich kann gelten, dass St.Moritz in den zu vergebenden Chargen jeweils gut vertreten war. Allerdings nie so, dass von einer unverhältnismässig starken Präsenz hätte gesprochen werden können. Eher das Gegenteil scheint der Fall gewesen zu sein. Erklärbar ist das einheimischen Stimmen beispielsweise mit der historisch nicht sehr prominenten Rolle, welche St.Moritz im Oberengadin gespielt hatte: *‹Vor dem Tourismus war St.Moritz eines der kleinsten Dörfer im Tal. Viel grösser und wichtiger waren S-chanf, Zuoz und auch Sils.›* Dann aber auch mit seiner vergleichsweise heterogen zusammengesetzten Bevölkerung (welche den gewichtigsten Anteil an nicht stimmberechtigten Männern und nicht im Tal gross gewordenen Erwachsenen verzeichnete[13]), die sich nicht gleichmässig für die Belange des Kreises (und des Bezirks) interessierten.

13 Die Eidgenössische Volkszählung von 1930 beziffert für die Wohnbevölkerung des Bezirks Maloja (12'177) den Ausländeranteil auf 3'072 Personen, also auf über einen Viertel. Im Kreis Oberengadin betrug der entsprechende Anteil ebenfalls über 24% (2'567 Ausländer auf 10'511 Einwohner) und in der Gemeinde St.Moritz stieg er auf fast einen Drittel (von den 3'968 Bewohnern waren 1'268 nicht Schweizer Bürger). Und sogar anlässlich der Volkszählung von 1941 betrug der Ausländeranteil in St.Moritz noch mehr als einen Fünftel.

Tabelle 14: St.Moritzer in Funktionen des Kreises Oberengadin

	Grossräte	Grossrats-Suppleanten	Kreisrichter	Kreisrichter-Suppleanten	Friedensrichter Christoffel
1921	Gartmann	Jilli	Hartmann	–	Christoffel
1923	Gartmann	Jilli, Cloetta	Hartmann	–	Christoffel
1925	Gartmann	Jilli, Suter	Hartmann	–	Christoffel
1927	Gartmann [a]	Jilli, Suter, Müller	–	–	Christoffel
1929	Gartmann	Jilli, Suter	–	H. Vital, Fluor	Christoffel, Gartmann
1931 [b]	Jilli, Suter	Spiess	–	H. Vital	–
1933	Jilli, Suter, Thoma	Spiess	H. Vital	–	–
1935	Suter, Nater, Thoma	Spiess	H. Vital	–	–
1937	Suter, Nater, Spiess	Meuli	–	H. Vital	–
1939	Suter, Spiess	Meuli, Vonmoos	H. Vital	L. Vital	Robbi

a) Die ebenfalls erfolgte Wahl Jillis wurde falsch ausgefüllter Stimmzettel wegen nachträglich rückgängig gemacht.

b) Zum ersten Mal waren anlässlich dieser Wahl im Kreis Oberengadin 8 (vorher: 6) Grossratssitze und 5 (3) Suppleantenmandate zu vergeben.

Und schliesslich schien man in St.Moritz den im Kreis zu vergebenden Ämtern und Würden auch eine bloss relative Bedeutung beizumessen. Einzig die Grossratssitze, für welche der Kreis die Wahlkonskription bildet, waren von unbestrittener Wichtigkeit. Die Bestimmung der Vertreter in Chur war denn auch der jeweils mit der grössten Spannung erwartete Teil der Kreiswahlen. In den Dreissigerjahren entsprach die Zahl der aus St.Moritz kommenden Deputierten in die kantonale Legislative ziemlich genau dem Anteil der Gemeinde an der Einwohnerzahl des Kreises, also einem guten Drittel.

Aber nicht nur auf regionaler und auf kantonaler Ebene wollten Vertreter der oberengadinischen Wirtschaft und im besonderen der Hotellerie ihren Einfluss geltend machen. 1939 versuchten gleich zwei St.Moritzer, die schon im Grossen Rat sassen, ins nationale Parlament gewählt zu werden — beide allerdings erfolglos — : der demokratische Apotheker Willy Suter und der freisinnige Direktor des Posthotels, Emil Spiess, der schon 1935 auf der Wahlliste für den Nationalrat figuriert

hatte. Die lokale Propaganda für diese beiden Kandidaten betonte weniger ihre parteipolitische Zugehörigkeit als vielmehr ihre Verbundenheit mit der Hotellerie. Sie wollten damit im nationalen Kontext zu Vertretern des Ortes und des Tals werden, welches sich also auf dieser übergeordneten Ebene momentan und personifiziert als eine Einheit verstehen konnte.

Verfassungen

Auch auf der Ebene der Kommunen und der Region hatten die engen personellen und strukturellen Verquickungen des wechselhaften wirtschaftlichen Alltages mit der umstrittenen politischen Normalität den Status der Natürlichkeit. Diese lokale Normalität determinierte Vorstellungen und bildete den Horizont kollektiver Selbstverständnisse. Den Vertretern des Tourismus waren dabei die Forderungen nach adäquater Repräsentierung in der örtlichen Offizialität ebenso selbstverständlich wie den Sozialdemokraten die Rücksichtnahme auf den Verlauf wirtschaftlicher Konjunkturen. Während den Gemeindewahlen von 1934, also mitten in der nachhaltig verspürten weltwirtschaftlichen Krise, konnten letztere deshalb ankündigen, ihren Forderungskatalog der aktuellen Situation anzupassen und den gewerkschaftlichen und parteipolitischen Kampf so lange aufzuschieben, als die Hotelgäste nicht wieder in grösseren Zahlen im Engadin auftauchten (vgl. eP, 3. März 1934). Die politische Ökonomie des Fremdenverkehrsortes St.Moritz funktionierte in einem Rahmen, über den man sich einig war und an dessen Form allfällige Forderungen angepasst wurden. Der Tourismus war dem sozialen Handeln zugleich Vorbedingung und Ziel, Instrument und zu bearbeitendes Objekt. So offensichtlich waren die politischen und sozialen Ausrichtungen auf ökonomische Bedingungen, dass in der bewegten, krisenanfälligen Zwischenkriegszeit die Verfassung der politischen Gemeinde St.Moritz verschiedentlich auf die sich verändernden Bedingungen eingestellt werden musste. Totalrevisionen wurden geplant und zum Teil durchgeführt, um die Strukturen der Gemeinde beispielsweise neuen demographischen Bedingungen anzupassen. Ausserdem führten die Änderungen der kommunalen Verfassung von St.Moritz die Modernisierung des politischen Lebens weiter, welche mit dem Auftreten der politischen Parteien eingesetzt hatte. Schon im Dezember 1918 wollte die Gruppierung der Fixbesoldeten — allerdings vergeblich — eine Totalrevision der Gemeindeverfassung vornehmen lassen. Als die Demokraten 1919 ihrerseits die Arbeiten zu einer entsprechenden Totalrevision veranlassten, äusserte sich der Fögl d'Engiadina folgendermassen zu den geplanten Neuerungen, von denen vor

allem die einzuführende Urnenabstimmung zu reden gab:

‹Dann würde die Gemeindeversammlung, wenn nicht ganz, so doch bis zu einem hohen Grad, überflüssig, wie es auch in grösseren Orten der Fall ist. Die Abstimmungen würden nach dem Urnensystem abgehalten. Wir glauben, dass es für St.Moritz kein Vorteil wäre, die Gemeindeversammlung abzuschaffen. Das öffentliche Interesse für die Gemeindeangelegenheiten ist schon jetzt sehr schwach, es würde sich noch mehr vermindern. St.Moritz ist noch zu klein für ein System, das besser zu grösseren Orten passt. Dass allerdings die Abstimmungen zahlenmässig profitieren würden, ist klar.› (8. Oktober 1920)

Im Herbst 1921 war die Revision der Verfassung noch immer nicht beschlossen, aber in drei Ausgaben des Fögl d'Engiadina (21. und 18. Oktober sowie 1. November 1921) wurde der Verfassungsvorschlag ausführlich vorgestellt und am 4. Dezember desselben Jahres von den Stimmberechtigten schliesslich angenommen. Geändert wurden an der bisher gültigen Konstitution von 1894 hauptsächlich die Zahl der Gemeindevorstände, die Dauer der Gemeindemandate und eben der Abstimmungsmodus für Sachgeschäfte. Neu sollte der Gemeinderat, der nun nicht mehr zwei, sondern drei Jahre im Amt blieb, aus 17 Mitgliedern bestehen (12 Gemeinderäte und die 5 Mitglieder des Gemeindevorstandes). Bisher hatte er sich aus 11 Mitgliedern, 4 Suppleanten und den 5 Gemeindevorständen zusammengesetzt. Im Gemeindevorstand hatten umgekehrt die 4 Suppleanten des Gemeinderates Einsitz genommen. Eine Vermischung von kommunaler Exekutive und Legislative sollte sich also auch in der neuen Verfassung halten.[14] Die steigenden Einwohnerzahlen hatten es — sehr zum Bedauern einiger Stimmen — notwendig gemacht, dass auch die Entscheidung in Sachgeschäften an der Urne und nicht mehr in Versammlungen erfolgen musste. Diese Modernisierung erlaubte es vor allem den oppositionellen Kräften, sich anonym und deshalb ohne Angst beispielsweise vor patronalen Repressionen zu äussern. Es waren hauptsächlich die Demokraten und die Sozialdemokraten, welche sich an den Urnenentscheiden interessiert zeigten, denn ihnen ermöglichte die Anonymisierung der Stimmen einen leichteren Einstieg in die kommunale Politik als wenn sie sich der Kontrolle und dem Druck einer offenen Entscheidung hätten aussetzen müssen. Als dann auch der Fögl d'Engiadina die Nützlichkeit der neuen Verfassung lobte, fand der Journalist übrigens wie selbstverständlich Gelegenheit, in diesem Zusammenhang die Hotellerie zu thematisieren: *‹Wenn das neue Gemeindereglement nun auch für die Hotellerie und die Hotels sorgen könnte, dann wäre man*

14 Erst 1990 wurden in der Gemeinde St.Moritz Exekutive und Legislative endgültig getrennt. (Vgl. Wieser 1992:594)

eine grosse Sorge los. Die Hotellerie scheint aber wieder einem ziemlich problematischen Sommer entgegenzugehen, da sie Opfer der Wechselkurse und der hohen Bahnpreise ist.› (5. Mai 1922) Damit war die eigentliche Sorge des Schreibenden benannt. Wichtiger als die nun erledigte Neuordnung der Gemeinde war deren wirtschaftliche Gesundheit. Dennoch provozierte schon 1930, also bloss acht Jahre später, ein diesmal freisinniger Vorstoss eine weitere Revision der Gemeindeverfassung, die hauptsächlich Kriterien der Wählbarkeit, das Wahlverfahren, die Kompetenzen des Gemeinderates und den Schulrat betrafen. Angenommen wurde dann am 4. Dezember 1931 ein Gegenvorschlag des Gemeinderates, der weiter ging als die Initiative und auch den Wahltermin betraf (Verlegung vom Frühjahr in den Herbst), den Beginn des Amtsjahres (neu am 1. Januar) und einige Kompetenzen des Gemeinderates (die kaum bestrittene Erhöhung der Ausgabenzuständigkeit von 10'000 auf 20'000 Franken). Diese neuerliche Modernisierung der rechtlichen Grundlagen des politischen Funktionierens der Gemeinde war schliesslich deshalb unbestritten, weil ihre touristische Notwendigkeit einleuchtete.

Schulprobleme

Ebenso stark wie personelle und parteipolitische Fragen sowie Strukturbereinigungen waren es Sachgeschäfte, welche — in Verbindung zu ersteren und teilweise als ihr Ausdruck — die politischen Auseinandersetzungen im Oberengadin auf regionaler Ebene prägten. Einige dieser Probleme wurden schon vorgeführt: hinsichtlich aufeinandertreffender kollektiver wirtschaftlicher Interessen, beispielsweise anlässlich des Streits um die Nutzung der Bergeller Wasserkraft, und anhand divergierender Vorstellungen über die Modernisierung eines so wichtigen gesellschaftlichen Bereiches wie des Transportes von Menschen und Gütern. An einem weiteren Gegenstand soll nun kurz die Art der politischen Auseinandersetzung in der Gemeinde St.Moritz veranschaulicht werden, um so einen Einblick zu bieten nicht nur in die Personalpolitik, sondern auch in die Prioritäten des öffentlichen Denkens und in seine Bedingtheit durch soziale und ökonomische Voraussetzungen.

Ein Problem, welches St.Moritz zwischen den beiden Weltkriegen einige Zeit und aus verschiedenen Anlässen beschäftigte, war die Organisierung des Schulwesens. An ihm lassen sich — unter Wiederaufnahme verschiedener bisher angesprochener Themen, aber in noch engerer Verbindung zu ihnen — Einschätzungen des Verhältnisses zur Hotellerie und einige ihrer Folgeerscheinungen nachvollziehen. So spie-

gelte sich in den Problemen des Schulbetriebes beispielsweise das Wachstum der Gemeinde wider, gleichzeitig gaben sie aber auch soziale Qualitäten dieses Wachstums und der zunehmenden Differenzierung der Ortsbevölkerung an und zwangen die Diskutierenden, Vorstellungen von der Geschichte, der Gegenwart und der Zukunft von St.Moritz zu formulieren.

Schulhäuser

Ein Leserbrief, der in der Engadiner Post vom 28. Juli 1931 gegen die wegen Platzmangel im alten Schulhaus erwogene ‹Trennung der Primarschule in Bad und Dorf› Stellung nahm, führte unter anderen soziologische (konfessionelle, sprachliche) sowie touristische Argumente ins Feld:

‹Unsere Schulverkehrssprache ist Deutsch, d.h. alle unsere Schüler, gleich ob Romanen, Italiener oder andere, verkehren miteinander in deutscher Sprache. Der Deutschsprechende ist der numerisch Überlegene, gibt den Ton an und zwingt Assimilation auf; schliesslich hat sich unser ganzer Unterricht unter diesem naturgewaltigen Druck biegen müssen, sodass wir heute in St.Moritz eine rein deutsche Schule haben. So sehr diese Tatsache vom Standpunkt als Engadiner und Romane zu bedauern ist, so sehr ist sie vom praktischen Standpunkt aus zu begrüssen. Dieses Unterrichtssystem ermöglicht am besten, für den heutigen Lebenskampf bewegliche und tüchtige Menschen heranzubilden. Die Romanen und Italiener sind es, die dabei profitieren, indem sie leicht und unbemerkt eine Hauptsprache erlernen, die für sie von entscheidender Bedeutung ist.›

Gegen die Trennung der Schule äusserte sich der Briefschreiber A.C. (Arthur Caflisch, der Schriftsteller, welcher zwischen 1923 und 37 an der St.Moritzer Primarschule unterrichtete) auf diese Weise, weil vor allem die italophonen Schüler aus dem Dorfteil Bad weniger gut Deutsch lernen würden, da sie nicht mehr unter dem förderlichen Einfluss von muttersprachlich deutschen Schülern stünden. Und dadurch, so die Befürchtungen, hätte die geplante Schultrennung den *‹Gegensatz Dorf-Bad in unheilvoller Weise›* verschärft. Dies schon deshalb, weil die Unterschiede der Sprache und des Wohnortes auch mit anderen zusammenfielen: *‹Über kurz oder lang müsste die Trennung zur konfessionellen Schule führen, ein Faktor, der zur Befriedung einer politischen Gemeinde ebenfalls nicht sehr geeignet wäre. Eine Badschule, in der Hauptsache von italienischen Schülern besucht, könnte Anlass zu sehr unerwünschter Einmischung ausländischer Tendenzen führen.›* Als letzten, wohl aber nicht geringsten, Grund für die Beibehaltung einer einzigen Schule führt A.C. *‹vom Standpunkt des Kurortes›*

folgendes an:

‹Aus dem Gesagten geht hervor, dass bei einer Trennung die Schule im Dorf von unseren Leuten stark bevorzugt würde. Das hätte zur Folge, dass manche Eltern mit Rücksicht auf ihre Kinder vom Bad nach dem Dorf übersiedelten. (Ich persönlich würde es auch tun.) Die Wohnungen im Bad müssten an Marktwert verlieren, und das St.Moritz-Bad wäre des allmählichen Verlassenwerdens ausgeliefert, gerade in dem Moment, wo man mit grossen Aufwendungen an den Wiederaufbau herangehen will. Das hiesse wahrlich: Oben aufbauen und unten niederreissen; denn offen gestanden: vom Standpunkt der Kurortsinteressen aus kann es nicht so ganz gleich sein, was für Leute im neuaufgemachten Bad wohnen.›

Hatte der Autor die Germanisierung der Gemeindeschule, und damit die touristische Industrialisierung des Ortes, noch als Produkt eines ‹naturgewaltigen Druckes› bezeichnen können, so schienen ihm die weiteren Entwicklungen von St.Moritz dagegen als durchaus lenkbare. Die Vorteile der Beherrschung der deutschen Sprache bestanden in ihrer praktischen Nutzbarkeit im 'Lebenskampf'. Die Nachteile einer allzu starken Präsenz italophoner Arbeiter und Angestellter dagegen entsprangen dem Kontrast zu den Vorstellungen exklusiver Freizeitgestaltung, welche der Ort den Gästen ermöglichen wollte. Was sich in der Einschätzung der relativen Nützlichkeit zweier Sprachen zeigte, war nicht eine Bewertung dieser Sprachen und der Kultur ihrer Sprecher, sondern der Wunsch nach einem Gewerbe, welches die ihm notwendigen Arbeitskräfte vor allem als solche, nicht aber als Teilnehmer am sozialen Leben verstehen darf. Es ist nicht vor allem eine — nach der Germanisierung — weitere sprachliche Majorisierung der Romanen, welche befürchtet wurde, sondern eine soziale Veränderung der Wohnbevölkerung im Ferienort. Das (erfolgreiche) Verhindern des Eindringens der italienischen Sprache in die institutionelle Offizialität der Gemeinde war eigentlich das Bemühen darum, Teile der dem Funktionieren des Tourismus notwendigen Arbeit unsichtbar zu belassen. So wie die Hotelangestellten während ihrer Arbeitszeit sichtbar sein sollten — wenigstens jene, welche ihre Dienste in direktem Kontakt mit den Gästen verrichteten —, sonst aber möglichst aus dem Bild des Ortes ausgeschieden wurden — die segregierte Wohnweise, saisonale und tägliche Arbeitszeiten, Gebote und Verbote, soziale Hemmungen und finanzielle Möglichkeiten trugen dazu bei (vgl. Fischbacher 1991) —, so sollten die Angestellten von Zulieferbetrieben, welche festen Wohnsitz in St.Moritz hatten, möglichst nicht das freizeitliche Bild des Oberengadins stören. Vertreter auch nur indirekt mit dem Fremdenverkehr verbundener sozialer Gruppen — wie eben beispielsweise die

Lehrerschaft — konnten sich darüber besorgt zeigen, dass die Industrialisierung des Tourismus diesen selbst wieder gefährdete, wenn die Notwendigkeit von Infrastrukturen bestritten wurde, die nicht den Gästen dienten. Dass diese Probleme aber auch als pädagogische formuliert werden konnten (mit allerdings ihrerseits weit über den schulischen Bereich hinausweisenden Auswirkungen), zeigte eine öffentliche Intervention des St.Moritzer Schulrates, der sich am 30. Juli 1931 in der Engadiner Post zu Wort meldete, ebenfalls gegen die Trennung der Schule sich aussprechend und die Sprachenfrage zu einem zentralen Punkt seiner Ausführungen machend:

‹Da [im eventuell zu bauenden Badschulhaus] vor allem das italienische und romanische Element (70 bis 80%) [vertreten wäre], so liegt es auf der hand, dass die Verdrängung des Deutschen stattfindet, und das liegt weder im Vorteil der Kinder deutscher noch italienischer und romanischer Zunge, wenn auch die Eltern italienischer Nationalität auf die Erlernung des Deutschen nicht so viel Gewicht legen wie die Bergeller und Puschlaver. Naturgemäss müsste die Badschule in sekundären Rang verfallen, sie könnte der Dorfschule nicht standhalten. Die Folge bestände darin, dass die bessern Schüler wegblieben, und auch diejenigen, deren Eltern es um eine möglichst gediegene Erziehung ihrer Kinder zu tun ist. Wir kennen jetzt schon eine Anzahl Eltern, die ihre Kinder von Anfang an nicht in die Schule ins Bad schicken würden. Die weitere Folge: Kampf, Unzufriedenheit, Dissonanzen, die grössere Nachteile nach sich ziehen würden, als man sich heute ausdenken mag. Das haben wir wahrlich nicht nötig!›

Der Schulrat kam aus diesen Gründen - die sich auffälligerweise auch auf die Trennung der italienischsprachigen Bevölkerung in einen schweizerischen (bündnerischen) und einen italienischen Teil stützten — zu folgenden Schlüssen: Er *‹lehnt eine Trennung der Schule nach Dorf und Bad ab. Von einer Erstellung eines Primarschulhauses in St.Moritz-Bad und der Schaffung von italienischen Klassen sollte abgesehen werden.›* Offensichtlich hatte also die Forderung bestanden, die italienischsprachigen Kinder in ihrer Muttersprache zu unterrichten. Da schliesslich kein italophoner Lehrer angestellt wurde, rief dann das italienische Konsulat die Schule und Weiterbildungsstätte 'Dopo Lavoro' ins Leben, um ihren Staatsbürgern die Möglichkeit eines Kontaktes mit der Kultur ihres Herkunftslandes zu bieten. (Vgl. Brunies 1970) Was das offizielle St.Moritz seinen italienischsprachigen Einwohnern verwehrte, suchten diese — wenigstens die Italiener unter ihnen — also durch die Einrichtung paralleler Institutionen dennoch zu realisieren.[15]

15 Zur Zeit dieser Diskussionen waren 28% der Bevölkerung der Gemeinde italieni-

Für die Trennung der Primarschule war der Gemeindevorstand eingetreten. Ihm war die Integration und Kontrolle der Bevölkerung und hauptsächlich der Jugend zwar ebenfalls wichtig. Aber er hatte eben auch für die Schulgebäude zu sorgen und war auf so grosse Schwierigkeiten gestossen, im Dorf geeignetes Baugelände zu erschwinglichen Preisen oder Mietmöglichkeiten zu finden, dass ihm der Bau eines Schulhauses im Dorfteil Bad noch als die einfachste Lösung erschien. Ein Angebot für eine Parzelle am See zu einem Quadratmeterpreis von fast 30 Franken schien zu hoch, Verhandlungen über Boden oberhalb des Dorfes scheiterten am Widerstand eines nicht verkaufswilligen Besitzers. Allerdings kreuzte sich der Plan zum Schulhausbau mit touristischen - genauer: verkehrstechnischen - Interessen, denn das Gelände, welches am geeignetsten schien, wurde von der Rhätischen Bahn beansprucht, die erklärte, *‹dass, solange das Projekt einer Malojabahn pendent sei, dieser Platz für die Erstellung der Geleiseanlage für den Bahnhof St.Moritz-Bad notwendig sei, und dass man bis zum Entscheid über diese Angelegenheit den Platz reserviert halten müsse.› (eP, 15. August 1931)* Otto Cloetta, der Besitzer der erwähnten, für zu teuer befundenen Parzelle, meldete sich seinerseits in der Presse zu Wort und legte seinen Standpunkt dar, ohne seine finanziellen Überlegungen zu verhehlen: *‹Mit Brief vom 25. April 1930 anerkennt der tit.Gemeindevorstand ausdrücklich die zentrale Lage des Platzes. Die Rekurskommission des Grossen Rates hat ihn s.Zt. als den schönsten Punkt am See erklärt. Ich überlasse es nun anderen Bodenbesitzern in St.Moritz, zu beurteilen, ob mein erstmals verlangter Preis von 28 Franken pro m^2 für einen so schönen Bauplatz übersetzt war oder nicht.› (eP, 22. August 1931)*[16] Als dann 1935 eine Parzelle gekauft werden konnte,

scher Muttersprache (1'116 der 3'968 in St.Moritz wohnenden Personen). Der Anteil schulpflichtiger Kinder geht aus den Erhebungen der Eidgenössischen Volkszählung von 1930 allerdings ebenso wenig hervor wie das Verhältnis zwischen italienischen und schweizerischen Italienischsprachigen.

16 Ein Rückblick auf die Überlegungen zu einem Schulhausbau in den späten Zwanziger- und frühen Dreissigerjahren schildert die Versuche zum Landkauf, indem er klarmacht, dass es sich bei den in Frage kommenden Landbesitzern um Personen und Familien des engen Kreises von St.Moritzer Einwohnern und Bürgern handelt, welche die Geschicke der Gemeinde nachhaltig mitbestimmten und verschiedentlich auch in Behörden gewählt worden waren: ‹Zu jener Zeit wurde heftig um die Frage einer Trennung der Schule zwischen Dorf und Bad diskutiert. Man sah einen Neubau in zentraler Lage zwischen den beiden Dorfteilen vor. Dazu kam der Ankauf des Hotels Bellevue, für das die Gemeinde Fr. 420'000.— bezahlt hätte, oder eine Parzelle in Grevas, die Otto Cloetta gehörte, in Frage. Der Preis von Fr. 375'000.—, den dieser verlangte, war den Gemeindehäuptern aber zu hoch. Dafür verkaufte er der Gemeinde den Spielplatz und später leider auch den Parkplatz Quadrella für ganze Fr. 35'000.—! Man erwog auch den Bau eines Schulhauses in Salet. Die Gemeinde stand schon in Verhandlungen mit der Besitzerin des Bodens, der Familie Robbi, als die Rhätische Bahn gegen dessen Verkauf Einspruch erhob. Sie hatte diese Parzelle nämlich für den eventuellen Bau einer Station St.Moritz-Bad in

geschah dies schon wieder im Schatten von Entwicklungen, die in St.Moritz nicht bloss ihre Form, sondern ihre Existenz überhaupt der Hotellerie und dem Tourismus verdanken: Die Privatisierung des Verkehrs, die im Kanton Graubünden so umstritten gewesen war, hatte in den Vertretern der Hotellerie ihre initiativesten Anwälte gefunden. So knapp war der Boden in St.Moritz sogar während ökonomischen Krisen, dass der Schulhausbau mit Plänen zum dringend notwendigen Ausbau des Strassennetzes in der stetig stärker von Autos befahrenen Gemeinde in Konkurrenz kam. Bis das neue Schulhaus, die umgebaute Villa 'Quadrella'[17], bezogen werden konnte, mussten oder durften Private einen Teil der öffentlichen Aufgabe übernehmen und den fehlenden Schulraum zur Verfügung stellen:

‹Seit Jahren aber herrscht in der Schule wieder Platzmangel, sodass man sich mit provisorischen Schulräumlichkeiten in der Pension Gartmann sowohl als auch im Hause Gaudenzi verhelfen musste. Eine definitive Lösung der Schulhausfrage konnte, trotzdem die Behörden schon verschiedentlich an sie herangetreten sind, bis heute noch nicht gefunden werden. Abgesehen von der Platzfrage wird sie heute wohl auch durch die finanzielle Lage der Gemeinde erschwert und somit eine weitere Verschiebung erfahren müssen. Auch die alle Erwartungen übersteigende Zunahme des Automobilverkehrs hat die Gemeinde vor neue Aufgaben gestellt, und immer mehr zeigt sich die Notwendigkeit einer sogenannten Entlastungsstrasse «Quadrellas», deren Erstellung nun nach erfolgter Expropriation in Angriff genommen werden soll, sobald es die Jahreszeit gestattet. ... [Die Gemeindebehörde] bezeichnet diese Erwerbung ausdrücklich als eine Zwischenlösung, die die endgültige Lösung der Schulhausfrage in keiner Weise präjudizieren soll.› (eP, 14. März 1935)

Konfessionelles

Die baulichen und sprachlichen Probleme der Dorfschule waren aber nicht die einzigen, welche in diesem Sommer 1931 verhandelt wurden: Konfessionelle Disparitäten, die sich mindestens teilweise mit den sprachlichen deckten, waren ihrerseits Anlass zu Forderungen eines Bevölkerungsteils. Die Katholiken von St.Moritz, die sich vor allem unter der deutsch- und italienischsprachigen Wohnbevölkerung fan-

Aussicht genommen, falls die Bahn einmal bis Maloja verlängert werden sollte! Auch dieses Projekt für eine neue Schule verlief im Sande.› (Margadant 1970)

17 Die Beziehung dieses Schulhauses — dessen Kauf ja auch durch Ausbaupläne der an ihm vorbeiführenden Strasse motiviert war — zum privaten Verkehr hielt bis 1968 an, als die Villa einem Parkhaus weichen musste. Das gegenwärtig in Gebrauch stehende St.Moritzer Schulhaus wurde übrigens 1970 auf jener Parzelle in Seenähe gebaut, welche dem Gemeindevorstand in den Dreissigerjahren als zu teuer erschienen war.

den, fühlten sich schon in den politischen Ämtern untervertreten und wollten nun in der Beamtenschaft wenigstens minimal repräsentiert sein. Im Juli 1931 wählte die Gemeinde drei neue Lehrer. Da von diesen nur einer einen Abgang ersetzte, bedeutete die Wahl eine Vergrösserung der Lehrerzahl.[18] Eine solche war nicht bloss der wirtschaftlichen Lage der Hotellerie und damit des ganzen Ortes wegen problematisch; auch das Wahlresultat selbst wurde vor dem Hintergrund der sozialen Realität interpretiert und gab zu weiteren Beanstandungen Anlass. Die Katholiken hatten nämlich verlangt, dass mindestens einer der insgesamt 13 Lehrer ihrer Konfession zu sein hätte. Die Begründungen dafür waren statistische, wenn erwähnt wurde, dass die 156 katholischen Primarschüler fast die Hälfte des Gesamtschülerbestandes bildeten; dann aber wirtschaftliche und nationale: das Verhältnis zwischen den Konfessionen wurde am Tourismus dargestellt, wo die protestantische Mehrheit sich durchaus nicht diskriminierend verhalte; und die nationale Einheit der Schweiz wurde ins Feld geführt, um die Notwendigkeit konfessionellen Respekts zu betonen:

‹Wir ... [sind] nicht gewillt ..., weiter eine solche ungerechte Verteilung zu ertragen, da die Lehrkräfte bezahlt werden aus den Schulgeldern der katholischen wie anderer Konfessionen; in unserer Zeit der Not wird das Geld auch von katholischen Gästen von unserer bedrängten Hotellerie gerne angenommen. Es tut uns besonders leid, dass wir diese Behandlung erfahren mussten, fast am Vorabende des Bundesfestes, wo wir als Schweizer alle uns freuen über unser Staatswesen, und wo die Einheit und Brüderlichkeit, in Worten!, so sehr gepriesen werden.› (eP, 1. August 1931)

Personelle Fragen, welche die Schule zum Anlass hatten, wurden auch dann einigermassen heftig behandelt, wenn sie nicht die Lehrerschaft betrafen. Die Wahlen in den Schulrat waren in den Dreissigerjahren umstritten — wie 1930, als der Schulrat in corpore zurücktrat, weil gegen seinen Willen ein Lehrer vom Gemeinderat bestätigt worden war — und unter anderem deshalb bedeutungsvoll, weil sie wieder Anlass gaben zur Forderung einer adäquaten Vertretung der beiden Konfessionen im Gremium. Ein erster Versuch, einen Katholiken in den Schulrat zu bringen, war ebenfalls 1930 trotz einer Zweierkandidatur misslungen, also zu einer Zeit, als noch keine politische Partei die spezifischen Interessen des katholischen Bevölkerungsteils verteidigte. Und auch 1935, nachdem christlichsoziale Parteivertreter in den Gemeinderat gewählt worden waren, gelang es dem Kandidaten der konservativ-christlichsozialen Partei nicht, im Schulrat Einsitz zu nehmen. Erst

18 Begründet wurde die Notwendigkeit der Einstellung neuer Lehrer mit den Schülerzahlen: I.Kl. 46, II.Kl. 47, III.Kl. 53, IV.Kl. 47, V. Kl. 30 (vgl. eP, 30. Juli 1931).

1937, anlässlich einer Ersatzwahl und dank der Tatsache, dass keine der anderen politischen Parteien einen Kandidaten ins Rennen schickte, wurde ein katholisches Mitglied in den Schulrat gewählt. Die St.Moritzer Gemeindeschulen zählten damals 361 Schüler, mit 193 bildeten die Katholiken unterdessen sogar eine knappe Mehrheit.[19] Der gewählte Kandidat Genelin war aber nicht nur Katholik, sondern auch Direktor des Hotels Schweizerhof. Die so krass untervertretene katholische Mehrheit fand hier Zugang zu Ämtern in der Gemeinde, indem sie einen ihrer Vertreter vorschlug, der gleichzeitig den wichtigsten St.Moritzer Wirtschaftszweig repräsentierte. Erst eine Strategie, welche auf die wirtschaftlichen Gegebenheiten Rücksicht nahm, führte auch konfessionell bedingte Absichten zum Erfolg.

Freizeit

Die Beziehungen des Schulwesens zum Tourismus waren eng, und zwar personell — im Schulrat sassen immer wieder auch andere Hoteliers als der 1937 gewählte Genelin — wie organisatorisch - zwei wichtige in den Dreissigerjahren vorgenommene Änderungen des Schulwesens wurden nicht zuletzt mit den Bedürfnissen des Fremdenverkehrs und der Notwendigkeit einer Anpassung an diese begründet. 1931 war die Jahresschule eingeführt worden — Unterricht wurde nun nicht mehr ausschliesslich in den Wintermonaten erteilt — und 1938 stellten die St.Moritzer Schulen ihren Betrieb unter gleichzeitiger Verkürzung der Sommerferien auf Frühlingsanfang um. Beide Wechsel hatten insofern mit der Hotellerie zu tun, als sie mit der Verbesserung der Ausbildung begründet wurden, welche angeblich eine unabdingbare Pflicht für einen Touristenort darstellten. Die zweite Änderung wurde ausserdem damit gerechtfertigt, dass die Ferien der St.Moritzer Schüler teilweise in die Zwischensaison fallen sollten, um so den Eltern der Gemeinde ihrerseits Ferien mit ihren Kindern zu ermöglichen. Die Schliessung der Schulen sollte sich dem Rhythmus der Hotelschliessungen anpassen. Vorbild für die Verkürzung der bisher viermonatigen Sommerferien waren hier wieder die mittelländischen Zentren, mit welchen St.Moritz diesmal in positiven Vergleich gestellt wurde: ‹*St.Mo-*

19 Der katholische Anteil an der Gesamtbevölkerung, der zu einem guten Teil von Arbeitern und Angestellten in minderen Positionen gebildet wurde, war den Wechseln der ökonomischen Bedingungen besonders stark unterworfen: 1930, vor der grossen Krise der frühen Dreissigerjahre, waren 2141 Personen der Einwohnerschaft von 3968, also fast 55%, katholischer Konfession. 1941, also schon während des Zweiten Weltkrieges, war dieser Anteil auch wegen Ausreisen von Ausländern (ihre Zahl war von 1368 auf 523, ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung von fast 35% auf weniger als 22% gesunken) auf gute 47% geschrumpft, denn nur noch 1142 der in St.Moritz lebenden 2418 Personen waren nun katholisch.

ritz mit seinem Kurortleben, wo Vater und Mutter im Hotel oder Geschäft, in der Werkstatt oder auf dem Bureau usw. arbeiten, darf füglich mit einem Industrieort verglichen werden.› Aus diesen Voraussetzungen und der Beeinflussung durch das schlechte Beispiel *‹wie es sich leider in einem Kurort nicht vermeiden lässt›* ergibt sich die Schwierigkeit, die Kinder *‹zu arbeitsfreudigen Menschen zu erziehen. Durch die langen Sommerferien wird den Eltern und Lehrern die Erreichung ihres Zieles, das da lautet: Erziehung ihrer Zöglinge zu sittlich-religiösen Gliedern der Menschheit, erschwert.› (eP, 24. Mai 1938).*

Mit der Regulierung des Unterrichts und der Anpassung der Schule an die sozialen Verhältnisse im Ort erschöpften sich die Zuständigkeiten und Sorgen der St.Moritzer Schulbehörden und Erzieher nicht. Auch die Freizeit der Schüler musste zum Teil von öffentlichen Stellen kontrolliert werden. Die (zeitliche und) strukturelle Harmonisierung des Schulwesens mit den Bedürfnissen der Hotellerie und mit den von ihr geschaffenen sozialen Bedingungen war also eines. Etwas anderes war die Angleichung des freizeitlichen Verhaltens von Einheimischen, und besonders von Kindern, an die Lebensweisen, die dank des Tourismus im Oberengadin Eingang gefunden hatten. Die Begründungen für die Beibehaltung der Differenz zwischen dem Verhalten der Hotelgäste und jenem der Wohnbevölkerung taten sich schwer, denn sie mussten oder wollten den einen etwas untersagen, was diesen andere vorführten, was als Freizeitbeschäftigung der Touristen nicht kritisiert werden durfte und sogar gefördert wurde. Im Zentrum entsprechender Diskussionen stand die sportliche Betätigung, vor allem die Nutzung der Hänge zum Skifahren, der Wintersport im allgemeinen. Ende 1931 wurde in St.Moritz eine Disziplinarordnung für die Gemeindeschulen zur Abstimmung vorgelegt, welche den schulpflichtigen Kindern die Teilnahme an sportlichen Wettkämpfen verbot und ihnen die Mitgliedschaft in den (Sport)Vereinen untersagte. Am 13. November wurde das Reglement ‹mit sehr grossem Mehr› akzeptiert (vgl. eP, 14. November 1931), nachdem der Schulrat und eines seiner Mitglieder sich zuvor in der Presse für seine Annahme stark gemacht hatten. Immer musste dabei dem Vorwurf der Sportfeindlichkeit begegnet und zwischen pädagogischen sowie touristischen Interessen vermittelt werden:

‹Die sich in den letzten Jahren immer mehr häufenden Auswüchse — sie sind zu einer eigentlichen Störung des Schulbetriebes geworden — durch die Teilnahme der Dorfjugend an Skiwettrennen, Sprungkonkurrenzen usw., mussten bei aller Würdigung der sportlichen Bedeutung unseres Kurortes zu einem prinzipiellen Verbote führen. Ordnungsgemässer Schulbetrieb und nicht zuletzt Schutz der Gesundheit der Schüler

sind Faktoren, die bei dieser ganzen Frage erheblich in Frage kommen.› (eP, 7. November 1931)

Verboten wurde der einheimischen Jugend mit dem gleichen Reglement auch der Verkauf von Programmen, das Vertragen von Reklamen und das öffentliche Sammeln von Geldern, da sich Eltern und Passanten durch diese — im Vorfeld von Sportveranstaltungen sich abspielenden – Aktivitäten gestört fühlten. Nicht untersagt wurde den Schülern hingegen die Betätigung als Ausläufer: die Arbeit für einen individuellen Verdienst wurde also milder beurteilt als die 'exzessive' sportliche Betätigung während der Freizeit. Die Arbeit schien den Behörden eine bessere Vorbereitung auf das Erwachsenenleben als der Sport. Dessen Befürworter trauten diesem allerdings die selben Qualitäten zu und sahen in seiner Ausübung ausserdem schon fast eine Pflicht, welche zum Wohle des Rufes der Gemeinde als Fremdenverkehrsort erfüllt werden musste. Der Kurort war damit zum Sportort geworden - auch wenn im Gemeinderat gleichzeitig über Sondierbohrungen debattiert wurde, welche dem Bad zu neuer Attraktivität verhelfen sollten. Die Aktivität war nun eine auch freizeitliche Selbstverständlichkeit. Die Angleichung einheimischer Freizeitbetätigung an das Verhalten der Gäste war aber insofern nicht unproblematisch, als letztere eben bloss ferienhalber in St.Moritz weilten und ihr üblicher Alltag nicht wahrgenommen werden konnte. Ein Mitglied des Schulrates wehrte sich gegen die Kritik des Eishockey-Clubs, der ‹gewissen Instanzen› zu wenig Verständnis für sportliche Belange vorgeworfen hatte, indem es befürchtete,

‹dass eben Sport und Sportrekorde dem jungen Menschen leicht zur Hauptsache werden, dass sie ihn beschlagnahmen ... Doch halt! Wir leben ja in St.Moritz, und das will im Sinne des Einsenders vom Eishokkey-Club heissen: St.Moritz, das Weltsportzentrum, soll seiner Jugend nicht verbieten, sich in ehrlichem Wettkampf zu messen. Nun entsteht aber die Frage: 'Sollen wir unsere Jugend zu tüchtigen Sportrekordleuten erziehen oder zu Menschen im besten Sinne des Wortes, die den ernsten Aufgaben des Lebens unserer ernsten Zeit gewachsen sind?' Beides kann ja vereinigt werden, höre ich einwenden, und sage: Gewiss, aber die Gefahr ist gross, dass dann die Sporterziehung überwiegt, diese den ganzen Menschen in Beschlag nimmt, so dass er für nichts anderes, höheres, mehr Sinne hat und dann ... ist es traurig. (eP, 10. November 1931)

Ein Jahr später tauchte das Thema der sportlichen Betätigung der einheimischen Jugend und ihrer Mitgliedschaft in Vereinen wieder in der Presse auf. Auf der selben ersten Seite der Engadiner Post vom 3. November 1932, welche das Sportprogramm der Wintersaison bekannt-

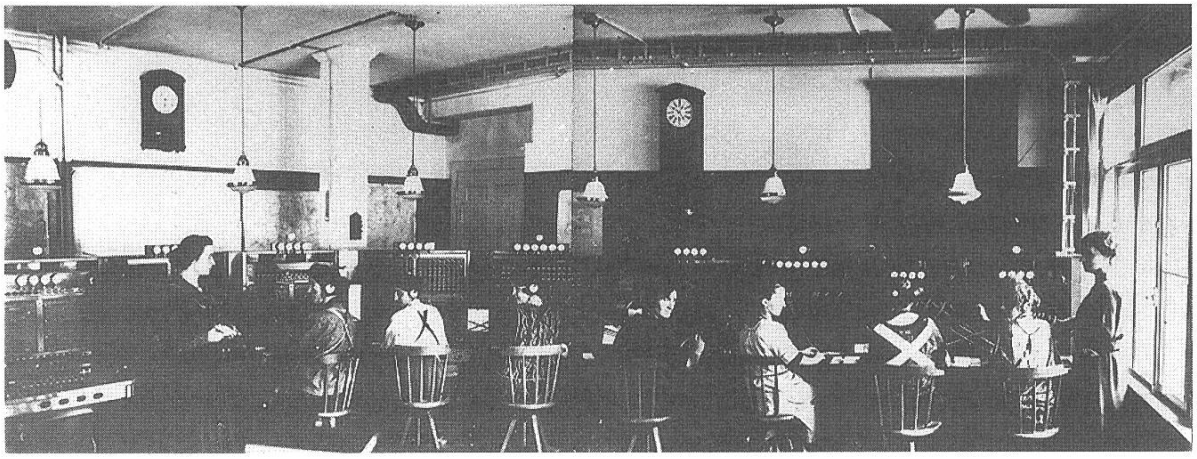
gab, wünschte ein Einsender, dass seine *‹Ausführungen als eine ernst gemeinte Mahnung im Interesse der auch für St.Moritz sehr wichtigen Frage der zukünftigen Gestaltung des Sportes als eines nicht zu unterschätzenden Faktors in unserer Volkswirtschaft von möglichst weiten Kreisen unserer Bevölkerung beherzigt werden›*. Eine lange Replik erhielt dieses Votum in der Engadiner Post vom 10. November 1932 durch ein Mitglied des Schulrates. Einleitend bestätigte sie die Bedeutung des Sports für den Tourismus, dann zitierte sie aber aus der Disziplinarordnung der Gemeindeschulen, und schliesslich wurde darauf hingewiesen, dass die Dorfjugend durchaus viel Sport treibe, und zwar eben auch ohne Mitgliedschaft in Sportvereinen. Das Bedürfnis der Vereine, ihre Mitgliederbestände zu stärken, entsprach einer Logik, die im Dorf durchaus bekannt und für richtig befunden, im sportlichen Zusammenhang aber dennoch nicht unbestritten war. Was mit dem Mitgliedschaftsverbot erreicht werden sollte, war offensichtlich eine Trennung der einheimischen Lebensweise von touristischen Vorbildern. Die Bedeutung sportlicher Aktivitäten wurde vom Schulrat auch mit dem Hinweis darauf relativiert, dass die zu Ausbildungszwecken nach der Schulpflicht zeitweilig ortsabwesenden Einheimischen *‹meistens schon so viel Beschäftigung und Sorgen [haben], dass sie sich nicht mehr so intensiv in ihrem früheren Sport betätigen können› (eP, 10. November 1932)*. Die Trennung der Gäste von den Einheimischen, welche durch den Sport unklar zu werden drohte — als Bergführer oder Skilehrer taten Einheimische zwar das selbe wie ihre Gäste, sie gingen aber dabei einer Arbeit nach, ihre Motivation war also eine ganz andere als die ihrer Kunden — ‚war mit einem politischen Beschluss, der Einführung einer neuen Disziplinarordnung, deutlich gemacht worden. Das Ausüben von Sommersportarten seinerseits war zum Teil so eng mit der Hotellerie verbunden, welche eben über die notwendigen Installationen verfügte, dass die Durchmischung einheimischer Sporttreibender mit den Gästen gering blieb.[20] Diese von einem Teil der einheimischen Bevölkerung für notwendig gehaltene Segregation zeigt an, wie schwierig es für die lokale Elite bisweilen war, für die indigene Gesellschaft eine Distanz zum touristischen Alltag zu formulieren, welche beide nicht gefährdete. Der Tourismus war zwar unersetzlich, und niemand befand sich in Gegnerschaft zu ihm, das hiess aber nicht, dass

20 ‹Was nun den Tennissport anbelangt, so ist das Fehlen an prominenten einheimischen Spielern dem Umstande zuzuschreiben, dass ihnen die Tennisplätze vor und nach der Saison immer nur kurze Zeit zur Verfügung stehen. Während der Saison schrumpft die Spielgelegenheit für Einheimische naturgemäss auf ein Minimum zusammen. Auf denselben Übelstand stossen wir auch beim Golfsport, wo der späte Grasschnitt einer- und das frühe Düngen anderseits die Spieldauer arg einschränken.› (eP, 3. November 1932)

die Trennlinie zwischen einheimischem Leben und dem Zeitvertreib der Gäste nicht immer wieder neu — und eben auch von politischen Instanzen — hätte gezogen werden müssen.

Es stellte sich den pädagogischen Spezialisten — und nicht nur ihnen — die Frage nach der Verträglichkeit der Anwesenheit auswärtiger Gäste und ihrer Gepflogenheiten mit der einheimischen Kultur. Vor allem die Vertreter der Sportvereine sahen dieses Verhältnis unproblematischer, ihnen war die Präsenz von Gästen eine Selbstverständlichkeit und der Versuch einer strengen partiellen Abschottung falsch, weil sie den Tourismus gefährdete. Die angeblich verschämt moralisierende Abwehr der freizeitlichen Neuerungen und Vermischungen kam denen unnütz, verfehlt oder sogar schizophren vor, welche der lokalen Gesellschaft die Integration neuer Freizeitformen durchaus zutrauten und glaubten, dass sie von der Konfrontation mit Lebensweisen, die durch den Tourismus nach St.Moritz kamen, nichts zu befürchten hätte. Die Modernisierung der sozialen Verhältnisse schien allen wünschenswert, den einen allerdings bloss in Hinblick auf das Verhältnis zu den Gästen und deren Betreuung, den anderen auch für sich.

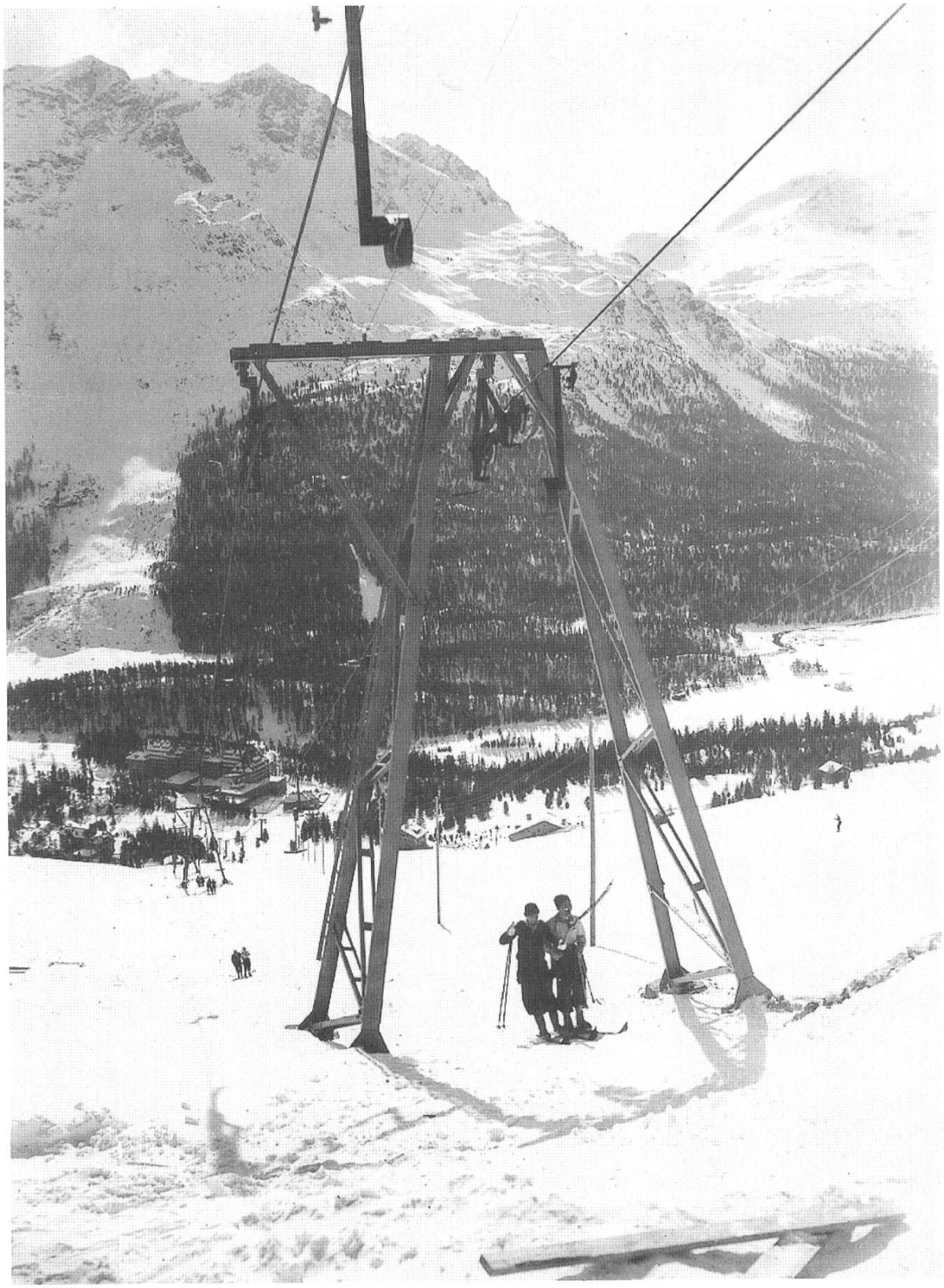
Hier, wo die lokale Kultur explizit zum Thema gemacht werden musste, zeigt sich die oberengadinische und besonders die St.Moritzer Gesellschaft auf eine Art, dank welcher sich immer wieder ihre ideologischen Fundamente und die darauf ausgetragenen Konflikte sichtbar machten. Um Kultur im engeren Sinn, um deren einigende Kraft und um ihre teilenden Funktionen sowie um die Schwierigkeiten, welche sich bei den einheimischen Versuchen ihrer Darstellung ergaben, soll es im nächsten Kapitel gehen.



Frauen in der St.Moritzer Telephonzentrale (Lokalbatterie) vor 1929. Die Zahlen der Telephonanschlüsse von St.Moritz entwickelten sich schnell: 1890:42; 1900:156; 1910:293; 1920:462; 1937: 2577 (Schweiz. PTT-Museum, Bern)



Offenes Postauto vor einer ‹Extra-Fahrt› in der Zwischenkriegszeit von St.Moritz nach Maloja (Schweiz. PTT-Museum, Bern)



Die 1935 eröffnete Skiliftanlage auf Suvretta, St.Moritz (Kulturarchiv Oberengadin, Samedan)

III. Sozialer Alltag

Die ökonomische Abhängigkeit des Oberengadins von einer sehr spezialisierten Wirtschaft und von wenig beeinflussbaren, oft diffusen, aber durchaus wirksamen Rahmenbedingungen, lässt sich für die Zwischenkriegszeit an der Mehrsprachigkeit der Region, der 'Anderssprachigkeit' der Einheimischen besonders anschaulich darstellen. Auch die Gestalt und Geschichte einiger Institutionen nahmen im Hinblick auf die touristischen Gegebenheiten von St.Moritz Form an, gliederten und trugen aber ihrerseits die lokale Gesellschaft. Das Museo Engiadinais beispielsweise verfolgte gleichzeitig heimatschützerische Ziele und touristische Absichten. Es steht damit am Kreuzungspunkt zweier Interessen, deren Verträglichkeit es durch seine Existenz zu belegen scheint. Auf ihre Weise bewahrenden, dann aber auch innovativen Charakter haben andere lokale und regionale Institutionen: die Vereine der Gemeinden und der Talschaft verdanken ihre Existenz zum Teil der Hotellerie oder förderten sportliche Aktivitäten, die touristischen Interessen zugute kamen, sahen sich manchmal aber gerade durch die Konsequenzen des Fremdenverkehrs gefährdet. Doppel- und Mehrfachmitgliedschaften in Vereinen knüpften das soziale Netz in den Gemeinden und im Tal noch enger, schufen gegenseitige Verpflichtungen und Abhängigkeiten, auf welche die Protagonisten sich jederzeit berufen konnten. Das gesellschaftliche Leben der einheimischen Bevölkerung stand noch da in enger Beziehung zum Tourismus, wo es durchaus nicht auf diesen Rücksicht zu nehmen brauchte. Umgekehrt wurden seine öffentlich sichtbaren Manifestationen auf ihre touristische Verwertbarkeit hin geprüft. Das passendste Beispiel für eine Nutzung einheimischer Traditionen zu gewerblichen Zwecken sind wohl die Schlittedas, welche auf Kalenderblättern oder Tourismusprospekten die bäuerliche oberengadinische Kultur und die Hotellerie gleichermassen repräsentieren. Es geht in diesem Kapitel darum, an weiteren Bereichen zu zeigen, dass 'der Tourismus' und 'die engadinische Gesellschaft' nicht zwei getrennte Grössen sind, die aufeinanderstossen: das Oberengadin und insbesondere St.Moritz sind ohne die Hotellerie und die von ihr abhängigen Gewerbe nicht oder nur ganz anders denkbar, und umgekehrt beeinflussten örtliche Gegebenheiten die Entwicklung der Hotellerie, der sie ein spezifisches Gesicht gaben.

Mehrsprachigkeit

Im Verhältnis zwischen der romanischen Sprache und der wichtigsten ökonomischen Aktivität ihrer Sprecher und Sprecherinnen wird rückblickend immer wieder der Grund für die 'Germanisierung' des Engadins gesehen. Im St.Moritz der Zwischenkriegszeit war die germanophone Bevölkerungsgruppe die zahlenmässig bedeutendste. Man bediente sich der deutschen Sprache deshalb an öffentlichen Anlässen wie an Gemeindeversammlungen und in den Sitzungen der kommunalen Behörden. In den Vereinen des Ortes war ebenfalls Deutsch die 'lingua franca', welche einheimische Romanen und zugewanderte Italo- und Germanophone miteinander verband. In romanischem Gebiet — zu welchem die Gemeinde immer noch zählte, obwohl weniger als ein Viertel der Wohnbevölkerung romanischer Zunge war — diente das ladinische Idiom der Kommunikation innerhalb einer Bevölkerungsgruppe, dann aber sofort auch der internen und von aussen vorgenommenen Kennzeichnung dieser Gruppe. Das Romanische funktionierte als Kriterium zur Unterscheidung engadinischer Eigentlichkeit von der Fremdheit der Gäste und der Andersartigkeit der Zuzüger, es wurde zum letztlichen und wichtigsten Kriterium engadinischer Identität[1]. Romanischsprachigkeit war eine Legitimation dafür, sich in besonderem Masse als Einheimischer zu fühlen. Trotz der zahlenmässigen Verkleinerung des Anteils Romanischsprachiger an der Bevölkerung durch den Zuzug anderssprachiger Wirtschaftsmigranten war das Ladin im Oberengadin jedoch nicht einfach das Opfer des Tourismus. Es war nicht die Sprache einer einheimischen Minderheit, die gegen ihren Willen zwei- und mehrsprachig werden musste. Vielmehr wollten die Romanen aus wirtschaftlicher Notwendigkeit zweisprachig sein. Sie selbst hatten ja die touristische Entwicklung im Bewusstsein ihrer sprachlichen Majorisierung gefördert. Und die anderen Teile der Wohnbevölkerung, die hauptsächlich deutsch- und italienischsprachigen Zuzüger, waren nicht als Privilegierte gekommen, sondern als Arbeitsuchende, die auf Zeit oder auf Dauer hier zu leben versuchten. Das oberengadinische Romanisch, Putèr, war demnach nicht die Sprache einer kleiner werdenden, von kultureller 'Überfremdung' — das Wort wurde verwendet — bedrohten Gruppe, sondern einer kulturell, sozial und teilweise ökonomisch privilegierten Minderheit. Bei allem Bedau-

1 Der Begriff der 'Identität' hat seine Geläufigkeit in entsprechenden Zusammenhängen erst in den beiden letzten Jahrzehnten erhalten. In der Zwischenkriegszeit taugten Begriffe wie 'Latinität', 'rätoromanisches' oder 'ladinisches Volk' und 'Kulturgemeinschaft' oder 'Romanentum' aber ebenso gut, um — auf Deutsch oder auf Romanisch — Abgrenzungen gegen Aussen und Andersartiges oder Anderssprachige vorzunehmen und Gemeinsamkeiten im Innern festzustellen.

ern über die schwindende Bedeutung des Romanischen im öffentlichen Alltag des Oberengadins und vor allem der touristisierten Gemeinden mögen die Sprache und ihre gesellschaftliche Bedeutung gleichzeitig dazu beigetragen haben, die Romanen über jene wirtschaftlichen Entwicklungen hinwegzutrösten, die als unliebsam bewertet wurden. Das Ladin konnte — als kulturelles Rückzugsgebiet der 'richtigen' Engadiner — die Vorstellung einer ungebrochenen Kontinuität erzeugen, welche die raschen architektonischen, sozialen, politischen und anderen Veränderungen des Oberengadins zu kontrastieren vermochte.

Zahlen

Die Bestimmung der Beziehung zwischen Sprachsituation und Tourismus — welche in der 'Germanisierung' sicher ihren wichtigsten Aspekt findet, aber nicht den einzigen — ist nicht ganz einfach vorzunehmen. Zum einen, weil bloss wenige Quellen zum Thema existieren, zum anderen deshalb, weil die Beziehung selbst sich veränderte: zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Beteiligten wurde die Problemlage jeweils unterschiedlich formuliert und bewertet. So konnten die romanische Sprache und die Hotellerie in diametrale Opposition gebracht, erstere als Opfer der zweiten verstanden werden. Ihr Verhältnis konnte aber auch als neutrales oder sogar durchaus harmonisches gelten — dies beispielsweise dadurch, dass man sie nicht gleichzeitig thematisierte. Ausserdem schildern die mündlichen Auskünfte die Sprachsituation vor dem Zweiten Weltkrieg im Vergleich zu heute als noch relativ unproblematisch. Das ist deshalb möglich, weil das Romanisch unterdessen die Sprache einer noch kleineren Minderheit ist, weil sein Status in anderen Zusammenhängen thematisiert wurde, weil ökonomische und kriegerische Bedrohungen die sprachpolitischen Probleme relativierten oder weil sich umgekehrt auch in ihnen die grosse Politik darstellte.

Dass das Verhältnis zwischen den Sprachen ein sich änderndes und komplexes war, zeigen schon einige wenige Zahlen aus dem Kreis Oberengadin und der Gemeinde St.Moritz, wo das Romanische dem Druck vor allem des Deutschen am stärksten zu weichen hatte und in seiner quantitativen Bedeutung schon vor dem Krieg von 1914-18 ein erstes Mal auch hinter das Italienische zurückfiel, das seinerseits mindestens zwischen 1900 und 1914 die zahlenmässig stärkste Sprache im Ort war.

Tabelle 15: Anteile der Wohnbevölkerung nach Muttersprachen (absolute Zahlen und Prozentanteile) im Kreis Oberengadin und in zwei seiner Gemeinden.

Kreis Oberengadin

	1888		1900		1910		1920 [a]		1930		1941	
	Abs.	%	Abs.	%	Abs.	%	Abs.	%	Abs.	%	Abs.	%
Total	4117	100	5429	100	8439	100	7885	100	10511	100	7525	100
Rom.	2474	60.1	2599	47.9	3196	37.9	—	—	3514	33.4	3039	40.4
Dt.	1190	28.9	1350	24.8	2620	31	—	—	4510	42.9	3115	41.4
Ital.	421	10.2	1265	23.3	2346	27.8	—	—	2212	21	1177	15.6

St. Moritz

	1888		1900		1910		1920 [b]		1930		1941	
	Abs.	%	Abs.	%	Abs.	%	Abs.	%	Abs.	%	Abs.	%
Total	710	100	1603	100	3197	100	2614	100	3968	100	2418	100
Rom.	254	35.8	433	27	724	22.6	623	23.8	709	17.8	491	20.3
Dt.	278	39.1	475	29.6	1106	34.6	1314	50.2	1995	50.2	1277	52.8
Ital.	159	22.4	504	31.4	1155	36.1	573	21.9	1116	28.1	537	22.2

S-chanf

	1888		1900		1910		1920 [a]		1930		1941	
	Abs.	%	Abs.	%	Abs.	%	Abs.	%	Abs.	%	Abs.	%
Total	402	100	402	100	8439	100	523	100	512	100	7525	100
Rom.	356	88.6	331	82.3	351	76.8	—	—	396	77.3	376	81.2
Dt.	39	9.7	51	12.7	46	10	—	—	72	14	54	11.6
Ital.	7	1.7	20	5	58	12.7	—	—	44	8.6	27	5.8

a) Die Auswertung der ersten Volkszählung nach dem 1. Weltkrieg lieferte nur rudimentäre Angaben.

b) Angaben aus dem fE vom 14. Dezember 1920.

Die Bedeutung des Italienischen war wegen dem relativ hohen Ausländeranteil an der italophonen Bevölkerung nach dem Beginn der beiden Kriege jeweils am deutlichsten zurückgegangen. Auffällig sind die starken Schwankungen der Bevölkerung von St.Moritz in der Zwi-

schenkriegszeit überhaupt. Von 1920 bis 1930 nahm die Zahl der in der Gemeinde wohnhaften Personen um über 50% zu, sank dann am Schluss des nächsten Jahrzehnts aber wieder um fast 40%. S-chanf, wo die entsprechenden Bewegungen viel geringer waren, findet in Tabelle 15 deshalb Eingang, weil in dieser Gemeinde des Oberengadins die romanische Sprache das grösste zahlenmässige Gewicht behalten hatte. Touristisch kaum erschlossen, liegt die Gemeinde im unteren Teil des Oberengadins und weist also die grösste Distanz zu den Zentren der Hotellerie auf. Die gestiegenen Prozentzahlen der romanischsprachigen Bevölkerung von 1941 bedeuten hier aber durchaus nicht einen Umschwung der generellen Tendenz — die absoluten Zahlen der muttersprachlichen Romanen sanken ja weiter — sie spiegeln bloss die kriegsbedingte demographische Konjunktur, welche durch den Wegzug vieler Ausländer und nicht romanischsprachiger Schweizer gekennzeichnet war. Nach 1945 sollte sich die Situation rasch wieder verändern und weiter zum Nachteil des Romanischen entwickeln.

Die Diagnose des Rückgangs der romanischen Sprache und die Versuche zu ihrem Schutz, welche diese Zahlen stützen, geben aber bloss einen Aspekt der Sprachverhältnisse wieder. Und das Romanische seinerseits war eine unter verschiedenen Sprachen, die hier gesprochen wurden; jene zwar, welche eben noch die bedeutendste gewesen und es in verschiedener Hinsicht weiterhin war, aber eben bloss eine neben anderen. Auf der Ebene des Bezirks zum Beispiel, der engadinische und bergellische Bevölkerung zusammenfasst, war die Mehrsprachigkeit eine Selbstverständlichkeit, die sich in den Versammlungen der Wahlmänner konkretisierte, welche das Zivilgericht des Bezirks bestellten: die deutschen, romanischen und italienischen Voten wurden nicht systematisch übersetzt, vielmehr rechnete man damit, dass die Deputierten der Gemeinden der drei Sprachen kundig waren. Und auf der Ebene der einzelnen Gemeinden war die Mehrsprachigkeit noch viel ausgeprägter: In St.Moritz wurden nicht bloss die Landessprachen gesprochen. Das Erscheinen einer deutschsprachigen 'Engadiner Post' erstaunte niemanden, und mit dem 'Engadin Express & Alpine Post' sowie 'The St.Moritz Post' verfügte St.Moritz sogar über (teilweise) anglophone, also für die Hotelgäste gedachte Publikationen. Und wenn die in Hinblick auf die Gästeschaft gedruckt wurde, so sei doch daran erinnert, dass die Volkszählung von 1920 unter der Wohnbevölkerung in der Gemeinde insgesamt 21 Sprachen zensierte (vgl. fE, 14. Dezember 1921).[2]

2 Die Herkunft der Hotelangestellten, von in anderen Betrieben des Tales beschäftigten Personen und von Gewerbetreibenden aus dem In- und Ausland ermöglichten

Bewertungen

Die Forderungen der bedeutenden italophonen Minderheit, welche vor dem Ersten Weltkrieg zur stärksten Bevölkerungsgruppe geworden war, an die Infrastruktur der Gemeinde St. Moritz wurden im Zusammenhang mit dem Schulwesen schon besprochen. Den Romanen, alle mindestens zweisprachig, war der schwere Stand ihres Idioms Teil ihres Selbstverständnisses. Forderungen, die sich aus dem zahlenmässigen Rückgang der muttersprachlichen Romanen ableiteten, wurden jedoch nur selten heftig vorgetragen, und auch dann im ausdrücklichen Wissen um die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen. Die Deutschsprachigkeit der Schule beispielsweise schien in St.Moritz eine Selbstverständlichkeit, die nur selten überhaupt der Erwähnung bedurfte. Ein Rückblick auf die Sprachsituation an der Gemeindeschule, der unter dem Titel 'Industrielle Verhältnisse und romanische Sprache'[3] in der lokalen Presse erschien und die Germanisierung bedauerte, stellte die Situation gleich eingangs klar:

‹'Die industriellen Verhältnisse sind stärker als die ladinische Sprache, da hilft nichts', so äusserte sich eines Tages die 'Eng. Post', lokales deutsches Organ von St.Moritz, anlässlich der Stellungnahme der Bürgergemeinde gegen die Abschaffung des Schulunterrichtes in romanischer Sprache. Und auch der Korrespondent des 'Fögl' unterliess es nicht, auf diesen zweifellos sehr wichtigen Moment hinzuweisen, da wegen der auswärtigen Einwanderung andere Sprachen die Oberhand gewonnen hatten, so dass vor einer solchen überraschenden Erscheinung die Augen offen gehalten werden mussten.›

Darauf wird ein Artikel von Herrn Dr. Planta-Juvalta, Mitglied des kommunalen Schulrates, 'Über die Geschichte der romanischen Schule in St.Moritz' zitiert, welcher die lange schulische Leidensgeschichte des Romanischen nachzeichnet und unter anderem bedauernd vermerkt, dass auch die Protokolle des Schulrates ab 1905 ausschliesslich auf deutsch verfertigt wurden. Und während andere Gemeinden des Oberengadins nach zeitweiliger Umstellung wieder zur romanisch geführten Schule zurückgekehrt waren, unterrichteten die Lehrer in St.Moritz, nach Versuchen schon im letzten Jahrhundert, kurz nach 1900 endgültig auf deutsch. Bloss 2-3 Wochenstunden in der Unterstufe und 1-2 in den oberen Klassen, und das auch erst nach 1911, wurden in Putèr abgehalten.

‹Die Schule in St.Moritz wurde zu Beginn des Jahrhunderts deutsch.

diese Sprachenvielfalt, die mehr war als eine bloss saisonale Erscheinung. Vergrössert wurde die Polyglottie des Oberengadins zusätzlich durch die Gäste.

3 'Relaziuns industrielas e lingua rumauntscha. (Davart la lingua rumauntscha a St.Murezzan.)', fE, 30. Oktober 1925.

Erschwert wurde der Stand des Romanischen dadurch, dass die zwei oder drei wöchentlichen Unterrichtsstunden für jene Kinder mit mindestens einem romanisch sprechenden Elternteil obligatorisch waren. Die anderen hatten frei. Und da lachten selbstverständlich die Kinder aus rein deutschsprachigen Familien. Den romanischsprachigen Schulkindern wurde ihre Muttersprache zu einer Verpflichtung, eben zu einem Schulfach. Einige von ihnen hatten vielleicht das Gefühl, sie würden dafür bestraft, dass sie Romanen sind. Mit Sicherheit bestand bei den Eltern ein Konsens, dass es wichtig war, die Kinder Deutsch zu schulen. Es war allen unvorstellbar, die Schulen anders als Deutsch zu führen. Eine romanische Schule hätte schlicht die Bedeutung geleugnet, welche die deutsche Sprache erlangt hatte: in der Hotellerie ohnehin, aber dann auch in anderen Bereichen.›

Die romanischsprachige Informantin, welche hier zu Wort kommt, erinnert sich an die konkreten Schwierigkeiten, denen die romanische Sprache und die Bemühungen um ihren Schutz ausgesetzt waren. Die mangelnde schulische Attraktivität des Romanischen ist zwar kein Beweis für seine Unattraktivität überhaupt, aber sie zeigt, dass die romanische Sprache nicht bloss zahlenmässig, sondern auch in ihrer Bewertung durch nachfolgende Generationen in eine kritische Lage zu geraten drohte. Gleichzeitig richteten sich die deutschsprachigen Schulen in St.Moritz auf wirtschaftliche Realitäten aus, die für vordringlicher gehalten wurden. Ein Gewährsmann aus einer anderen stark touristisierten Gemeinde, in der Romanisch wieder zur Schulsprache der ersten Klassen gemacht worden war, beschreibt seine Schulzeit mit einiger Distanziertheit. Die Bewertung der Sprache, die er referiert, assoziiert sofort das soziale Gefälle in der Gemeinde, welches sich anhand der Beherrschung des Romanischen darstellt: *‹Einer meiner Elternteile hat die Sprache gehasst wie die Pest. Nicht weil es Romanisch war, also nicht wegen der Sprache selbst, sondern weil die Dorfaristokratie immer so tat, als ob sie diese Sprache für sich gepachtet hätte und als ob es für uns eine riesige Ehre sei, Romanisch zu lernen oder lernen zu dürfen.›* Von der anderen Seite her formuliert die Frau eines Hoteliers dasselbe Gefälle so: *‹Die Sprache war eine Grenze, durch welche die Einheimischen sich abgrenzen konnten. Allerdings wurde von den Deutschsprachigen auch erwartet, dass sie Romanisch lernen, dass sie sich für die Lebensart hier interessieren.›* Wichtig ist für die Situation des Romanischen im Oberengadin, dass die schwindende Bedeutung der 'einheimischen' Sprache durchaus nicht mit einer negativen Bewertung durch die Sprecher einherging. Als Sprache einer Minderheit zeichnete es wie in anderen Teilen Graubündens die Alteingesessenen aus und unterschied sie von Zugewanderten vor allem

aus deutschsprachigen Gegenden des Kantons und der Schweiz. Anders als in romanischen Tälern und Dörfern, wo der Tourismus nicht dieselbe Bedeutung erlangte und wo nicht ein intensiver Geldfluss und eine oft privilegierte Migration[4] (vgl. Kaiser 1979 und 1985) die Entstehung einer kapitalkräftigen Oberschicht ermöglichte, konnotierte das Romanische in St.Moritz und anderen touristischen Zentren des Oberengadins aber eben nicht bloss Indigenität und deren Gefährdung, sondern Exklusivität und zum Teil sogar ökonomische Privilegiertheit. Und auch die gängige Gleichsetzung von Romanischsprachigkeit und bäuerlicher Subsistenz konnte im Oberengadin nur schwer vorgenommen werden, denn nur noch ein kleiner Teil der Romanen war hier in der Landwirtschaft tätig. 'Die romanischsprachigen St.Moritzer' erinnert sich eine Informantin

‹waren meistens auch Bürger der Gemeinde und ökonomisch oft auf eine Weise am Tourismus interessiert, die nicht allen Einwohnern möglich war. Also nicht bloss als Arbeitskräfte, sondern mit eigenem Kapital. Damit riskierten sie gerade in der Zwischenkriegszeit viel, vorher und nachher war es aber meistens einträglich. ... Die Romanen in St.Moritz, die waren wie ein kleines Dorf im Dorf. Da kam man nicht leicht hinein, in diesen Kreis.›

Ob Alteingesessene auf diese Weise die Illusion pflegten, inmitten der grossen Bewegungen von Menschen, von Gästen, von Zu- und Abwanderern, einen Hort der Stabilität zu haben, oder ob ihnen daran lag, handfeste Privilegien zu verteidigen, spielt dieser Erinnerung ebensowenig eine explizite Rolle wie die Tatsache, dass romanische Muttersprache nicht mit Wohlstand gleichzusetzen ist, dass die Gruppe der Romanischsprachigen im Oberengadin durch ein steiles soziales Gefälle charakterisiert war. Wichtig ist ihr der Eindruck einer klaren Gliederung der Wohnbevölkerung, die anhand sprachlicher Kriterien beschreibbar ist. *‹Die ökonomisch bedeutenden romanischsprachigen Bewohner der Dörfer hatten meist auch das Bürgerrecht in der selben Gemeinde, in der sie wohnten›*[5], betont auch ein anderer Informant. Romanischspra-

4 Allerdings ist zu bemerken, dass der ökonomische Erfolg dieser Migration im Engadin manchmal überschätzt wird, dass nicht alle Auswanderer reich wurden und die Wirtschaft in ihren Herkunftsgemeinden beleben konnten. Wichtig bleibt aber, dass die zeitweise Migration der 'randulins' positiv ins engadinische Selbstverständnis eingegangen ist. Möglich wurde das, weil die Migration eine hauptsächlich europäische blieb, weil sie möglichst unter Beibehaltung von Grund- und Immobilienbesitz im Engadin geschah, weil die Migranten und oft vor allem ihre Kinder, eben wie Schwalben, immer wieder einige Zeit dort verbrachten und so dem Tal nicht nur als Besitzer und Erben, sondern auch dank Beziehungen zu Einheimischen verbunden blieben.

5 Die Volkszählungen vermögen über die Richtigkeit dieser Behauptung keine Auskunft zu geben, sie widersprechen ihr aber nicht: Der Anteil der Bürger an der Wohnbevölkerung betrug 1930 in St.Moritz knapp 3% (1888:17,2%), jener an der

chigkeit war im Oberengadin, und besonders in seinen touristischen Zentren, nicht ein Stigma mangelnder Modernität und sozialer Rückständigkeit wie in anderen Teilen des Kantons, sondern ein Zeichen der Originalität und nachhaltigen Präsenz, der Gewichtigkeit und ihrer historischen Berechtigung. Der ladinischsprachige Teil der regionalen Oberschicht war sich nicht nur seiner Majorisierung klar, er wusste auch um die Vorteile seiner Situation als Minderheit und der Exklusivität seines sprachlichen Attributs. Gleichzeitig hatte die Sprache ihre Tauglichkeit selbstverständlich nicht verloren, als Kommunikationsmittel im engen Sinn war sie nicht überholt und als distinktives Merkmal hatte sie an Bedeutung gewonnen. Allfällige Bemühungen von Zugezogenen, sich die romanische Sprache — etwa durch den Besuch schon damals angebotener Kurse — anzueignen und sich ihrer zu bedienden, änderten nur wenig an der Gliederung der Gesellschaft nach sprachlichen Kriterien. Mit der Beherrschung der alten einheimischen Sprache wäre bloss eine Bedingung erfüllt gewesen, um eventuell Aufnahme zu finden im engen Kreis jener, die sich als den Kern ihrer Gemeinde verstanden.

Was den Zuzügern einigermassen — aber wohl nie ganz — erlernt werden konnte, machte andere Unterschiede nicht wett; und auch wenn ihre Kinder die Romanischkompetenz von Einheimischen aufwiesen, blieben sie als Kinder Zugezogener identifizierbar: Konfessionelle Zugehörigkeit, die Familiennamen, die fehlende Bindung an den Ort durch Bodenbesitz waren Handicaps, die nicht oder nur sehr schwer (und im Verlauf von Generationen) aufzuholen waren. Ausserdem konnten entsprechende Anstrengungen anlässlich der Abstimmung über die Aufnahme einer Person oder einer Familie ins Bürgerrecht zunichte gemacht werden. Der Wunsch, zu den Einheimischen gezählt zu werden, bestand — die mündlichen Berichte über die noch lange Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg abgelehnten Gesuche um Aufnahmen ins Bürgerrecht sind jedenfalls zahlreich. Besonders die katholische Konfession sei in einigen Oberengadiner Gemeinden für Einbürgerungswillige lange ein Handicap oder sogar ein Hinderungsgrund gewesen. Der Sog der lokalen Gesellschaft war aber nicht so gross, dass kaum ein Zuzüger ihm hätte widerstehen können: Immigranten aus benachbarten Tälern konnten im Engadin wohnen und ein Selbstverständnis geltend machen, welches durchaus ohne Anpassungen an das lokale auskam. Dass auch ausländische Zuwanderer zwar im hiesigen

muttersprachlich romanischen Bevölkerung 16,2% (1888:20%). Für das Oberengadin belaufen sich die entsprechenden Werte auf 7,7 (16,7) und 23,1% (27,9). Zum Vergleich die Zahlen der ebenfalls touristisch bedeutsamen Gemeinden Pontresina: 12,5 und 54,6%, Sils: 8,3 und knappe 18%, sowie von S-chanf: 23,6 und 30,5%.

Leben eine auffällige Rolle spielen konnten, dabei aber nicht die vollständige Integration um jeden Preis anstreben mussten, sich also beispielsweise nicht einbürgern liessen, zeigt ausser den erwähnten Bemühungen um italienischsprachigen Unterricht an den Dorfschulen auch folgendes Beispiel: Von den sechs Mitgliedern des lokalen Skiclubs 'Alpina', welche 1928 an den im Ort durchgeführten olympischen Winterspielen teilnahmen, waren drei Italiener, die unter der Flagge ihres Heimatlandes antraten.[6] Und auch Immigranten aus dem deutschsprachigen Unterland konnten eine durchaus pragmatische Haltung einnehmen zu ihrer neuen Umgebung, in die sie meistens nicht aus freien Stücken, sondern aus wirtschaftlicher Notwendigkeit gezogen waren und in der ihre Chancen auf eine rasche Karriere oft ohnehin klein waren. So erklärt der aus dem Unterland ins Engadin migrierte ehemalige Angestellte eines Bauernbetriebes, der einem Hotel angegliedert war, sein Verhältnis zur romanischen Sprache folgendermassen: ‹*Romanisch habe ich nicht gelernt. Ich brauchte es ja auch gar nicht. Die Einheimischen hier sprechen alle Deutsch. Italienisch zu können war oft nützlicher. Meine Kinder sprechen Romanisch. Das haben sie in der Schule und vorher schon beim Spielen mit den anderen Kindern gelernt.*›

Die Mehrsprachigkeit der Individuen war in der mehrsprachigen Gesellschaft des Oberengadins der Normalfall. Mindestens passive Romanischkenntnisse eigneten sich die Zuwanderer an, welche mit Romanen in regelmässigem Austausch standen. In den Fällen dauerhafter Zuwanderung in die Touristikzentren — sie stellten durchaus nicht die Regel dar — homogenisierten sich die Sprachkompetenzen in der zweiten Generation oft weitgehend. Die Romanen ihrerseits sprachen alle Deutsch, und zu grossen Teilen auch Italienisch: die italophonen Bevölkerungen zweier Südtäler Graubündens sind direkte Nachbarn, mit denen man seit jeher in engem Kontakt gestanden hatte. Zeitweilige Auswanderungen von Einheimischen ins mediterrane, ins nördliche und östliche Europa hatten deren Sprachkenntnisse auch sonst erweitert. Die Mehrsprachigkeit, die also nicht Ausdruck eines Bildungshungers war, entprach arbeitstechnischen Notwendigkeiten. Die Hotelangestellten und einheimischen Unternehmer und Gewerbetreibenden, welche mit der internationalen Gästeschaft in Kontakt kamen, verfügten oft über mindestens leidliche Kenntnisse der englischen und der französischen Sprache. Von den Kutschern, die für die grossen Fuhrhalte-

6 Neben den Schweizern Eidenbenz, Mühlbauer und Kunz konkurrierten an dieser Olympiade folgende 'Alpina'-Mitglieder italienischer Nationalität: Luigi Bernasconi, Giovanni Testa und Vitale Venzi.

reien arbeiteten, wurden mindestens einer Auskunft zufolge keine Sprachkenntnisse verlangt. *‹Die brauchten ja nicht mit den Kunden zu sprechen›*, erinnert sich ein Fuhrhalter, und ein Informant, der zeitweise als Kutscher tätig gewesen war, ergänzt: *‹Wichtig war es, die Preise zu kennen. Notfalls konnte man die den Kunden auch gedruckt zeigen. Gesprochen habe ich mit denen nicht viel.›* Besonders für Skilehrer und Bergführer, die zum Teil ganze Tage mit einzelnen Hotelgästen verbrachten und ihnen Wissen und technische Fähigkeiten zu vermitteln hatten, waren Sprachkenntnisse aber ein wichtiger Vorteil in der Ausübung ihrer saisonalen Tätigkeiten. So ernst nahm man ihre Mehrsprachigkeit, dass Sprachunterricht angeboten wurde: *‹Der Skilehrer-Verein St.Moritz hat eine begrüssenswerte Neubelebung erfahren, nachdem er bereits zwei Jahre nicht mehr in Aktion getreten ist. Er wird Sprachkurse für Englisch und Französisch durchführen.› (eP, 4. Januar 1938)*

Sprachgrenzen trennten das Engadin nicht von benachbarten Gebieten, von anderen Landesteilen und vom nahen und fernen Ausland, sie verliefen mitten durch die lokale Gesellschaft, durch Gruppen und Familien und schliesslich auch durch Individuen. Dabei nahmen sie einen neuen Charakter an. Muttersprachliche Zugehörigkeit entschied nicht über kulturelle Spezifizität. Die in den touristischen Gemeinden des Engadins wohnhafte Bevölkerung war in eine Gesellschaft eingebunden, welche zwar die Zugänge zu Ressourcen und Erwerbsmöglichkeiten und zu freizeitlichen Betätigungen ungleich verteilte, die aber dennoch eng verknüpft war, in der sich fast alle Personen kannten und die in der Ausrichtung auf den Tourismus eine gemeinsame Perspektive fand. Sprachliche Unterschiede organisierten die Bevölkerung des Oberengadins, aber sie definierten nicht zum vorneherein die Möglichkeiten ökonomischer Aktivitäten im Tourismus und sie liessen nicht endgültig darauf schliessen, wie die Sprecher einer Sprache in die lokale Gesellschaft eingebunden waren. Ein Artikel im Fögl d'Engiadina vom 28. Oktober 1927 stellte die Frage, warum so viele zugezogene Italienischsprachige lieber Deutsch als Romanisch lernten. Und die Antwort, so der Artikel, sei die selbe wie für die Einheimischen, die als erste Fremdsprache ebenfalls Deutsch lernten:

‹Wegen dem Handel und dem Alltag, die auf ähnliche Weise durch die Hotelindustrie bestimmt werden. Dennoch ist allein in den letzten Jahrzehnten ein grosses Fortschreiten der italienischen Sprache auch in ladinischem Gebiet zu beobachten. Und linguistisch sind wir im Engadin bald mehr oder weniger so weit, dass jedes Kind drei Sprachen spricht: Ladin, Deutsch und Italienisch. Schicksal peripherer Talschaften an der Grenze zu anderen Staaten. Die schweizerische Polyglottie ist in der ganzen Welt berühmt, aber als unantastbares und heiliges Erbe,

als kostbarste göttliche und menschliche Gabe betrachtet und empfindet das ladinische Volk in der Schweiz seine Muttersprache: Die romanische Sprache.›

Politisierungen

Innerhalb der Mehrsprachigkeit, die ein kulturelles Merkmal der oberengadinischen Gesellschaft auch der Zwischenkriegszeit war, nimmt das Romanische also eine Sonderstellung ein — dies trotz seiner Majorisierung und obwohl nur selten, wie im obigen Zitat, von einem romanischen Volk gesprochen wurde. Trotz der vielfältigen bisher genannten Schwierigkeiten, welchen die romanische Sprache begegnete, trotz einigen Anfeindungen, die ihr gerade deshalb zuteil wurden, weil sie sozial einen distinktiven Charakter hatte, war lokal ein Diskurs über die Sprache dominant, der den Rückgang des Romanischen bedauerte, in ihm ein Zeichen des Zustandes der oberengadinischen Kultur überhaupt vermutete und sich für eine Bewahrung des Romanischen stark machte. Die regionalen und innerbündnerischen Diskussionen um die Situation des Romanischen thematisierten das Verhältnis der verschiedenen Sprachen untereinander, indem historische und soziale Bedingungen und ihre Veränderungen beschrieben und gewertet wurden. Die Überlegungen zum Status des Romanischen im sich verändernden Sprachenpuzzle Graubündens erschöpften sich aber nicht im Feststellen der Bedrohung romanischer Idiome durch die Zunahme der Bedeutung anderer Sprachen und der Notwendigkeit zu Zwei- und Mehrsprachigkeit. Die romanische Sprache selbst und ihre Struktur wurden thematisiert. Besondere Aufmerksamkeit erhielten zeitweise die sie darstellenden Schreibweisen. Versuche einer Standardisierung des Schreibens sollten eine Sicherung der Stellung des Romanischen betreiben, indem ihm dadurch der Status einer 'richtigen' Sprache verliehen würde, und gleichzeitig helfen, die Eigenständigkeit des Bündnerromanischen zu wahren. Inmitten der Präsenz anderer Sprachen und ihrer fixierten schriftlichen Darstellungsweisen erhofften einige Romanen und Romanisten sich von der Regulierung der Schriftlichkeit eine Stärkung des Ladinischen (vgl. Vellemann 1912 und Vital 1919). Und auch die Gegner einer Standardisierung der Orthographie, die sich durch die Regulierungsbestrebungen an die versuchte Schaffung einer romanischen Hochsprache im 19. Jahrhundert erinnert wähnen konnten[7] — obwohl der aktuelle Streit bloss um die Normierung der einzel-

7 Zu den Versuchen Gion Antoni Bühlers in den Sechzigerjahren des letzten Jahrhunderts (und früheren) der Konstruktion einer allgemein verbindlichen romanischen Schriftsprache vgl. Billigmeier 1987:294ff. Aus engadinischer Sicht konnten die Stellungnahmen gegen eine Vereinheitlichung der ladinischen Schreibweise und

nen romanischen Idiome ging —, wollten die Eigenschaften des Romanischen bewahren; allerdings eben dadurch, dass die frei bleibenden Schreibweisen möglichst deutlich das gesprochene Romanisch 'des Volkes' wiedergeben.[8] In einem Vortrag liess Ch. Pult diesen Plan darin gipfeln, dass er 'Freiheit' fordert, *›grösstmögliche Freiheit und dass jeder schreibt, wie er es weiss und wie er es kann.‹* (1915:197) Beide Absichten, die Regulierung und die vergleichsweise Freiheit romanischer Texte, passten in ihre Zeit und beide behaupteten guten Gewissens von sich, sprachschützerische Absichten zu verfolgen. Das Bedürfnis nach Vereinheitlichung der Orthographie berief sich auf die Notwendigkeit der Standardisierung, welche einzig das Romanisch tauglich machen könne für die Anforderungen der Modernität. Und die Argumentation, nach welcher die Schreibweisen der romanischen Idiome durchaus eine Varianz aufweisen, sich durch Regionalismen und Lokalismen auszeichnen dürfen, nahm sich die mündliche Sprache zum Anwalt, darauf vertrauend, dass die Schriftlichkeit von der Nähe zu ihr eine Stärkung erfahre.

Die Bemühungen um das 'richtige' Schreiben des Romanischen konnten also sowohl eine Standardisierung zum Ziel haben als auch die in romantischer Tradition stehenden Versuche, die Schrift als der gesprochenen Sprache nachgebildete Organisation zu verstehen.[9] Beide Strategien verfolgten aber sprachschützerische Absichten in einem viel weiteren als dem eben angegebenen orthographischen Sinn. Bei aller auch parteipolitisch, konfessionell und regional relevanten Gegensätzlichkeit waren sie sich darüber einig, dass das Romanische dem Druck widerstehen sollte, der es zurückzudrängen oder zu vereinnahmen suchte: Im Verlauf des Ersten Weltkrieges waren das Bündnerromani-

gegen die allfällige Schaffung einer Hochsprache auch als Darstellung der eigenen Situation im gesamtromanischen Kontext verstanden werden: In der Gegnerschaft gegen Vereinheitlichungsbestrebungen drückt sich die Tatsache aus, dass die Engadiner den zahlenmässig kleineren Teil der Bündnerromanen ausmachen als die romanischsprachigen Bewohner der Surselva und dass deshalb Befürchtungen bestanden, majorisiert zu werden. Beigetragen zur engadinischen Animosität hat auch die Vorstellung konfessioneller und in ihrer Verlängerung politischer Differenz zwischen dem Inn- und dem Vorderrheintal.

8 Vgl. dazu beispielsweise auch den Artikel von Chasper Pult, der unter dem Titel 'Davart l'ortografia valladra ed otras chosas amo plü dalettaivlas' (Über die Orthographie des Vallader und andere noch erfreulichere Gegenstände) im Fögl d'Engiadina erschien (Ausgaben vom 16., 23., und 30. August sowie vom 6., 10., 17. September und 1. Oktober 1918.)

9 Die ladinische Auseinandersetzung um die dort gesprochenen Idiome, die sich bis in die Dreissigerjahre fortsetzten und Auswirkungen auf der kantonalen politischen Ebene hatten, sind nachzulesen bei Billigmeier (1987:310f) — gleichzeitig wird dabei deutlich, wie aktiv die romanische Bewegung in der Zwischenkriegszeit war, in der (1939) auch das erste Faszikel des Dicziunari Rumantsch Grischun erschien.

sche und besonders die ladinischen Idiome Putèr und Vallader zum Gegenstand einer Auseinandersetzung geworden, welche in Italien formulierte Einschätzungen der sprachlichen Situation in Graubünden und in der Südschweiz zum Ausgangspunkt hatten. Es war vor allem die Rede des in Italien tätigen Schweizers Carlo Salvioni 'Ladinia e Italia' (1917), welche in Romanischbünden zahlreiche heftige Reaktionen bewirkte. Dass da irredentistische Absichten wahrgenommen wurden, liegt nicht bloss an der Empfindlichkeit romanischer Autoren und an der historischen und geographischen Situation Graubündens, denn Salvioni selbst definiert die Propagierung der italienischen Kultur — und also auch der italienischen Sprache — *‹als Recht und Pflicht der Italiener in der Schweiz [und] als Recht und Pflicht der Italiener des Reiches›. (1917:35)* In rascher Folge nahmen Chasper Pult (1917), Robert von Planta (1917) und der Romanist Jakob Jud (1917) noch in deren Erscheinungsjahr Stellung gegen Salvionis Ausführungen zur nahen Verwandtschaft der engadinischen und anderer bündnerromanischer Idiome mit der italienischen Sprache.[10] Die Autoren folgten in ihren Widerlegungsversuchen jeweils Salvionis Ausführungen, der eine philologische und historische Argumentation vorgelegt hatte, um den 'lombardischen' Charakter des Bünderromanischen nachzuweisen. Aber die Frage, ob beispielsweise das Plural-'s' der romanischen Idiome Bündens diese vom Italienischen so stark unterscheide, dass von zwei Sprachen gesprochen werden müsse oder nicht, meint immer ganz direkt politische Verhältnisse und die Realisierung entsprechender Absichten. Pult beschliesst seinen Artikel mit der Aussage, dass es zwischen Martina (zuunterst im Engadin) und Tschamutt (zuoberst im Rheintal) nicht *‹einen der unseren›* gibt, der nicht mit seiner ganzen Seelenkraft sich gegen die Bedrohung der geistigen ('ideala') Freiheit wehrt. Auf diese Weise wurde eine territoriale und kulturelle Eigenständigkeit behauptet, die sich historisch und mythisch zu vermitteln versuchte: *‹Das tun wir nicht, weil wir andere verachten, sondern einfach weil wir Romanen sind, waren und bleiben wollen, immer Romanen, treue Romanen, unserer grossen Ahnen würdig.› (1917:9)* Sein Einstehen für eine variable Orthographie vermischt sich mit der Vorstellung einer romanischen Essenz, die es zu bewahren galt und die ihren letzten Grund in der gemeinsamen Sprache haben sollte. Kürzer, aber im

10 Die Diskussion um den linguistischen Status des Romanischen hatte allerdings schon vor dem Ersten Weltkrieg eingesetzt und Publikationen veranlasst. Von Planta hatte 1915 in den Annalas de la Societad retorumantscha Melcher und Battisti widersprochen, welch letzterer ‹ohne jede Beweisführung dasselbe behauptet›, nämlich dass das Bündnerromanisch ein lombardischer, also italienischer, Dialekt sei. (Jud 1917:132) Und Peider Lansel hatte 1913 auf einen Artikel Salvionis von 1912 reagiert.

selben Sinn — und auf Italienisch! — beschliesst von Planta seinen Widerspruch gegen Salvioni: *‹I Grigioni faranno da sè!› (1917:15)*.

Die Eigenständigkeit der romanischen Sprache und der Romanen gegenüber dem Italienischen, vor allem aber die politische Distanz zum italienischen Staat, verteidigt auch Jud, der die gemeinsamen Wurzeln der neolateinischen Sprachen durchaus betont, daraus jedoch andere Schlüsse zieht als die irredentistische Linguistik:

‹Aber in den letzten anderthalb Jahrtausenden sind, wie die Spanier, Franzosen, Rumänen, auch die Bündnerromanen mündig geworden: ihnen, die unter harten Entbehrungen und geistigen Kämpfen sich die Selbständigkeit gegen ihre östlichen und südlichen Nachbarn erstreiten mussten, heute geistige und sprachliche Bevormundung anzubieten, kann nur der versuchen, der die politische, geistige und sprachliche Geschichte der Bündnerromanen völlig verkennt.› (1917:143).

Die Verhältnisse waren auch insofern kompliziert, als beispielsweise Salvioni die Romanen auf die Gefahren hinwies, welche ihnen von der zunehmenden Bedeutung des Deutschen drohte. Sein Ziel war also nicht einfach die Italianisierung des Romanischen, sondern dessen Latinisierung. Und der Vorschlag, das Italienische zur Schriftsprache aller Rätoromanen zu machen, erhält seine Brisanz aus den konkreten politischen Umständen, in denen er vorgetragen wurde. Er stört nicht so sehr, weil überhaupt eine andere Sprache als das Romanische für den schriftlichen Gebrauch empfohlen wurde — das Deutsche hatte diese Funktion ja in vielen Bereichen längst übernommen: *‹Geschrieben habe ich Romanisch nur in Briefen innerhalb der Familie, und auch da nicht immer. Deutsch oder Italienisch zu schreiben lag mir viel näher.›* So drückt eine Informantin ihr Verhältnis zu ihrer Muttersprache aus, das eben ein spezialisiertes war, dem Romanischen zum Vorneherein gewisse Bereiche zuwies, es aus anderen aber mit Leichtigkeit wegdenken konnte.[11]

Die bedrohte Eigenständigkeit der romanischen Sprache — und in ihrer Verlängerung: der romanischsprachigen Teile Graubündens und des Kantons überhaupt - wurde logischerweise auch im Zusammenhang mit dem Tourismus formuliert. In seinem kurz vor dem Zweiten Weltkrieg verfassten Rückblick auf das Problem, formuliert Alig die Verhältnisse, indem er die fortschreitende Germanisierung als Tatsache darstellt, die eine Änderung im Sinne einer Italianisierung ausschlössen. Die romanische Sprache wird dabei allerdings zur vernachlässigbaren

11 Peider Lansel bestätigt diese Sicht auf das Deutsche, wenn er sagt: ‹Die wirkliche und eigentliche Schriftsprache ist tatsächlich das Deutsche. Wer Kultur hat und liest: Pfärrer, Ärzte, Advokaten, Ingenieure, Lehrer, wurde unter Deutschsprachigen geschult, kann Deutsch und bedient sich dieser Sprache mit Vorliebe.› (1913:6)

Grösse, deren Schicksal aus wirtschaftlichen Gründen schon entschieden ist:

‹Völlig in die Defensive gedrängt sieht sich das Rätoromanische in den Zentren des Fremdenverkehrs, deren Besucher in den weitaus meisten Fällen nicht dazu gelangen, die 'Landessprache' an ihr Ohr dringen zu hören. ... Für die im Süden eingebüssten Wirtschaftsquellen und Beziehungen versprach der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts mit voller Wucht einsetzende Fremdenverkehr einen gleichwertigen Ersatz zu bieten. Der Hauptfremdenzustrom aber ergoss sich von Norden her. Seine Begleiterscheinungen, namentlich seine Einwirkung auf die sprachliche Entwicklung Graubündens, sind bekannt, und alle italienischen Kassandrarufe über die gefährdete rätische Latinität oder gar Italianität sind nicht imstande, die durch die politische und wirtschaftliche Geschichte der letzten 150 Jahre herbeigeführte Lage zu ändern.› (1938:342f)

Aus romanischer und engadinischer Warte wurde zur selben Zeit ebenfalls die Zwangslage betont, in der sich die bündnerische Hotellerie befinde; des über wirtschaftliche Notwendigkeiten geschehenden Einflusses auf die romanische Sprache war man sich durchaus bewusst:

‹Auch ökonomische und andere Interessen zwingen uns nicht selten zu Kompromissen. Unsere Hoteliers z.Bsp. wenden sich mit ihrer Werbung erst in letzter Linie an uns Romanen. Sich zu Werbezwecken unserer Sprache zu bedienen ist für sie schon ein nicht unbedeutendes Opfer. Wir dürfen von denjenigen — es sind nicht wenige — die bereit sind, uns entgegenzukommen, nicht verlangen, dass ihre Propaganda eine Form annimmt, die sie ganz und gar unnütz macht.› (Pult 1941:9f)[12]

Die romanische Elite, die sich schriftlich zur Situation ihrer Muttersprache äusserte, beschäftigte sich mit dem Verhältnis zwischen den in Graubünden und in den angrenzenden Gebieten gesprochenen Sprachen und stellte immer wieder fest, wie sehr das Romanische zwischen Fronten geraten war und dabei vor allem auf lexikalischer und syntaktischer Ebene von den Nachbarsprachen Italienisch und Deutsch beeinflusst wurde. Der Druck, den die beiden Sprachen ausübten, hatte

12 Die wirtschaftliche Notwendigkeit, auf die Bedürfnisse der Hotellerie Rücksicht zu nehmen und die Interessen der Romanen bisweilen hintanzustellen, wurde besonders klar, als die Gemeinde Celerina darüber zu befinden hatte, ob sie ihren offiziellen Namen allenfalls romanisieren wolle. Unter dem Titel "Ein Wort zur Nomenklatur" schilderte der örtliche Korrespondent in der Engadiner Post vom 21. Januar 1937, was bei einer Änderung der Gemeindebezeichnung geschehen würde: ‹Nehmen wir nun an, die Gemeinde würde ihren 600 Jahre alten Namen, unter dem sie geraume Zeit als Hort klassischen Romanentums bekannt war, und unter dem sie sogar zum Kurort sich entwickelte, plötzlich abschaffen. Da müssten wir mit der Reklame von vorne anfangen, denn wo Schlarigna liegt, weiss man wohl in und noch ausserhalb der 'Lia Rumantscha', nicht aber in London, Paris, Berlin und Rom. Bis ein neuer Kurort in der weiten Welt einigermassen bekannt ist, vergehen Jahre und Jahrzehnte. Unterdessen könnte uns auch der finanzielle Schnauf ausgehen.›

jedoch einen je verschiedenen Charakter: Deutsch war die wichtigste Fremdsprache für die Romanen, die in einem Kanton und in einem Land mit deutschsprachigen Mehrheiten wohnten. Deutsch war die Sprache, welche das Romanische in den meisten Teilen Graubündens majorisierte und deshalb immer wieder zum Anlass des Bedauerns über den Rückgang des Romanischen wurde. Obwohl die soziale und wirtschaftliche Übermacht der deutschsprachigen Mehrheit das Romanische am effizientesten marginalisierte und obwohl der Einfluss des Deutschen besonders auf die romanischen Idiome der Surselva und Mittelbündens als sehr gross veranschlagt wurde, waren es die Italianismen, welche in der Zwischenkriegszeit am meisten Aufmerksamkeit erhielten und die heftigsten Stellungnahmen bewirkten. Die Versuche, das Romanische dem Einfluss des Italienischen zu entziehen, geschahen aber eben vor dem Hintergrund der romanischen Befürchtungen, dass die Politik Italiens sich die Betrachtungsweisen irredentistischer Linguisten zu eigen machen und die Verwandtschaft des Italienischen und des Romanischen im äussersten Fall durch veränderte Grenzziehungen darstellen könnte. Die Versuche, das engadinische Romanisch von italienischen Einflüssen zu säubern, hatten es unter anderem deshalb nicht leicht, weil seit der Bibelübersetzung von Vulpius und Dorta aus dem Jahre 1678 eine Tradition bestand, das geschriebene Romanisch durch eine grössere Nähe zum Italienischen vom gesprochenen Idiom und seinen Lokalismen abzusetzen. Ausserdem hatten die Rückwanderer, welche manchmal in der zweiten oder dritten Generation in Italien gelebt und Romanisch im italophonen Kontext gelernt hatten, ihre stark italienisch beeinflussten schriftlichen Spuren hinterlassen. Auch der Autor Peider Lansel, der mit seinem 'Ni Italians, ni Tudais-chs' von 1913 die Formel geliefert oder gefestigt hatte, welche die Stellung der Rätoromanen zwischen ihren sprachlichen Nachbarn angab und verteidigte — ist ein Beispiel für die in Italien erzogenen Romanischbündner.

Die Verteidigung der romanischen Sprache gegen Einflüsse und Ansprüche aus Italien bewirkte Stellungnahmen, welche die Distanz und den Selbstbehauptungswillen zwar deutlich anzeigten. Sie geriet dabei aber zum Teil in Positionen, welche sie unter anderen (politischen) Umständen nicht eingenommen hätte: Der Einfluss und die Gefährdung, welche von der deutschen Sprache ausgingen, wurden oft eher vernachlässigt oder blieben gänzlich unerwähnt. So dringend schien die Notwendigkeit, sich vor der Bedrängung durch das Italienische zu schützen, dass die weiter fortschreitende Germanisierung für den Moment vergessen wurde. Die reaktiven Stellungnahmen der romanischen Intelligenz werteten wirtschaftliche, politische und soziale Beziehun-

gen weit höher als sprachliche, die kantonale und die nationale Einheit, die mit Eigenständigkeit und Autonomie gleichgesetzt wurden, waren der gewichtigere Wert als die sprachliche Verwandtschaft mit Italien. In dieser Sicht der Dinge gewinnt die Ablehnung eines Ausbaus des italienischen Angebotes an den Schulen der Gemeinde St.Moritz eine neue Bedeutung: sie war auch als politische Stellungnahme zu verstehen gegen den Bedeutungsgewinn der italienischen Sprache. Das soziale Gefälle und die politische (Abwehr-)Haltung, die kommunalen Verhältnisse und die internationalen Verstrickungen, welche sich am Bestehen auf der deutschsprachigen Schule gleichzeitig darstellen liessen, macht das Romanische zum Indikator für die Wirkung, welche der Gang der europäischen Geschichte auf das Engadin zeigte. Es waren diese Verstrickungen, welche die Sprachpolitik zur nationalen Aufgabe machten. In einer Gegenbewegung zur Gefährdung der nationalen Einheit erlangte das Bünderromanische kurz vor dem Zweiten Weltkrieg, in einer eidgenössischen Abstimmung vom 20. Februar 1938, den Status einer Landessprache. Dieser Schritt verpflichtete die eidgenössische Verwaltung zu nichts, gab dem Bund aber die Möglichkeit, den *‹nationale(n) Wert des Romanischen ... gesetzlich›* anzuerkennen und war ein Element der sich häufenden Anstrengungen für die geistige Landesverteidigung.[13] Mit der Erhebung des Romanischen in den Stand einer Landessprache war auf der obersten politischen Ebene der Schweiz ein wichtiges Zeichen gesetzt: die Einbindung Graubündens und seiner romanischsprachigen Bevölkerung in die Eidgenossenschaft war betont und formal bestärkt worden.[14] Die Anerkennung der Sprache war also

13 Liebeskind 1936:14, vgl. auch Liebeskind 1938. Kurz vor der Abstimmung hatte sich auch Jakob Jud wieder zu Wort gemeldet, um noch einml den eigenständigen Charakter des Romanischen zu betonen (vgl. eP, 22. und 25. Januar 1938).

14 Die Wichtigkeit dieses Schrittes wurde auch dadurch unterstrichen, dass zwei Tage nach der Abstimmung in der regionalen Presse ein Artikel erschien, welcher die 'antiromanische Propaganda' entlarvte, wie sie vor dem Urnengang in St.Moritz aufgetaucht war, indem er sie als faschistische darstellte: ‹Wie wir von der Bundesanwaltschaft erfahren, ist der amtlichen Untersuchung über die Herkunft des Hetzblattes gegen die romanische Sprache soeben der Nachweis gelungen, dass das Pamphlet 'Fratelli d'Italia' entgegen seinem Inhalt nicht in der Schweiz hergestellt worden ist, sondern aus Italien stammt. Ausserdem ist der Bundesanwaltschaft der Nachweis gelungen, dass das Hetzblatt gegen die romanische Sprache inhaltlich vollständig mit einer anlässlich des 16. fascistischen Jahresbeginnes (22. Oktober) in der Schweiz verbreiteten Broschüre übereinstimmt, die sich an die 'Ladini dei Grigioni e Ladini del Regno' wendet. Das jetzige Pamphlet ist lediglich ein Auszug aus jener Broschüre, welche von dem berüchtigten Italiener Rebora stammt. Um den Eindruck zu erwecken, dass das elende Machwerk aus der Schweiz und von einem schweizerischen Verfasser stamme, wurde es in grosser Auflage von italienischen 'Touristen' nach St.Moritz gebracht und von dort am 30. und 31. Januar in verschlossenen Briefumschlägen versandt. Um dieses Bubenstück zu vervollkommnen wurde das Flugblatt von St.Moritz aus sogar an die in Italien lebenden schweizerischen Romanen versandt!› (eP, 22. Februar 1938)

nicht nur um ihrer selbst und ihrer Sprecher willen geschehen. Die Abstimmung visierte Ziele der Innen- und der Aussenpolitik an: im unstabilen Europa — weniger als ein Monat nach dem Urnengang erfolgte der 'Anschluss' Österreichs ans Reich; auch in St.Moritz wurden seit 1938 Verdunkelungsübungen durchgeführt — sollte der innere Zusammenhang der Schweiz und seine internationale Stellung gestärkt werden. In den romanischsprachigen Gebieten freute man sich über den Ausgang der Abstimmung und die damit verbundene Wertschätzung und fühlte sich unterstützt in den Bemühungen um die Erhaltung des Romanischen. Konkretisiert haben sich diese Bemühungen kurz nach dem Zweiten Weltkrieg beispielsweise in der Gründung der Fundaziun Planta in Samedan (vgl. Pult 1947).

Neben dem grossen und wichtigen Ereignis der Anerkenung des Romanischen als Landessprache waren es immer wieder kleine Schritte, Anpassungen und Romanisierungen, welche den romanischen Charakter der Dörfer des Oberengadins betonen sollten. So wurden 1921, als St.Moritz seine Strassen benannte, ausschliesslich romanische Bezeichnungen gewählt, welche sich hauptsächlich an die bestehende Toponomastik anlehnten (vgl. fE, 28. Januar 1921). Eine Änderung im gemischtsprachigen Alltag des Oberengadins bewirkte die neue formale Stellung des Romanischen aber selbstverständlich nicht. Die zwei- und mehrsprachigen Engadiner bedienten sich ihrer Muttersprache weiterhin in ausgewählten, vielen intimen, familiären und eher halböffentlichen Situationen und passten sich in den Kontakten mit im Engadin wohnhaften Personen und Gästen, die nicht romanischer Zunge waren, sprachlich an. Die im wirtschaftlichen Alltag gebräuchlichen Sprachen waren weiterhin Italienisch und Deutsch. So selbstverständlich und unabänderlich schien diese Mehrsprachigkeit zwischen den beiden Weltkriegen, so klar auch die Wahl einer Sprache in bestimmten Situationen, so klar also ihr jeweiliger Anwendungsbereich, so unstabil gleichzeitig die ökonomische Lage, dass ein allfälliges Bewusstsein um die Gefährdung des Romanischen oft hinter andere, dringendere Überlegungen zurücktrat:

‹Die Sprachsituation war nur eines unter vielen Problemen. Klar: manche Romanen bedauerten die geringer werdende Präsenz des Putèr. Aber die finanziellen Probleme drückten viele doch stärker als die Frage nach der Zukunft des Romanischen. Natürlich wurde von eifrigen Verfechtern und Schützern ihrer Sprache das Romanische fast über alles gestellt. Aber das war halt oft einfach so eine Redensart. Essen, das tat man auf deutsch und auf romanisch gleich. Ich muss ja nicht aufhören, meine Muttersprache zu benutzen. Mir tut es manchmal auch weh, zu sehen, wie sehr das Romanische aus vielen Bereichen verschwunden ist,

wie es auf den Strassen und in den Restaurants praktisch nicht mehr zu hören ist. Aber ich weiss einfach nicht, was man dagegen tun sollte. Und vor dem Krieg, da war es noch schwieriger, etwas zu tun, eben weil die Krisen der Hotellerie alles andere überschatteten.›

Hier wird vom Informanten aus St.Moritz nicht auf eine romanische Kultur gepocht, die es vor Gefährdungen oder sogar vor dem Verschwinden zu schützen gilt. Der Sprecher weiss, dass er nicht eine Sprache verliert, er bedauert aber die Verdrängung des Romanischen aus wichtigen Teilen des kollektiven Alltags. Gefährdet ist da nicht eine Kultur; was sich geändert hat, sind die Zahlenverhältnisse der innerhalb dieser Kultur gesprochenen Sprachen und ihre in der Öffentlichkeit hörbare Präsenz. Die Bewohner des Engadins unterschiedlicher Muttersprache bilden eine Gesellschaft, die nicht so heterogen ist, dass von unterschiedlichen Kulturen die Rede sein könnte. Die Kultur, welche das Leben im Engadin der Zwischenkriegszeit organisierte, war allerdings eine, die extreme interne Unterschiede und Spannungen zu integrieren hatte. Dennoch wurden interne Differenzen in der oberengadinischen Gesellschaft öffentlich sichtbar, beispielsweise an der gebauten Umwelt und an ihrer für unterschiedliche Bevölkerungsgruppen unterschiedlichen Zugänglichkeit.

Öffentlicher Raum

Ein ebenso deutliches Merkmal der engadinischen Gesellschaft wie das Ladin und wie die Mehrsprachigkeit ist die Architektur. Ihren beiden berühmtesten Vertretern, den Hotelbauten und den Bauernhäusern, wurde und wird viel Aufmerksamkeit zuteil. Die Phase der grossen Hotelbauten war mit Beginn des Ersten Weltkriegs zwar abgeschlossen: die letzten grossen Hotels, welche gebaut und eröffnet wurden, sind das Suvretta, Chantarella und das Carlton in St.Moritz (alle 1912), das Hotel Castell in Zuoz (1913) und das Hotel Rosatsch in Pontresina (1914). Aber auch in der Zwischenkriegszeit wurde in St.Moritz gebaut, spielten architektonische, bauunternehmerische und raumplanerische Fragen eine Rolle. Die Probleme öffentlichen und privaten Bauens wurden am Beispiel der St.Moritzer Gemeindeschule schon erwähnt. So wichtig war dieser Bereich in der Gemeinde, dass er 1934 durch ein neues, detaillierteres Baureglement samt Ausführungsbestimmungen organisiert werden musste, welche das alte Reglement von 1908 ersetzten.

Zu regulieren war auch die vor allem durch den privaten Fahrzeugverkehr komplizierte Nutzung des öffentlichen Raumes, der immer knapper wurde. Die Gemeinde übernahm hauptsächlich mit dem Bau und Ausbau von Strassen Anpassungen der Infrastruktur an die sich verändernden Gewohnheiten der Gäste und an die neuen Transportmöglichkeiten für Güter, die sich dem Gewerbe besonders durch die Lastwagen eröffneten. Die eher engen Verhältnisse im Dorf erschwerten solche Anpassungen und machten sie gleichzeitig um so dringender. Der politischen Gemeinde oblag verschiedentlich die heikle Aufgabe, durch Kauf oder Enteignung von Grundstücken Verbesserungen zu schaffen. Sie lief dabei Gefahr, die eigenen finanziellen Möglichkeiten stark zu strapazieren. Der Vorschlag des Gemeindevorstandes, durch Einführung einer Liegenschaftssteuer die im argen liegenden Gemeindefinanzen einigermassen zu sanieren, wurde bei 95%iger Stimmbeteiligung im März 1932 mit 270 gegen 161 Stimmen abgelehnt (vgl. eP, 15. März). Als die Vorlage im Juli 1934 erneut zur Abstimmung kam, wiederholten sich dieselben Diskussionen; und es waren die selben Personen und Interessenvertretungen, welche sich am Abstimmungskampf beteiligten. Besonders aktiv traten in der Presse und durch die Veranstaltung einer Podiumsdiskussion der Hotelier- sowie der Handels- und Gewerbeverein der Gemeinde gegen das Projekt an. Dennoch fiel das Resultat der erneuten Abstimmung diesmal positiv aus, indem nämlich 278 Stimmberechtigte den Vorschlag der Behörden annahmen, aber bloss 152 ihn verwarfen (vgl. eP, 14. Juli 1934). Die politischen Vorstellungen der Hotellerie waren also nicht in jedem Fall mehrheitsfähig. Die von der Krise gebeutelte Gemeinde und der grösste Teil ihrer stimmberechtigten Einwohner befanden es für richtig, die öffentlichen Lasten anders zu verteilen und dazu auch Quellen zu erschliessen, die der Hotellerie (und vielen Grundbesitzern) nicht genehm waren. Unter der Vormachtstellung der grossen Hotels waren Auseinandersetzungen im Gang, in denen sich bisweilen auch andere Interessen durchsetzen konnten. So wie die Behörden nicht ausschliesslich mit Hoteliers besetzt waren, so dominierten die Ansprüche der Hotellerie die politischen Diskussionen, ohne sie aber vollständig kontrollieren zu können.

Als weitere Assoziation zur Interessenvertretung entstand in den Dreissigerjahren - und nicht zuletzt als Reaktion auf die Abstimmung über eine kommunale Liegenschaftssteuer - der 'Haus- und Grundeigentümerverband St.Moritz und Umgebung'.[15] Wie bedeutungsvoll er

15 Die konstituierende Versammlung des Verbandes hatte am 4. Mai 1936 im Hotel Steffani stattgefunden: ‹Es beliebten als Verbandspräsident Herr C. König, als

für das Leben in der Gemeinde war, zeigt zum Beispiel ein in der Presse erschienener Bericht über dessen Generalversammlung von 1938 (vgl. eP, 3. Mai). Da wurden Entwicklungen der Hypothekarzinse und des Liegenschaftsmarktes bedauert, das geringe Volumen der Bautätigkeit besprochen und Vorschläge über die ‹einheitliche Beflaggung und Dekoration in St.Moritz› vorgetragen, welche zusammen mit der Gemeinde und dem Kurverein weiterverfolgt werden sollten. Verhandelt wurde aber auch die Zusammensetzung der Kommission der (noch nicht in öffentlichem Besitz befindlichen) Drahtseilbahnen Chantarella-Corviglia-Piz Nair, in die zum Unwillen des Haus- und Grundeigentümerverbandes Mitglieder der Gemeindebehörden gewählt worden waren. Die Interessenvertreter des privaten Grund- und Immobilienbesitzes äusserten sich also zu Gegenständen der lokalen Politik und versuchten auf verschiedensten Ebenen, die Organisation und das Erscheinungsbild des Dorfes zu regulieren.

Um einen Teil dieses Ortsbildes, um den Turm der alten reformierten Kirche (welche 1893 abgerissen worden war) und den alten Friedhof bei diesem Turm, respektive um den Besitz an den beiden Objekten, entwickelte sich in den Jahren 1922 und 23 zwischen der evangelischen Kirchgemeinde und der Einwohnergemeinde St.Moritz eine Auseinandersetzung, an der wiederum ein Zustand der Gemeinde ablesbar wird: *‹Egoismus, Parteien, politische Absichten etc. haben die Überhand gewonnen...› (fE, 21. Juli 1922)*. Wie andere Themen, die das öffentliche Leben in der Gemeinde und im Tal beschäftigten, wurde ein Teil der Diskussion in den regionalen Gazetten abgehalten und dabei darauf hingewiesen, dass bei einem allfälligen Übergang des Turms in den Besitz der politischen Gemeinde, die ja konfessionell nicht gebunden ist, das Objekt die Konfession ‹wechsle›, ‹paritätisch› werde (fE, 29.August 1922). Der Gemeinderat hatte im Juni die Kirchgemeinde zur Besitzerin des Turms erklärt: Es waren die Unterhaltskosten für das in einem prekären Zustand sich befindende, sich neigende Gebäude, welche das Objekt so uninteressant machten, dass niemand es haben wollte. Bedeutungsvoll war die Auseinandersetzung — die vorläufig damit endete, dass die Versammlung der evangelischen Kirchgemeinde mit einer Mehrheit von drei Stimmen den Antrag stellte, den Turm in den Besitz der Einwohnergemeinde übergehen zu lassen (vgl. fE, 15.

weitere Vorstandsmitglieder die Herren Baumeister L. Caflisch, Dir. H. Mühlemann, Malermeister J. Rizzoli und Dr. W. Suter. Als Mitglieder der Rechnungsprüfungskommission wurden die Herren Konsul Naegeli und R. Jilli gewählt.› (eP, 5. Mai 1936) Auch hier sind wieder St.Moritzer präsent, deren Namen schon in anderen Zusammenhängen auftauchten. Auffällig ist ausserdem die parteipolitische Parität der gewählten Gremien: Freisinnige und Demokraten sind ziemlich genau nach ihrer Präsenz in den Behörden der Gemeinde vertreten.

August 1922) — also letztlich nicht nur aus konfessionellen Gründen. Die Unklarheit über die Besitzverhältnisse war auch deshalb entstanden, weil die Exaktheit der Katasterpläne aus den Achtzigerjahren des letzten Jahrhunderts angezweifelt wurden, weil die Zuständigkeit kantonaler Gesetze über den öffentlichen Besitz unterschiedlich ausgelegt wurde und weil ein Entscheid des Kreisgerichtes Maloja bestand, der den Abbruch des Turmes verlangte. Wichtig wurden die unterschiedlichen Meinungen aber auch deshalb, weil der Turm als einer der raren architektonischen Zeugen aus der Zeit vor dem Bau von Hotels und touristischen Infrastrukturen vielen St.Moritzern ein Wahrzeichen der Gemeinde war, das es zu bewahren galt. Als der schiefe Turm nach vier Jahren erneut zu reden gab, weil aus Sicherheitsgründen seine Entfernung gefordert wurde, stand im Fögl d'Engiadina zu lesen, dass die generelle Meinung in St.Moritz diese sei: *‹Bewahrung dieses kulturellen Monumentes, ohne das St.Moritz fast unvorstellbar ist.› (15. Juli 1927).*

Weil der Turm sich seit 1925 aber um weitere 2,8 cm aus der Vertikalen bewegt und sich auch horizontal um mehr als 3 cm verschoben hatte, schlug die Baukomission dennoch vor, ihn abzureissen. Eine Erhaltung des Gebäudes wäre auf 70'000 Franken zu stehen gekommen, da die Parzelle unterhalb des Turmes hätte zugekauft werden müssen, um dessen Sicherung garantieren zu können. Für den Fall, dass eine Gruppe privater Interessenten durch eine Kollekte die benötigte Summe zusammenbringen wollte, schlugen die Gemeindebehörden allerdings vor, dass die Kommune sich ebenfalls an der Erhaltung beteilige (vgl. fE, 29. Juli 1927). Die Engadiner Sektion des Heimatschutzes rief in der Engadiner Post zu einer Geldsammlung auf. Als der Fögl d'Engiadina sich dem Wunsch anschloss, indem er Teile des Aufrufs abdruckte, tat er dies nicht ohne anzumerken, dass nur die deutschsprachige Presse des Tals von der Aktion benachrichtigt worden sei (vgl. fE, 2. Sept.1927). Nun hatte die Angelegenheit also auch die Sprachfrage berührt und war noch mehr zu einem Ereignis geworden, das die Bevölkerung der Gemeinde und der Region auf verschiedenen Ebenen mobilisierte: konfessionelle, politische, soziale, sprachliche, juristische und ökonomische Motive bestimmten die Sichtweisen auf den Turm, so dass er zu einer Gelegenheit der umfassenden Darstellung oberengadinischer Normalität wurde. Die angekündete Kollekte wurde dann auch durchgeführt — gleichzeitig mit einer anderen, zur Unterstützung der olympischen Winterspiele vom Februar 1928 — und so konnte die Gemeindeversammlung vom 1. September entscheiden,

dass der Vorschlag des Gemeindevorstandes abzulehnen und der schiefe Turm zu retten sei.

In den Dreissigerjahren waren der alte Turm und der Friedhof, in dessen Mauer die Grabsteine einiger bedeutender früher Vertreter der Hotellerie und ihrer Familienmitglieder eingelassen sind, noch einmal Gegenstände des öffentlichen Interesses. Diesmal stand nicht mehr ein Abbruch zur Diskussion, sondern es war der Plan eines privaten Bauherren, in nächster Nähe, am Hang gleich über dem Friedhof, ein Mehrfamilienhaus zu erstellen, der zu Gegnerschaft führte. Und dies, obwohl neben der zu überbauenden Parzelle schon Wohnhäuser standen. Das Vorhaben zeigt, wie gross der Druck auf den überbaubaren Boden in St.Moritz war und wie knapp bisweilen — d.h.: je nach Bevölkerungsstand — der Wohnraum in der Gemeinde (vgl. eP, 12. Juli 1931). Die schwankenden Bevölkerungszahlen hatten in St.Moritz entweder einen auffälligen Leerwohnungsbestand oder Wohnungsmangel zur Folge. Kurz vor der Krise der frühen Dreissigerjahre, als 4'000 Menschen in St.Moritz Wohnsitz hatten, war die Wohnungssituation besonders prekär. Die Erinnerung an Wohnungsprobleme ist einigen St.Moritzern noch präsent, allerdings sind es oft die Wohnverhältnisse der Hotelangestellten, die dem Gedächtnis besonders wichtig scheinen:

‹Ich war ja nie in den Angestelltenräumen unter den Dächern der Hotels. Aber man wusste, dass es da eng und eher primitiv war. Verbessert hat sich daran einiges, als verschiedene Hotels separate Wohnhäuser für ihr Personal bauen liessen. Und die allermeisten Angestellten lebten ja auch bloss für die Zeit der Saisons in den engen Verhältnissen, dann fuhren sie wieder nach Hause. Einige hatten es dort vielleicht gar nicht besser, was das Wohnen betraf. Und für die anderen Leute, die mit dem Tourismus zu tun hatten, aber nicht direkt in einem Hotel arbeiteten, für die war es bisweilen schwierig, etwas Passendes zum Wohnen zu finden. In St.Moritz wurden viele möblierte Zimmer vermietet, deshalb hatten es Alleinstehende etwas leichter als Familien. Diese suchten manchmal lange, oder sie mussten eine für ihre Verhältnisse viel zu teure Wohnung nehmen. Solche Sorgen hatten die einfachen Hotelangestellten nicht, für die besorgte der Arbeitgeber das Zimmer oder die Wohnung. Auch die RhB hatte im Engadin Angestelltenhäuser. Und irgendeinmal wurde eine Genossenschaft gegründet, die einige Mehrfamilienhäuser baute. Und dann gab es natürlich die Hausbesitzer, die hatten zwar auch ihre Sorgen, nicht aber die, keine Wohnung zu haben. Und sie konnten erst noch einen Teil des Hauses vermieten, vielleicht auch nur ein Zimmer. Das haben übrigens auch Wohnungsmieter getan: ein Zimmer oder sogar zwei in Untermiete abgegeben.›

Die Wohnungssituation wurde Ende der Zwanzigerjahre so prekär, dass sie zu Beginn der Wintersaison 1930/31 auch in der Presse zur

Verhandlung kam. In einem Rück- und Ausblick beschreibt ein Artikel der Engadiner Post vom 29. November verschiedene Aspekte des Problems; er nennt Namen und Zahlen und schildert die Dramatik der Lage, aber auch die Limiten der Erfüllbarkeit von Wünschen. Vor allem macht er deutlich, wie sehr die Wohnprobleme den Alltag vieler Mieter bestimmten:

‹Die Wohnungsnot ist in den letzten Jahren in St.Moritz stark hervorgetreten. Wer eine Familie hatte und gezwungen war, eine Wohnung zu suchen, musste manche Bitternis kosten. Sogar Tränen sind geflossen. ... Was fehlte, das waren die kleinen Wohnungen mit erschwinglichem Zins. ... Die Gemeindeverwaltung hatte sich dann der Notlage angenommen. Es wurde eine Vorlage von der Gemeindeversammlung angenommen, welche den Kleinwohnungsbau befruchten sollte. Die Auswirkung blieb aus. Der von der Gemeinde offerierte Kredit wurde nur in bescheidenem Masse benutzt. Da fand man ein anderes Mittel: Die Gründung einer Baugenossenschaft. Hier wurde manche Erwartung erfüllt. Im Frühjahr dieses Jahres hat diese Vereinigung mit dem Bau eines Hauses in 'Prasüra' begonnen, und letzte Woche ist das Haus bewohnt worden. ... Herrn Winkler, dem Architekten und Bauleiter, wird alle Anerkennung ausgesprochen. Das Haus enthält vier Drei- und ebensoviele Vierzimmerwohnungen. In erster Linie sind die Wohnungen bestimmt für Angestellte der Gemeinde. 'Not bricht Eisen', sagt das Sprichwort. Die Wohnungsnot hat in St.Moritz manchen Bauherrn geboren. Neben mehreren grossen Massivbauten entstanden in den letzten drei Jahren eine ganze Anzahl Chaletbauten. Die Wohnungsnot wurde allmählich gemildert. Nun sind auch im Laufe dieses Jahres ausser dem Hause der Baugenossenschaft mehrere Wohnhäuser entstanden. So hat Herr Architekt Koller zu einer ausgiebigen Behebung der Wohnungsnot ausgeholt, indem er beim schiefen Turm vier Häuser erstellen liess. ... In der Diskussion um den Wohnungsbau ist eine interessante Tatsache klargestellt worden. Sie besteht darin, dass es in St.Moritz nun einmal ganz unmöglich ist, Dreizimmer-Wohnungen zu bauen zum Preis von etwa 1'200 Franken. Unsere klimatischen Verhältnisse und andere Umstände bedingen Baukosten, welche einen mittleren Mietpreis von mindestens 1'500 Franken bedingen. Der normale Preis einer komfortablen Dreizimmer-Wohnung wird nicht weit von 2'000 Franken entfernt sein. Die Hoffnung, dass es in einem grösseren Gemeinschaftshaus möglich werde, Wohnungen zu erhalten zum Mietzinse von 1'000 bis 1'200 Franken, ist anscheinend nicht erfüllbar.›

Eine in der Presse erschienene Erwiderung auf den zitierten Artikel versuchte deutlich zu machen, dass die Wohnungsnot nicht alle Bevölkerungsteile gleich stark treffe. Die Forderungen, welche der Leserbriefschreiber daraus ableitet, richtet er an die Öffentlichkeit, also an die Gemeinde, dann aber auch die Besitzer von Immobilien (vgl. eP, 2.

Dezember 1930).[16] In dieser Antwort wird die Errichtung eines 'Gemeinschaftshauses' vorgeschlagen und gleich hinzugefügt, dass dadurch keine Verunstaltung des Ortes zu befürchten sei. Offenbar war gegen Bauvorhaben für Mietshäuser auch mit ästhetischen Befürchtungen argumentiert worden. Wahrscheinlich ist, dass sich solche Begründungen die gebaute Umwelt von St.Moritz als Darstellung der sozialen Verhältnisse im Ort wünschten, dass die repräsentativen Bauten das Ortsbild weiterhin ungestört beherrschen sollten. So wie schon der Linienführung der Eisenbahn im Tal aus Befürchtungen über die mangelnde soziale Homogenität Gegnerschaft entstanden war, so war offenbar auch die Vorstellung nicht allen genehm, dass die Präsenz einer Arbeiterschaft in St.Moritz durch Wohnbauten unübersehbar werden könnte. Ein Informant tut dies ganz explizit, wenn er darauf verweist, dass *‹hier alles auf Luxus ausgerichtet [ist]. Aber viele wollten einfach nicht wahrhaben, dass es Leute brauchte, welche diesen Luxus ermöglichten. Arbeitskräfte, die auch hier wohnten. Am liebsten hätte man gehabt, die Arbeiter wären unsichtbar geblieben. Das war übrigens mit ein Grund für die Wohnungsnot: man wollte hier keine Mietskasernen.›*

All den erwähnten Veränderungen und Bewahrungsversuchen, die das Bauwesen und die Ortsbilder zum Gegenstand hatten, war gemein, dass sie die Hotellerie und deren räumlichen, sozialen und politischen

16 Die Einsendung lautet folgendermassen: ‹Ja, die Wohnungsnot ist soweit bekämpft, aber nicht für den unbemittelten Arbeiter, sondern für die Bessergestellten. Jedermann ist nicht in der Lage, Mietzinse von 1'500 bis 2'000 Franken und mehr zu leisten; das ist wohl ziemlich klar, das können sich hier nur Kapitalisten, Geschäftsleute, Beamte, und nicht einmal alle Fixbesoldeten leisten, sondern nur solche mit Gehältern von 6, 7 bis 10'000 Franken. Ein armer, unbemittelter Arbeiter, mit drei bis vier minderjährigen Kindern, und einem Lohn von 10 bis 11 Franken täglich und 300 Tagesschichten, also 3'000 Franken Jahreseinkommen, wie soll dieser einen Mietzins zahlen von 1'500 bis 2'000 Franken, Licht und Heizung und Wasser dabei nicht inbegriffen. Das ist rein unmöglich. Sonst muss die Familie leiden oder es werden die Auslagen nicht bezahlt. Ich könnte hier eine Statistik aufstellen, was so eine Familie hier in St.Moritz kostet, will es aber unterlassen; denn diejenigen, die ein wenig Begriff in Sachen Unterhalt haben, werden es wohl selbst wissen und begreifen. Den Herren Gebäudebesitzern hier in St.Moritz möchte ich doch ein wenig mehr Rücksicht wünschen gegenüber Unbemittelten; es ist nicht jeder auf Rosen gebettet. So ist das die reinste Strangulation. Wieso könnte hier in St.Moritz nicht ein Gemeinschaftshaus errichtet werden für billige Arbeiterwohnungen, am Bauplatz und an Baumaterialien fehlt es wahrlich nicht, und verunstaltet wird St.Moritz deswegen auch nicht. Die Rhätische Bahn und die Bernina-Bahn haben für ihre Angestellten gesorgt für geräumige, nicht luxuriöse Wohnungen zu ganz annehmbarem Mietzins. Dies sei zur Nachahmung empfohlen. Es wäre durchaus nicht notwendig, Luxuseinrichtungen zu erstellen: eine gute, sonnige, getäfelte 3-4-Zimmerwohnung mit Heizöfen, Licht, Wasser, Keller und Holzraum genügte vollständig — zu einem ermässigten Preise, Maximum Fr.1'000.—. Mein Wunsch, und jedenfalls auch der vieler anderer, ist der, dass doch endlich einmal diesem Übel abgeholfen wird. Die tit.Gemeinde, die Herren Baumeister und sonstige Interessenten sollten doch endlich einen Schritt tun für die unbemittelten Arbeiter, denn der Arbeitgeber ist abhängig vom Arbeiter ebensogut wie der Arbeiter vom Arbeitgeber. Darum: Leben und Lebenlassen für das allgemeine Wohl!›

Bedürfnisse zum Zentrum hatten. Andere bauliche Ansprüche als die der Hotellerie und ihrem Standard gemässe hatten es schwer. Und auch die andere wichtige und mit Stolz betrachtete architektonische Tradition des Engadins war in St.Moritz — im Gegensatz zu anderen Tourismusorten des Tals — bedeutungslos geworden oder spielte höchstens noch als Zitat eine Rolle. Im Oberengadin insgesamt standen die Hotelarchitektur und die bäuerlichen Bauten in einem Verhältnis zueinander, das vor allem aus ihrer Gegensätzlichkeit bestand. Diese Distanz drückt sich auch räumlich aus, da ja die Hotels sehr oft nicht in den Dörfern gebaut wurden, sondern — schon bloss ihres Volumens wegen — an deren Peripherie oder in einigem Abstand zu den alten Dorfkernen, wo sie dann neue Quartiere bildeten. Eine Ausnahme macht da praktisch nur St.Moritz: Die Hotels im Bad wurden nicht nur aus Platzgründen dort gebaut, sondern um die Kurgäste möglichst nahe bei den Quellen unterbringen zu können. Und St.Moritz-Dorf war schon lange vor der Zwischenkriegszeit kein Bergbauerndorf mehr, das in Hotelbauten einen klaren Kontrast gefunden hätte. So sehr war St.Moritz ein Hoteldorf, dass die traditionelle bäuerliche Architektur praktisch ganz daraus verschwunden war. St.Moritz ist eine touristische Infrastruktur, die innerhalb der bloss 50 Jahre, in der sie entstand, auch architektonisch keinen Platz für anderes neben sich zuliess. Auf der Höhe von 1'800 m ü. M., wo die Landwirtschaft schon mit prekären Bedingungen zu kämpfen hat, wo das Transportwesen und die Migration die lokale Ökonomie immer mitgetragen hatten, war eine Stadt entstanden, welche andere Platzbedürfnisse aufwies und anderen saisonalen Rhythmen folgte als der primäre Sektor. Und es war eine kompakte Stadt. Rucki (1989) gibt bloss eine Handvoll Architekten als Gestalter von St.Moritz an. Die Ortsbilder von Pontresina und St.Moritz wurden bis 1914 derselben Autorin zufolge von nur zehn Architekten bestimmt. Die bäuerliche Substanz, die in St.Moritz bestand, hatte als Darstellung ihrer selbst und zu touristischen Zwecken dank eines Objektes gerettet und dann nachgebaut werden müssen: *‹Eine der letzten grossen schöpferischen Leistungen für St.Moritz hat Herr Hans Badrutt in der Chesa Veglia, die heute vom Orte kaum mehr wegzudenken wäre, erbracht. Mit dem Ankauf dieses früheren Bauernhauses hat er St.Moritz das letzte typische Engadinerhaus erhalten.› (Hartmann, s.a.:14)* Es ist in solchen Erinnerungen die Hotellerie, welche die Landwirtschaft aus dem Ortsbild verdrängt hatte und die nun ihr Andenken ermöglicht:

‹Neben Kulm und Palace manifestierte sich die bauliche Präsenz der Badrutt als Hoteliers noch in weiteren Gebäulichkeiten: der alten 'Alpenrose', dem Hotel Caspar-Badrutt alias Htl. 'Bernet', dem Badrutt's Privathotel und, seit den dreissiger Jahren, der antiken 'Chesa Veglia'.

Für St.Moritz, das Engadin und ganz Graubünden, bedeutet diese Chesa eine Bereicherung ganz spezieller Art. Bestanden schon seit jeher mehrerenorts sogenannte Bündnerstuben, mit Arvenholz ausgekleidete Räume, so gingen die Schöpfer in diesem alten St.Moritzerhaus in ihrem Konzept weit über alles bisherige hinaus. Seine Harmonie an Stil, Proportion, Material, Kunst und Lage bildet eine Blüte rätoromanischer Kultur. Mag es ein Zeichen der Zustimmung sein, dass unter diesem Dach, 1938, das Rätoromanische offiziell zur vierten Landessprache erklärt worden ist.› (Ammann, 1976:6)

Wichtiger als die seltenen Rückgriffe auf bäuerliches Bauen und deren Verwendung zu Zwecken der Sprachpolitik[17] bleibt aber, dass die Architekten, welche St.Moritz konzipiert hatten, meistens gerade nicht die lokalen Bautraditionen aufnahmen, dass sie – relativ frei von rechtlichen Einschränkungen – ganz anders bauen und einen architektonischen Stil miterfinden konnten.[18] Die Dominanz oder sogar Ausschliesslichkeit der Hotelarchitektur erfuhr durch einzelne Anlehnungen an andere Traditionen keine Konkurrenz, und die stilistischen Veränderungen, welche sich in der vorherrschenden Bauweise von St.Moritz bis 1914 zeigten, stellten den Typ 'Hotel' nicht in Frage. Die traditionellen engadinischen Häuser blieben als Bauernhäuser funktionell, sie gewannen aber auch neue Funktionen: sie wurden zum touristischen Argument, vor allem aber — am deutlichsten dann in der Zwischenkriegszeit — zum ideologischen Halt. Als Beispiel für das 'romanische Haus' — die heterogene Architektur Graubündens fasste Lansel (1937) so zusammen und benannte sie mit der Bezeichnung für die Sprache eines Teils seiner Bevölkerung — vermittelten die Engadinerhäuser den Stolz und die Behaglichkeit, welche die Zeitgenossen in ihnen sehen wollten. Die Hotelarchitektur selbst hatte sich an der Besinnung auf Lokales insofern beteiligt, als sie den 'Bündnerstil' aufnahm und beispielsweise im Hotel La Margna von St.Moritz ausprobierte. Diese kurzfristige Ausrichtung änderte nichts am auffälligsten Aspekt der enstandenen Gebäude, an ihrem Volumen. Und sie schloss deshalb nicht eine Modernisierung der Ortsbilder aus, die — besonders im Fall von St.Moritz — immer städtischer wurden und neuen Arten der Bedürfnisbefriedigung entsprechen mussten. Das Wachsen von St.Moritz, das Vorbild der Städte und die sich verändernden Hygienevorstel-

17 Die 'offizielle' Erklärung des Romanischen zur Landessprache in der Chesa Veglia war der Besuch einer eidgenössischen Kommission, die im Herbst nach der Abstimmung über den Status des Romanischen als Landessprache auch andere Gegenden Graubündens bereiste.

18 Es war ja nicht gerade das Paradies, die Vorstellung, dass da etwas erfunden wurde, dass seit der Mitte des letzten Jahrhunderts etwas ganz Neues entstanden war, ist aber richtig (vgl. Bener und Schmid 1983).

lungen wie auch die wachsende Zahl von Gästen, die St.Moritz nur auf der Durchreise und für einen Tag besuchten, hatten es der Gemeinde kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges notwendig erscheinen lassen, an zentralem Ort Toiletten einzurichten:

‹Die öffentliche Bedürfnisanstalt am Schulhausplatz ist nun dem Betrieb übergeben worden. Sie darf in ihrer neuzeitlichen Ausgestaltung als vorbildlich bezeichnet werden. Unauffällig fügt sich der Bau in die Umgebung ein, der nicht nur die notwendigen Kommoditäten für Damen und Herren, sondern auch Waschgelegenheit und Telephonkabinen aufweist. An der Aussenfront sind Abstellrahmen für Skis angebracht. Die ausführende Baufirma, Nik.Hartmann & Co., sowie die Bauleitung, das Architekturbureau K.Koller, haben tüchtige Arbeit geleistet. Die Modernisierung unseres Kur- und Sportplatzes hält mit der Zeit Schritt.› (eP, 30. Dezember 1938)

Museo Engiadinais

Immerhin ein rezenter halb-öffentlicher St.Moritzer Bau wahrte allerdings einigermassen vor-touristische Dimensionen, hatte diese sogar zum Ziel. Er entstand schon vor dem Ersten Weltkrieg und passt also eigentlich nicht in den zeitlichen Rahmen dieses Textes. Die Gründung des Museum oder Museo Engiadinais ist aber dennoch von Interesse, denn sie steht in doppeltem engem Bezug zur touristischen Erschliessung des Oberengadins und zu dessen Hotellerie.[19] Erstens wollte sein Initiant, der Brauereibesitzer Riet Campell, der mit seinem Unternehmen aus dem Unterengadin nach Celerina gezogen war, die angeblich immer häufiger werdenden Verkäufe engadinischen Mobiliars an unterländische Antiquare bremsen, welche dank der 1903 Samedan und 1904 St.Moritz erreichenden Eisenbahn keine Schwierigkeiten hatten, Schränke, Truhen und Täfer abzutransportieren. Zu Dutzenden durchkämmten Campell zufolge die professionellen Ankäufer das Tal, und so sei *‹vorauszusehen gewesen, dass in wenigen Jahren alle verkäuflichen Antiquitäten aus dem Land verschwunden wären.› (Campell 1946:3)*[20]. Und zweitens legitimierte er sein heimatschützerisches Unternehmen positiv mit jenem Tourismus, der die Plünderung der Enga-

19 Die folgenden Ausführungen beruhen vor allem auf dem Bericht über die Gründungsgeschichte des Museums, welchen dessen Initiant 40 Jahre nach der Eröffnung selbst verlegte (Campell 1946). Für eine sehr viel gerafftere Darstellung vgl. Tratschin (1954b).

20 Campell verschweigt nicht, dass er gegen den Verkauf an sich nichts einzuwenden hatte, wenn die Gegenstände im Tal blieben: er selbst trat ja ebenfalls als Käufer auf und hatte im Lauf der Jahre ein so grosses Lager angelegt, dass er überhaupt auf die Idee eines Museums kommen konnte. Das Haus wurde schliesslich sogar in Funktion der in seinem Besitz befindlichen Objekte gebaut.

diner Häuser erst ermöglicht hatte: Campell konzipierte das Museum vor allem hinsichtlich der Touristen, denen er das vernakuläre Wohnen näherbringen wollte, die er aber auch als seine Hauptkundschaft einplanen musste. Und auf zahlende Besucher war das Museum angewiesen, denn, aus privaten Mitteln entstanden, sollte dessen Betrieb selbsttragend funktionieren und ausserdem mindestens einen Teil des aufgebrachten Kapitals wieder einbringen.

Die Entstehungsgeschichte des Engadiner Museums ist trotz ihrer Kürze — vom Zeitpunkt der ersten Suche nach einer Bauparzelle bis zur Museumseröffnung vergingen keine fünf Jahre — keine unkomplizierte. Sie bietet deshalb Gelegenheit, das Funktionieren verschiedener Aspekte des öffentlichen und (halb)privaten engadinischen Lebens und ihre Bedingtheit durch touristische Vorstellungen vorzuführen. Das Museum wäre ohne die Initiative Campells nie in seiner nachmaligen Form und nie zu diesem Zeitpunkt entstanden, aber die Bedingungen seiner Realisierung sind eben die engadinischen. Ohne die, im Vergleich zum bäuerlichen Alltag, so andere Hotellerie wäre es nie so früh zur so grosszügigen Einrichtung eines Museums gekommen.

Nachdem Campell den Entschluss zur Museumsgründung gefasst hatte, bestand seine grösste Schwierigkeit darin, ein geeignetes Terrain zu finden. Als Standort kam für Campell nur St.Moritz in Frage. Er wandte sich deshalb an den Präsidenten der Bürgergemeinde, damit diese berate, welches Grundstück sie für ein Museum verkaufen könnte. Das Geschäft wurde Campell zufolge aber in der Bürgergemeinde verschleppt oder gar nicht behandelt. Dagegen vernahm er, dass die Gemeinde darauf hoffte, eine private Villa (die des Barons Schickler) vermacht zu erhalten, welche dann ihr selbst zur Realisierung eines Museums dienen sollte. Der Plan eines Privaten kam so in Konflikt mit in die selbe Richtung zielenden öffentlichen Interessen, und die persönlichen Beziehungen der Betroffenen litten darunter: Campell war noch vierzig Jahre nach diesen Ereignissen so aufgebracht, dass er den damaligen Präsidenten der Bürgergemeinde, Jules Robbi, der sich doch als sein Freund bezeichnete und der damals in St.Moritz das Sagen gehabt habe, des passiven Widerstands gegen sein Projekt bezichtigte (vgl. Campell 1946:4). Da auch Private ihm kein Grundstück überlassen wollten, obwohl sie solche später angeblich für weniger als den von ihm gebotenen Preis veräusserten, fühlte sich Campell noch einmal in seinem Vorhaben behindert. Und dabei wollte er St.Moritz mindestens ein ins Auge fallendes Haus im alten Engadiner Stil schenken. Solche waren in den benachbarten Dörfern noch zahlreich vorhanden, in

St.Moritz hatten sie aber, als Campell seine Idee zu realisieren versuchte, schon fast gänzlich den Hotelbauten Platz machen müssen.

Schliesslich war es ein Ausländer, ein ‹signur da Berlin›, welcher Campell ein Grundstück verkaufte und so den Bau eines Museums ermöglichte (vgl. Campell 1946:6). Auf dieser Parzelle wurde das Museum 1905/06 nach Plänen von Nicolaus Hartmann jun. in einjähriger Bauzeit und zur Zufriedenheit Campells sowohl im *‹Grundriss des ganzen Hauses als auch ... (im) ... äussere(n) Aufbau dem typischen Bündnerhause einigermassen›* entsprechend erstellt.[21] Am 15. Juli 1906 — zwei Jahre vor dem anderen St.Moritzer Museum, dem Segantini gewidmeten Turm — wurde das Haus eröffnet. Damit hatte das Oberengadin ein Regionalmuseum, bevor dieser Begriff kursierte und lange vor allen anderen Gegenden der Schweiz, wo solche Institutionen erst im letzten Drittel oder Viertel des Jahrhunderts in grosser Zahl entstehen sollten.[22] Der damalige Direktor des Landesmuseums, H. Lehmann, mit welchem Campell während der Planungsphase in Kontakt stand und von dem er sich bei der Einrichtung des Hauses in St.Moritz beraten liess, schrieb diesem kurz vor Baubeginn in einem Brief: *‹Sie dürfen versichert sein, dass Ihnen für dieses Unternehmen von allen Seiten die vollste Anerkennung gezollt würde, denn etwas derartiges existiert unseres Wissens bis jetzt wenigstens in unserem Lande nicht.› (Campell 1946:8)*

Die Pioniertat hatte aber nicht den finanziellen Erfolg, den Campell sich erhofft hatte: In den ersten beiden Jahren nach der Einweihung wurden bei 2 Franken Eintrittsgebühr bloss 10'000 Franken an Einnahmen erzielt. So philanthropisch oder heimatliebend, dass er gewillt gewesen wäre, grössere Verluste hinzunehmen, zeigte Campell sich nicht. Er begann deshalb, einen öffentlichen Käufer für das Museum zu suchen, welcher ihm seine Auslagen für Sammlungserwerb und Hausbau wenigstens teilweise zurückerstattet hätte. Der Kur- und Verkehrsverein von St.Moritz und auch der Bündner Heimatschutz sollten sich für eine solche Übernahme interessieren oder zumindest stark machen, und es wurde — mit dem Bankier J. Töndury-Zender als Vorsitzendem und dem Gemeindepräsidenten Chr.Gartmann als Aktuar — eine 'So-

21 Anonymus: 'Führer durch das Engadiner Museum' s.a.:15. An anderer Stelle heisst es über den Bau und seinen Architekten: ‹In diesem Museum sollten Zeugen der bäuerlichen Wohn- und Arbeitskultur aus dem vorindustriellen Engadin ausgestellt und dokumentiert werden. Hartmann liefert hierzu die architektonische Entsprechung, indem er mit archäologischer Präzision ein 'Engadinerhaus' nachbaut.› (Rucki 1989:154)

22 Tratschin bezeichnet Campell entsprechend als ‹Vater der Talschafts-Museen der Schweiz›. (1954a:1)

cietà per il mantegnimaint dal Museum Engiadinais' gegründet. Die im Juli 1908 verabschiedeten Statuten der Gesellschaft formulierten als Ziel den *‹Erwerb des Museo Engiadinais ... und die Überführung in öffentlichen Besitz›*.[23] Diese Gesellschaft konnte die Ablösung des Museums aus privaten Händen jedoch nicht ohne weiteres und sofort bewirken. Campell trat deshalb über die Presse an die Öffentlichkeit und warnte vor einem — ihm unlieben, aber möglicherweise notwendigen — Verkauf der Sammlung ins Ausland. Als potentieller Käufer wurde der österreichische Erzherzog Franz Ferdinand genannt. Die Episode zeigt, wie sehr das Museum für seinen Gründer den Charakter eines Lebenswerkes hatte — um so mehr, als Campell sich die Kontakte mit dem Aristokraten bestätigen liess: Die ins Auge gefasste Umbenennung der Institution — in Wien wäre die Sammlung unter dem Namen 'Museum Campell, ehemals Museum Engiadinais in St.Moritz' zu zeigen gewesen — und die angestrebte Nähe zu Persönlichkeiten internationalen Ranges, deren Ruf auf die campellschen Bemühungen abfärben sollten, hätten zwar die Sammlung unverändert belassen, ihren Besitzer aber in ein helleres Licht gesetzt.

Schliesslich bewilligte der Grosse Rat des Kantons Graubünden 30'000 Franken an den Kauf des Museums, für welches Campell eine halbe Million zu lösen hoffte. Im August 1908 befasste sich auch die nationale Legislative mit dem Engadiner Museum und bewilligte einen Betrag von 125'000 Franken für dessen Kauf. Verschiedene Stiftungen und Vereine hatten ihrerseits insgesamt etwa 40'000 Franken zugesichert, so dass noch 275'000 Franken aufzutreiben waren, um den inzwischen auf 470'000 Franken festgesetzten Kaufpreis bezahlen zu können. Die Reaktionen auf Spendenaufrufe an Private brachten bis Ende November 1908 weitere 72'000 Franken ein — die Donatoren wurden übrigens alle namentlich und unter Angabe des beigesteuerten Betrages im Fögl d'Engiadina aufgeführt. Zu diesem Zeitpunkt, am 30. November 1908, wurde zwischen Campell und der Gesellschaft für die Erhaltung des Engadiner Museums auch ein Vertrag abgeschlossen, der eine ratenweise Abzahlung des Kaufpreises vorsah (vgl. Campell

23 Zitiert nach Campell 1946:66. §7b der Vereinsstatuten beschreibt übrigens die Zusammensetzung des Vereinsvorstandes, welche die geplante 'Kollektivierung' schon vorwegnimmt: sechs durch die Hauptversammlung gewählte Mitglieder und je ein Vertreter des Kantons, des Kreises Oberengadin, der Gemeinde St.Moritz, der Bündnerischen Vereinigung für Heimatschutz und der Gottfried Keller-Stiftung sollten sich der Vereinsgeschäfte annehmen. Ausser Töndury und Gartmann waren im Vorstand vertreten: die Herren Direktor Perini als Kassier sowie Pfarrer C.Hoffmann, Direktor des St.Moritzer Kurvereins, Enrico Meng und Dr. P. Gredig als Beisitzer. In den erweiterten Vorstand entsandten der Kanton Archivar Fritz Jecklin, der Heimatschutz Dr. A. Meuli, der Kreis seinen Landammann P. C. Planta und die Gemeinde Dr. Hössli.

1946:94f). Um diese Raten aufzubringen, wurde neben der Sammlung auch eine Tombola durchgeführt. Als Käufer der 500'000 Lose, die für je einen Franken abgegeben wurden, und als Donatoren eines Teils der über 5'000 Preise im Gesamtwert von 200'000 Franken, konnte neben den Hotelgästen auch die einheimische Bevölkerung zum Weiterbestand des Engadiner Museums beitragen. Der erste Preis der Verlosung bestand in einer Villa im Wert von 69'000 Franken in St.Moritz, für welche die Bürgergemeinde einen an der Strasse nach Champfèr gelegenen Bauplatz im Schatzungswert von 21'000 Franken überliess. Erstellt werden sollte das Haus nach Plänen des Architekten Nicolaus Hartmann jun., dem Erbauer der beiden St.Moritzer Museen. Den zweiten und einige weitere wertvolle Preise bildeten Wohnungs- und Zimmereinrichtungen; neben Möbeln, Fahrrädern, Uhren, Wein, Accessoires etc bestanden die Gewinne hauptsächlich in Gemälden und Lithographien einheimischer Künstler, beispielsweise in 1585 *‹Original-Künstler-Steindrucken 'Oberengadiner Landschaft' von Chr. Conradin› (Campell 1946:97)*.[24]

Bis der Museumskauf 1911 dann tatsächlich abgeschlossen werden konnte, sollten vom Zeitpunkt der Vertragsunterzeichnung an aber weitere drei Jahre vergehen, welche in Campells Erinnerung vor allem als solche der persönlichen Anfeindungen und der gerichtlichen Auseinandersetzungen haften blieben. Konkreter Gegenstand dieser Zänkereien war der — von Campell so genannte — Prunksaal aus dem veltlinischen Grosio, ein Saal aus dem Haus der Visconti-Venosto.[25] So wichtig wurde ihm der Grosio-Saal, dass Campell im Januar 1909 trotz juristisch teilweise unklarer Lage eine Erklärung unterzeichnete, nach welcher er bis Ende des Jahres bereit sei, den Saal samt Inhalt von der Gesellschaft zur Erhaltung des Museums zum Preis von 130'000 Franken zurückzukaufen (vgl. Campell 1946:99). Mit dem St.Moritzer Arzt O.Bernhard lieferte sich Campell im freisinnigen Bündner Organ 'Der freie Rätier' aus Chur (und nicht in der Engadiner Lokalpresse) in der Folge einen Artikelstreit, der sich daraus ergab, dass Bernhard Mitbesitzer des Grosio-Saales gewesen und offensichtlich mit der *‹Überlassung*

24 Erst im Jahre 1911 sollte es zur Verlosung der Preise kommen. Der Fögl d'Engiadina berichtete in seiner Ausgabe vom 14. Oktober kurz darüber: ‹Den ersten Preis der Lotterie gewann eine Dame aus Lausanne, die Ehefrau des Militärinstruktors Major Fonjallaz-G. Der zweite Preis ging an einen Postangestellten aus Bern.›

25 Dass der Saal aus dem benachbarten Italien für Campell überhaupt von Interesse war, liegt am vormaligen Status des Veltlins als bündnerisches Untertanengebiet. Ein besonderer Reiz mag für Campell aber auch in der aristokratischen Herkunft und im relativen Reichtum der Einrichtung bestanden haben, denn der Museumsgründer betonte immer wieder, der Saal stelle das beste Stück seines Sammlungsgutes dar.

einiger kleiner alter Möbel ... für ... (die) Cession des Zimmers an Herrn Campell› entschädigt worden war.[26] Neben ‹*urheberrechtlichen Kleinigkeiten*› und der Frage, ob es richtig gewesen war, den Saal zu waschen und so die ‹alte schöne Patina› verlieren zu lassen, ging die Auseinandersetzung zuerst um die Differenz zwischen dem Rückkaufs- (Fr. 130'000.–) und dem von einer eidgenössischen Kommission festgesetzten Schatzungspreis (Fr. 52'000.–) des Zimmers sowie um die Frage, ob dieses dem Engadin erhalten werden könne (Campell 1946:112). Der Kern des Campellschen Museumsunternehmens drohte dieses nun in Misskredit zu bringen: Gerade mit der Opposition gegen den Ausverkauf von Produkten des heimischen Handwerks hatte Campell sein Unterfangen ja legitimiert, und auch der bloss teilweise Abtransport der Sammlung ins Ausland hätte sich die Frage gefallen lassen müssen, wie es denn nun um die heimatschützerischen Absichten stehe.[27]

Der in einer deutschsprachigen bündnerischen Zeitung abgehaltene und von der Neuen Zürcher Zeitung auch einem nationalen Publikum rapportierte Streit zwischen Campell und Bernhard vom Januar 1910 wurde durch einen Artikel im Fögl d'Engiadina vom 22. Januar bereichert. Unter dem Titel 'l'art e — l'affar' hatte Redaktor Tung die Gesellschaft für die Erhaltung des Engadiner Museums und Riet Campell für die Probleme verantwortlich gemacht und letzteren, ohne grosse Präzision allerdings, der unter kulturellem Vorwand betriebenen kommerziellen Absichten bezichtigt. Die Frage des Veltliner Zimmers wurde zwar dann an einer Vollversammlung der Gesellschaft zur Erhaltung des Museums vom 17. Februar 1910 insofern beantwortet, als sie beschloss, das Museum als ganzes zu kaufen und also den Grosio-Saal nicht zurückgeben zu wollen. Aber Campell reagierte auf die von Redaktor Tung formulierte (und an der Versammlung von Pfarrer Hoffmann vorgebrachte) Kritik prompt und heftig; er strengte nämlich einen Verleumdungsprozess gegen Tung an, dessen Anwalt versuchte, eine Vergleichslösung zu erreichen.[28] Und schliesslich griff von Genf

26 Bernhard hatte den Saal 1901 oder 1902 von den Gebrüdern Pini (im Veltlin?) gekauft und war 1904 mit Campell einen (im selben Jahr wieder aufgelösten Associations-)Vertrag eingegangen, welcher die beiden Herren zu gleichzeitigen Besitzern des Saales machte.

27 Dass sich für das Veltlin die Frage des Zimmers aus Grosio noch einmal ganz anders gestellt hätte, wurde offenbar im Engadin nicht in Erwägung gezogen. Der einzige Hinweis darauf, das Objekt sei ja eigentlich ein ausländisches und das engadinische Interesse daran gar nicht zwingend, wurde sofort als unpassend deklassiert (vgl. Campell 1946:121).

28 In den Prozessakten wird die ganze bisherige Geschichte des Museums noch einmal kurz aufgerollt (Vgl. Campell 1946:141ff) und dabei auch gesagt, dass Campell

aus auch der Dichter Peider Lansel in den Streit ein, als er Campell brieflich darum bat, Tungs Entschuldigung doch anzunehmen, damit das Museum nicht weiteren Schaden nehme. Obwohl er überzeugt war, vor dem Richter Recht zu bekommen, nahm Campell — vor allem seiner Frau zuliebe (vgl. Campell 1946:148f) — schliesslich die Entschuldigung Tungs an, die der Fögl d'Engiadina am 31. Dezember publizierte und die das Ende wenigstens der öffentlich vernehmbaren Anschuldigungen bedeutete.

In der Zeit der Überführung des Museums aus privatem Besitz in jenen der halböffentlichen Gesellschaft für seine Erhaltung wurde also heftig gestritten, und die Organisierung des Besitzerwechsels war mit dem Museumskauf noch nicht abgeschlossen. Erst im Jahre 1920 konnte die Gesellschaft das Haus samt Sammlung schliesslich an den Kreis Oberengadin übergeben; sie hatte damit ihre Aufgabe erfüllt. Aus diesem Anlass erschien am 20. Februar 1920 ein Artikel im Fögl d'Engiadina, welcher mit einem Gedanken über die Bedeutung des Museums endet, zuvor aber darauf hinweist, dass die finanziellen Belange rund um die Übernahme des Museums durch den Kreis noch immer nicht ganz erledigt seien:

‹Dem Kreis fällt die Aufsicht und die Obhut über das Museum zu, so wie auch die verbleibende Schuld von 15'000 Franken gegenüber der Firma Hartmann & Co. Das Engadiner Museum hat also einen neuen Besitzer: unseren Kreis. Das bedeutet nichts anderes, als dass das Engadin selbst über diesen wertvollen Schatz wachen und ihn beschützen will, diesen Spiegel engadinischer Kultur und Geschichte. Ein Volk, das seine Einzigartigkeit und deren Dokumente bewahrt, das dadurch seine Ahnen ehrt, das ehrt sich selbst. Unser Engadiner Museum ist deshalb in guten Händen und wird weiterhin und mehr denn je eine Zierde für Sankt Moritz und für das gesamte schöne Engadin sein.›

Das von einem Privaten initiierte Engadiner Museum hatte also einige Schwierigkeiten, als notwendige öffentliche Einrichtung anerkannt zu werden. Die Hotelgäste schienen sich nicht sehr für einheimisches Wohnen und Handwerk zu interessieren. Und die Hotellerie, welche den Charakter von St.Moritz radikal verändert hatte, die Gemeinde in ihrer damaligen und jetzigen Bedeutung eigentlich erst hatte entstehen lassen, bedurfte offenbar nicht so dringend einer historisierenden Selbstdarstellung, dass sie bereitwillig anstehende Kosten übernom-

ursprünglich an einen Preis von 600'000 Franken für das Museum gedacht und diesen schon 1906, also nicht erst 1908, als die Gesellschaft zur Erhaltung des Engadiner Museums gegründet wurde, zu realisieren gehofft hatte. Tungs Behauptung, wonach die kulturellen Absichten Campells geschäftliche Interessen nicht ganz zu verstecken vermocht hätten, scheinen im Licht dieser Informationen nicht unberechtigt gewesen zu sein.

men hätte. Behindert wurden die Bemühungen um das Museum ausserdem durch Streitigkeiten und Verdächtigungen verschiedener mehr oder weniger direkt an seiner Entstehung beteiligter Personen. Diese persönlichen Auseinandersetzungen waren zwar eben tatsächlich persönliche, da sie aber teilweise in der überlieferten Öffentlichkeit ausgetragen wurden und da sie immer wieder Finanzen zum Thema hatten, sind sie nicht einfach als zufällige und untypische abzutun.[29] Ausserdem ist die Entstehungsgeschichte des Museums deshalb von Interesse, weil sie die unterschiedlichsten Instanzen und Bereiche interessierte und (beispielsweise zwecks Finanzierung) in ein Verhältnis zueinander brachte, das den touristischen Hintergrund, vor dem sich alles abspielte, zu erhellen vermag. Vom Bundesrat bis zum (wahrscheinlich ausländischen) Bauarbeiter, vom Mitbesitzer und Direktor der Regionalbank bis zum Landschaftsmaler, vom Hotelgeranten bis zum Bauern, vom Schreiner bis zum Ständerat und Juristen, vom Arzt bis zum Journalisten mussten sich Leute mit dem Engadiner Museum beschäftigen. Ein wichtiger Grund dafür ist in der Tatsache zu suchen, dass im jungen Kurort, dessen saisonalen Gäste-Bewegungen die ökonomische Abhängigkeit allen klar vor Augen führten, jede in der Öffentlichkeit diskutierte Aktivität auch und zuerst einmal auf ihre Gewinnträchtigkeit hin untersucht wurde. Und das war erst recht der Fall, wenn wie hier viel Geld im Spiel war. Die Verweise auf die Vorteile uneigennütziger Zusammenarbeit und auf die angeblichen oder vermeintlichen Werte vor-touristischer Traditionen gab es auch. Sie schlugen bei ihren Versuchen, die Moralität der Heimatliebe zu definieren und das Museum in eine hehre regionale Historienreihe zu stellen, aber meist einen so hohen Ton an, dass ihre Rede die Entstehungsgeschichte eher kontrastiert als bestätigt.[30]

29 Wie auch eine andere Museumsgründung die Bevölkerung von St. Moritz und des Oberengadins beschäftigte, ist nachzulesen in Dora Lardellis Text über ‹Giovanni Segantini und sein Museum. ...› Für die Einrichtung eines Segantini-Museums bildete sich 1907 ein 'Comitato Segantini', denn auch diesmal sahen die interessierten Kreise das Engadin in Gefahr, kultureller Güter verlustig zu gehen, da akuten Geldmangels wegen der Abtransport eines guten Teils der bloss gemieteten Werke drohte. Wieder mussten der Bund und die Engadiner Bevölkerung zu finanziellen Leistungen animiert werden, damit eine museumswürdige Sammlung erhalten und ein Haus zu deren Präsentation erbaut werden konnte. Und der Arzt Oskar Bernhard spielte eine gewichtige Rolle im Entstehungsprozess auch dieses St.Moritzer Museums: zuerst einmal als Freund und Arzt Segantinis, dann aber auch als Präsident des 'Comitato', das ab 1908 zum Vorstand eines Vereins für das Segantini-Museums wurde.

30 In einem ‹Aufruf an die Männer und Frauen des Engadins und Andere, die es lieb haben› liess die Kommission für die Erhaltung des Engadiner Museums in der Engadiner Post vom 23. Februar 1910 folgendes verlauten: ‹Vor hunderten von Jahren haben sich die Bewohner des Engadins die Hände gereicht zu gemeinsamer Tat, die sie noch heute ehrt. Sie haben im Herzen des Tales auf dem einsamen Hügel

Begehbarkeit

Das Engadiner Museum stand am Kreuzungspunkt von Evozierungen einer Vergangenheit und den Bedingungen der Gegenwart. Die Zwänge der ersteren zu reziproken Hilfe- und Arbeitsleistungen, bewirkt durch die landwirtschaftliche Produktionsweise, wurden als freiwillige und uninteressierte Solidarität definiert. Die aktuellen Nutzungen landschaftlicher Vorzüge zu touristischen Zwecken dagegen waren arbeitsteilig, viel kapitalintensiver und auf neue Weise konkurrentiell. Dennoch konnten 'Heimatschutz' und Hotellerie in Einklang miteinander ihre Ziele verfolgen. Da der Tourismus selbst eine kantonale und sogar nationale Aufgabe war, hatte oft auch gar kein Widerspruch zwischen ihnen bestanden. Der Gedanke, dass die grossen Hotelbauten ausserdem selbst schützenswerte Objekte sind,

‹hat sich zwar erst nach dem Zweiten Weltkrieg in grossen Teilen der hiesigen Bevölkerung durchgesetzt, und auch das noch lange nicht bei allen. Und unterdessen bereut man ja schon viele Eingriffe, die im Innern der Häuser vorgenommen wurden. Am stärksten verändert wur-

von St.Gian mit ihren kargen Mitteln das erste und schönste christliche Gotteshaus des Engadins gebaut, eine Stätte der Anbetung, der Erweckung und des Trostes, die wohl unberechenbaren Segen dem Tale gestiftet hat. Vor wenigen von zehn Jahren haben die Urenkel das Beispiel der Ahnen befolgt und durch gemeinsame Mittel ein Heim ins Leben gerufen, das den Ärmsten der Armen dem Elend seiner eigenen Hütte entreisst und ihn in Sonnenschein und Liebespflege Krankheit und Siechtum unendlich weniger empfinden lässt als ehedem. Und heute ist aus freudigem Opfersinn ein drittes Werk entstanden, das neuerdings ehrend vom Gemeinsinn des Hochtales spricht und wie weniges berufen ist, Heimatliebe und Heimatfreudigkeit ins Herz der neuen Generation zu pflanzen. Das Engadinerhaus ob dem leuchtenden Alpsee, genannt Museo engiadinais, ist eine Schatzkammer für jeden echt empfindenden Engadiner. Dort, wo er umgeben ist von all dem Schönen, was geschickte Hände mit fleissigem Sinn zu Nutz und Zierat fürs liebe Heim im Hochtal während einem halben Jahrtausend in köstlicher Mannigfaltigkeit geschaffen haben, dort träumt er sich hinein ins Leben der Vergangenheit, und vertraute Gestalten der Vorzeit erheben sich vor ihm, die die Heimat geliebt, und denen nachzufolgen Pflicht und Ehre ist. Wer pietätvoll irgend ein liebes Andenken von Vater oder Mutter treu bewahrt und hochhält, der ist nie ganz verloren, und ein Volk, das Sitte und Ding der Väter ehrt, hat nie sein Letztes an Kraft ausgegeben. Das Heim ob dem Quell des hl. Mauritius ist wie dieser berufen, ein Jungbrunnen für viele zu werden, aber erst, wenn im wohlverstandenen Interesse gediegener Aufbewahrung aus den einzelnen Häusern des Tales die erstmalig erworbenen Schätze sich kostbar äufnen, entrissen dem sonst alles verschlingenden Strudel der Zeit, und so und soviele Gegenstände dann von ebenso vielen wohlgesinnten und ehemals wohlbekannten Menschen reden, die Enkel in direktester Weise an die Dahingegangenen erinnernd - dann wird man Dank wissen, unaussprechlichen Dank denen, die erstmalig den Grundstein gelegt haben zu einem Kulturdenkmal eines Tales, das bei aller früheren Abgeschiedenheit eine stolzeste Geschichte aufweist. Aber - ist dieses köstliche Ding schon geborgen? Nein - noch einmal und so eindringlich wie je ertönt heute der Ruf: Engadiner stehet zusammen. Noch sind eine Anzahl von Euch fern ab vom gemeinsamen Werk; kommt und schliesst zur Ehre Eurer Heimat die Reihen! Und Ihr, Freunde des Engadins, wollet uns diesmal Eure freundschaftlichen Gefühle durch eine liebenswürdige Tat beweisen, indem Ihr durch Beteiligung an der Verlosung Euer Scherflein zum Gelingen eines Werkes beitragt, das jedem biederen Engadiner Herzenssache ist und sein muss.›

den die Zimmer und Suiten dadurch, dass überall sanitäre Installationen eingebaut wurden. Das gab jeweils Platzprobleme. Aussen hat sich an den Kästen ja nichts geändert, oder nicht viel. Aber die Monopolstellung des Tourismus, allein schon die Tatsache, dass die Hotels einfach da waren — ich habe St.Moritz und das Tal ja immer nur mit den Hotels gekannt — machte sie zur Selbstverständlichkeit. Ob diese Hotels, die wie Ozeandampfer in einem Alpental stehen, schön sind oder nicht, fragte man sich gar nicht. ... Aber wenn ich nicht hier war und ans Tal dachte, auch schon vor dem Krieg war das so, da kamen mir nicht zuerst die Hotels in den Sinn, sondern die Landschaft und dann die Engadinerhäuser. Und dabei habe ich hier immer in Pontresina oder in St.Moritz gewohnt, wo es keine oder nur noch wenige solcher Häuser hat.›

Die Erinnerung dieser Informantin vergisst die Hotels nicht, aber es gelingt ihr, sie beiseite zu schieben, andere Teile des Tales ins Zentrum ihres Bildes zu rücken, die Landschaft aus ihrem touristischen Beschlag zu lösen und sie als hauptsächlich landwirtschaftlich genutzte zu verstehen. Die Ansprüche der Hoteliers an die Landschaft des Oberengadins waren aber gross. Besonders die sich rasch vergrössernde Bedeutung des Wintersports machte die Präsenz der Hotellerie auch dort sichtbar, wo nicht die Hotels selbst Raum belegen. Der vorhandene Raum, der öffentliche und der private, der bebaute und der unbebaute, waren ob der sich ausbreitenden Hotellerie und der in ihrem Gefolge entstandenen wirtschaftlichen und sportlichen Tätigkeiten zum knappen Gut geworden, um das es zu Auseinandersetzungen kam, die neuartiger Regulationen bedurften. Die Notwendigkeit beispielsweise, den Skifahrern genügend Platz zur Ausübung ihres Vergnügens zu bieten, machten die Hänge über St.Moritz, die eben noch 'Landschaft' und landwirtschaftliche Nutzflächen gewesen waren, zum Ort, an dem unterschiedliche Interessen aufeinandertrafen (vgl. eP, 19. März 1935).

Die Hotellerie und die sich direkt von ihr ableitenden Erwerbszweige hatten aber schon früher den öffentlichen Raum stark beansprucht. Besonders deutlich wird das am See, dessen Eisdecke in der Wintersaison gleichzeitig Spaziergängern, Eisläufern, Reitern und dem Skijöring, Kutschen, Pferderennen und Flugzeugen als mehrfach nutzbarer Ort diente. Einige der St.Moritzer Hotels verfügten zwar über eigene Eisplätze, die den Hotelgästen Betätigungsmöglichkeiten boten. Die Attraktivität des Seeeises litt allerdings kaum unter dieser künstlichen Konkurrenz. Die intensive Nutzung des zugefrorenen Sees blieb zudem nicht den Hotelgästen vorbehalten. Vom Begehen der Eisdecke waren die Einheimischen nicht ausgeschlossen, hier fand sich ein Ort, an dem sich Wohnbevölkerung und Touristen unterschiedslos vergnügen konnten. Eine Informantin aus St.Moritz wies auch darauf hin, wie erfreulich

es sei, dass es gelang, das gesamte Seeufer der allgemeinen Zugänglichkeit offenzuhalten: *‹Die Engadiner insgesamt dürfen stolz darauf sein, dass die Seeufer nirgends überbaut sind, sondern überall freigehalten wurden. Das sieht jetzt selbstverständlich aus, war es aber gar nicht immer. Aber bis auf den heutigen Tag kann jedermann an den Ufern der Seen spazieren und sich an den Schönheiten erfreuen.›*

Auf anderen öffentlichen Plätzen und in anderen Einrichtungen, welche Einheimischen und Gästen im Prinzip unterschiedslos offenstanden, war die Vermischung schon weit problematischer: Der einheimischen Bevölkerung wurde beispielsweise klargemacht, dass sie die Bedürfnisse der Touristen zu berücksichtigen hat und den Fremden den vor allem ihnen zugedachten Raum nicht streitig machen dürfe. Als für die Konzerte des Kurorchesters neu ein Eintrittsgeld von 50 Rappen erhoben wurde, führte das zu Protesten von St.Moritzern. Der Kur- und Verkehrsverein dagegen verwies auf die Notwendigkeit einer Regulierung des Erscheinungsbildes der Konzertbesucher. Gleichzeitig mit dem Bestreben, den öffentlichen Raum als hauptsächlich den Gästen reservierten zu deklarieren, wurden Regeln aufgestellt, wie dieser Raum zu begehen sei: Aufgrund wiederholter Klagen wurde in der Presse festgestellt,

‹dass am Konzert oft die besten Plätze von Einheimischen besetzt und somit den Gästen vorenthalten waren. Der Konzertangelegenheit muss ein gewisses Dekorum gewahrt bleiben, und da geht es wirklich nicht an, je nach der Toilette zwei Klassen von Einheimischen auszuscheiden. Derjenige aber, der sich zur Entrichtung des Eintrittsgeldes entschliesst, der richtet sich in Bezug auf Toilette in der Regel von vorneherein danach ein.› (eP, 20. August 1932)

Noch deutlicher wurden die Bewohner von St.Moritz in Klassen geteilt und um Zurückhaltung gebeten, als es um die Benutzung des 'Kinderparadieses' ging, einen Spielplatz und Hort, den die Gemeinde für Kinder von Gästen eingerichtet hatte:

‹Die Tatsache, dass die Gäste ihre Kinder nur mit grossem Widerwillen ins Kinderparadies schicken, wenn dort alle Klassen der Bevölkerung Zutritt haben, wurde schon oft belegt und kann auf grund neuester Vorkommnisse neuerdings belegt werden. Nun wird doch jeder unvoreingenommene St.Moritzer zugeben müssen, dass wir unsere Kurortseinrichtungen unter grossem Kostenaufwande in erster Linie zugunsten unserer Gäste geschaffen haben, und es geht nicht an, hier die Gleichberechtigung aller durch die Gemeindesubvention begründen zu wollen.› (eP, 20. August 1932)

Ganz unverblümt wird hier die soziale Trennung als unabänderliche und folgenreiche dargestellt. Ausserdem wird auf die Notwendigkeit

hingewiesen, dass die einheimische Bevölkerung Einrichtungen mitfinanziert, die ihr selbst nur theoretisch offenstehen. Eine Segregation ist damit nicht gemeint: Selbstverständlich blieben der öffentliche und der halb-öffentliche Raum allen Personen begehbar, die bereit waren, sich dessen Regeln anzupassen. Oft hiess dies allerdings auch, dass sie als Konsumenten aufzutreten hatten: Die Restaurants beispielsweise wurden von Einheimischen entsprechend ihren finanziellen Möglichkeiten sowie ihren sozialen und politischen Loyalitäten besucht, wie die Informanten aus St.Moritz betonen. Überhaupt bediente das lokale Gewerbe nicht nur die Hotelgäste, sondern auch die Einheimischen. Die Nahrungsmittelläden, die Kleider-, Schuh- und Sportgeschäfte, die Papeterien und die Eisenwarenhandlung, einige der Restaurants — 1924 gab es 65 davon in der Gemeinde St.Moritz (vgl. fE, 16. Dezember) —, die Lokale der Tabakwarenhändler und der Photographen, die Apotheken und die Sprechzimmer der Ärzte verdankten ihre Zahl oder ihre Grösse, die Breite ihrer Sortimente und das Angebot an Leistungen aber den Bedürfnissen der Hotelgäste (und der Hotels selbst), obwohl die ganzjährige einheimische Kundschaft ihnen ebenfalls unerlässlich war. Einer allgemeinen Zugänglichkeit entzogen waren dagegen die Hotels. Hier fand nur Eingang, wer Gast war oder wer hier arbeitete. Ausser dem Hotelpersonal, dem durch die Spezialisierung seiner Aufgaben nur ganz bestimmte Bereiche der Häuser zugänglich waren, andere aber strikt verschlossen blieben, betraf letzteres bisweilen Handwerker und Lieferanten, die für einen Auftrag ins Hotel kamen. Arbeiten, die nicht von den im Hotel beschäftigten Berufsleuten wie Schreinern, Schlossern, Tapezierern und Elektrikern etc ausgeführt werden konnten, vor allem Um- und Ausbauten, öffneten die grossen Häuser ausnahmsweise Aussenstehenden. Die Hotels waren der wichtigste und augenfälligste Teil der Tourismusorte, gleichzeitig waren sie aber der den Einheimischen am schwierigsten zugängliche — als Hotelangestellte waren ja nur äusserst wenige Oberengadiner engagiert.

Die kurzfristigen berufsbedingten Besuche von Einheimischen blieben deshalb auch gut in Erinnerung: ‹*Mein Vater war nicht oft in Hotels, nur für kleinere Umbauten und Neueinrichtungen. Und einmal veranstaltete der Besitzer ein kleines Aufrichtfest. Das war eine grosse Ausnahme. Sonst mieden diese Leute Ausgaben, die nicht unbedingt nötig waren. Und mein Vater erhielt eine 50 cm lange Schokolade: die solle er mir bringen, hatte der Hotelier gesagt.*› Ein anderer Informant erinnert sich, für das elterliche Geschäft Botengänge in die Hotels ausgeführt zu haben, wobei ihm aber nur ein ganz enger Bereich der Häuser offenstand: ‹*Ich brachte kleine Waren in die Hotels, welche*

Gäste hatten bestellen lassen. Vor allem in zwei Häuser. Aber die Gäste oder deren Zimmer sah ich nie. Ich kam immer nur bis zum Concierge, bei dem ich die Sachen ablieferte.› Dabei durfte er immerhin den Haupteingang benützen. Ein Bauer, der Milchwaren und einige andere Produkte aus seinem Betrieb an ein Hotel abgab, hatte direkt in die Küche zu gehen oder zum Lieferanteneingang: *‹Ich weiss eigentlich gar nicht, wie es in den Hotels aussieht, oder nur in der Küche. Andere Teile des Hauses habe ich nur durch die Eingangstür oder auf Photos gesehen. Aber vielleicht hat es mich auch nicht so stark interessiert, sonst hätte ich mich bemüht. Allerdings wäre es nicht leicht gewesen hineinzukommen; wer da nichts verloren hatte, der kam nicht rein.›*

Es waren am ehesten noch die Kinder, welche zu bestimmten Gelegenheiten Einlass fanden in die Hotels, sich durch einen Augenschein Bilder machen konnten vom Leben der Gäste in der exklusiven Umgebung. Besonders in der Zwischensaison wurden Schulfreundinnen und -freunde, manchmal ganze Klassen, von Hotelierskindern eingeladen. Die leeren Häuser waren dann jeweils einigermassen uneingeschränkt begehbar und eigneten sich deshalb bestens für ausgelassene Spiele.

‹Die Treppengeländer haben mir den stärksten Eindruck hinterlassen. Da versuchte ich runterzurutschen. Ich hatte sonst noch nie so lange Treppengeländer gesehen. Ich konnte in ein Hotel, weil ich in die gleiche Schulklasse ging wie der Sohn eines Hoteliers. Der hatte viele von uns zu einem Geburtstagsfest bei sich eingeladen. Wir wurden in der Küche bewirtet. Und nachher sind wir im Haus rumgetollt. Verstecken haben wir gespielt. Diese langen Gänge! Und wenn wir dann noch ein unverschlossenes Zimmer fanden, freuten wir uns natürlich gewaltig. Aber später, nach der Schulzeit war ich nie mehr in einem Hotel. Nicht einmal in der Halle. Was sollte ich dort auch tun? Ja, ins Restaurant eines Hotels, da ging man schon manchmal, aber eigentlich auch sehr selten, wenigstens am Abend. Vielleicht einmal mit der Frau, essen. Allerdings gab es in einem Hotel einen Stammtisch, an den ich morgens lange Zeit hinging. Von diesem Stamm wusste wohl das ganze Dorf. Es gab auch andere Stammtische, aber meistens nicht in Hotel-Restaurants. Nein: wenn man nicht etwas Bestimmtes zu tun hatte, ging man nicht ins Hotel. Und weil ich es als Kind gesehen habe, weiss ich, wie es drinnen aussieht. Jetzt bin ich nicht mehr so neugierig. Und ich habe natürlich Hotels gesehen von innen: wenn ich selbst in die Ferien ging, nach Italien zum Beispiel.›

Eine weitere Gelegenheit, in die Räumlichkeiten von Hotels vorzudringen, die üblicherweise den Gästen vorbehalten waren, ergab sich anlässlich bestimmter öffentlicher und halböffentlicher Veranstaltungen und Versammlungen. Einige Hoteliers stellten ihre Säle gelegentlich Parteien und Vereinen zur Verfügung, damit diese ihre Meinungen

kundtun oder ein Unterhaltungsprogramm zeigen konnten. Mindestens eine Vor-Wahl-Veranstaltung im Hotel Schweizerhof wurde im Abschnitt über die kommunale Politik erwähnt. Und von Vereinsanlässen, die in Hotels stattfanden, wird später die Rede sein. Auch öffentliche Ausstellungen und Filmvorführungen fanden in den Zwanzigerjahren und früher, vor der Eröffnung des ersten Kinos von St.Moritz, gelegentlich in Hotels statt, beispielsweise im Palace.[31] Neben solchen Veranstaltungen, die auch das 'Tonfilm-Theater Palü' im Golf-Hotel des Alpes in Samedan organisierte, wurden auch Vorträge und Versammlungen in Hotels durchgeführt. Die meisten dieser in Hotels organisierten Anlässe fanden in den touristenschwächsten Monaten statt. Zur grundsätzlichen räumlichen Ausscheidung von touristischen und einheimischen Bedürfnissen kam also noch eine zeitliche. Es waren immer geplante und geordnete Gelegenheiten, welche die sonst übliche, strenge Segregation zwischen dem den Hotelgästen und dem allgemein zugänglichen Raum aufhoben. Den aufgezählten Beispielen ist ausserdem gemein, dass sie einen klaren — politischen, didaktischen oder wirtschaftlichen — Zweck verfolgten. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass bestimmte Nutzungen von Räumen in Hotels durch Dritte auch zu Kritik Anlass gaben; dann nämlich, wenn sie ähnliche Interessen konkurrenzierten, die sich die Hotels aber nicht zum Ort ihrer Realisierung machen konnten. Unter dem Titel 'Unredliche Konkurrenz' erschien am 24.Januar 1919 im Fögl d'Engiadina ein Artikel, der sich dagegen wehrte, dass Hotels von auswärtigen Gewerbetreibenden zu geschäftlichen Zwecken genutzt werden:

‹Der Handels- und Gewerbeverein des Ortes hatte schon wiederholt Gelegenheit, auswärtige Konkurrenz zu bekämpfen, die sich nur für kurze Zeit hier einrichtet, in Hotels oder anderswo Ausstellungen ihrer Ware veranstaltet, weder Steuern noch Mieten für ein Ladenlokal bezahlt, gute Geschäfte macht und dann verschwindet. Ein neuer Fall solchen Verhaltens ist die Modeausstellung eines Wiener Unternehmens, die gegenwärtig in einem Hotel stattfindet und Tag für Tag hunderte von

31 Vor der Eröffnung von Kinosälen hatte auch der Kursaal der Vorführung von Filmen gedient. Eine Einladung zu zwei Veranstaltungen ins Palace tönte so: ‹Offizielles Programm des Verkehrsvereins. Um unsere Leser zu informieren, von denen vielleicht der eine oder andere gerne künstlerische und belehrende Vorführungen einer bei uns ziemlich unbekannten Art besuchen würde, drucken wir heute folgendes ab: 'a) Bilderausstellung, durchgeführt von der Gesellschaft engadinischer Künstler ... im Palace, vom 10. - 30. August. An ihr nehmen u.a. teil die bekannten Künstler E.Vital, Ftan, G.Segantini, Maloja, Menni, Samedan, Salis, St.Moritz, Giacometti, Stampa, A.Christoffel, S-chanf - Zürich. b) Cinematograph im Palace (getrennter Eingang). Am 2. und 3. August eröffnen zwei Vorführungen offiziell den Cinematographen, der zuerst die Filme der Flüge Biders über die Schweizer Alpen zeigen wird. Beginn um viertel vor neun abends. Dann die Komödie 'Meine Frau, die Filmschauspielerin' mit der berühmten Schauspielerin Ossi Oswalda, wie auch andere Kunstgattungen.› (fE, 1. August 1919)

Personen anzieht. ... Der Vorstand des Vereins sieht sich genötigt, gegen dieses Vorgehen zu protestieren und hat sich mit seinem Protest an den Verwaltungsrat des Hotels gewandt, an den Hotelierverein und an den kantonalen Gewerbeverband.›

Wie heftig die Konkurrenz des Gewerbes war und wie sehr diese Konkurrenz auch als Kampf um Raum ausgetragen wurde, zeigte gut zehn Jahre später ein Entschluss des Hotelier-Vereins von St.Moritz und der *‹Vereinigung der fünf grossen Hotels ... [, die sich] in zuvorkommender Weise bereit [erklärten] ... jegliche Art von Ausstellungen in den Hotelräumen, welche hier ansässige Geschäfte konkurrenzieren könnten, zu verbieten› (eP, 11. Dezember 1930).*[32] Die Hotels wurden so auch zum Ort der Auseinandersetzung um die Betätigungsmöglichkeiten des von ihr abhängigen Gewerbes. Von unterschiedlichen Interessengruppen angemeldete Ansprüche machten die oberengadinische Umgebung zu einem wirtschaftlich mehrfach definierten Raum.

Die ökonomische Vormachtstellung der Hotellerie war zwar unbestritten, sie garantierte aber nicht ein problemloses Verhältnis zu anderen Gewerben; und diese Gewerbe ihrerseits standen zueinander teilweise in einer Konkurrenz, welche gelegentlich recht erbittert geführt wurde. Unter der hotelleristischen Dominanz erlebte die kommunale Wirtschaft die Bewegungen, welche auch den Tourismus trafen. Sie musste ausserdem auf eine Weise funktionieren, die alle beteiligten Gruppen und Individuen so weit befriedigte, dass sie ihre Interessen für die gesamte Wirtschaft des Ortes nicht verloren und ihre eigenen Absichten nicht in Opposition zu den dominierenden brachten. *‹Auch weil es in der Zwischenkriegszeit so viele Krisen gab, war die Stimmung unter den Geschäftsleuten oft angespannt›*, erinnert sich ein Gewährsmann, dem hauptsächlich die oft harten Geschäftsgebaren in Erinnerung geblieben sind: *‹Man musste schauen, dass man zu seiner Sache kam. Die Hauptsaison war jeweils sehr kurz, bloss etwa sechs Wochen. Gerade die Geschäftsinhaber mussten da einen guten Teil ihres Jahresumsatzes erzielen. Deshalb ist ihre Nervosität verständlich. Geschenke machten sich die nicht. Man hatte immer die Augen offen, ob nicht jemand einem Konkurrenz machte.›* Kontinuierlich wurde zu bestimmen versucht, auf welche Weise verschiedene wirtschaftliche Interessen wahrzunehmen, zu schützen und aufeinander abzustimmen seien.

32 Allerdings drehte der Hotelier-Verein den Spiess auch um und beklagte sich über Konkurrenzierungen, die seinen Mitgliedern durch Handel und Gewerbe widerführen. Er wies darauf hin, dass die hiesigen Geschäfte ‹... durch einen grossen Verschleiss von Getränken aller Art die Hotels konkurrenzieren.› (eP, 11. Dezember 1930)

Einig war sich das lokale Gewerbe in den Bemühungen um Schutz gegen auswärtige Konkurrenz. Im Jahr 1937, rechtzeitig auf die Wintersaison hin, wurde vom Gemeinderat eine neue 'Photographenverordnung' erlassen, nach der *‹jedes berufsmässige Photographieren ohne Auftrag auf sämtlichen Strassen und Plätzen der Gemeinde St.Moritz untersagt ist, gegen Bussung im Übertretungsfall.› (eP, 9. November 1937)* Diese Verordnung richtete sich gegen Strassenphotographen, die zum Teil zwischen verschiedenen Fremdenverkehrsorten im In- und Ausland hin und her pendelten, um — ohne über ein Geschäftslokal zu verfügen — gegen ein Entgelt Touristen abzulichten. Die in St.Moritz ansässigen Photographen verteidigten hier erfolgreich ihr Territorium; der öffentliche Raum in der Gemeinde wurde einem einheimischen Gewerbe reserviert. Um solche Vorhaben erfolgreich durchführen zu können, war es günstig, wenn entsprechende Absichten nicht einfach von Individuen verfolgt wurden. Es bedurfte der Vereine und Verbände, um wirtschaftliche Interessen zusammenzufassen, zu ordnen und möglichst gut aufeinander abzustimmen.

Vereine und Veranstaltungen

Das 'Adress-Buch' der Gemeinde St.Moritz, welches 1933 vom Handels- und Gewerbeverein des Ortes zum ersten Mal herausgegeben wurde, zählt über 70 Gesellschaften und Vereine auf, in denen sich Einheimische, Private und Organisationen, gruppieren konnten. Nicht mitgezählt sind dabei jene Sozietäten und Clubs, welche bloss Hotelgästen offengestanden haben dürften, da sie mit einem der Häuser am Ort verbunden waren. Dass es solche Clubs gab, charakterisiert den Oberengadiner Tourismus auch noch der Zwischenkriegszeit als einen der langen Aufenthalte und der jahrelangen Treue vieler Gäste zum Ort und zu einzelnen Hotels. So waren beispielsweise fünf der sechs Curling-Clubs, welche in den Dreissigerjahren ihren Sitz in St.Moritz hatten, nach den Hotels benannt, auf deren Eisplätzen die Spieler — Gäste dieser Häuser — sich trafen. Neben den Skiclubs von St.Moritz und Champfèr gab es einen 'Ski-Club Corviglia', einen 'Ski- and Sporting Club St.Moritz', einen 'Ski-Club Suvrettahaus', einen britischen Langlauf-Club und einen ebensolchen 'Ski-Jumping Club', die alle von ausländischen Gästen des Ortes präsidiert wurden. An der Existenz solcher Vereine wird aber nicht nur die Konstanz deutlich, mit welcher sich ein Teil der Gästeschaft in St.Moritz einfand, sondern auch wieder die Trennung zwischen Einwohnern und Gästen. Der 1888 gegründete St.Moritz Tobogganing Club beispielsweise war — nach den Worten

eines Mitglieds — ein britischer Club mit schwacher ausländischer Beteiligung. Es ist klar, dass diese Gäste-Clubs für das gesellige Leben im Dorf keine oder eine sehr geringe, oft nicht nur personell, sondern auch zeitlich reduzierte Rolle spielten, dass viele Einheimische von ihrer Existenz gar keine Kenntnis hatten. Umgekehrt waren aber Vereine, deren Mitglieder sich ausschliesslich oder doch zum allergrössten Teil aus Einheimischen rekrutierten und deren Ziel nicht in der Vertretung wirtschaftlicher Interessen bestand, eng mit dem Tourismus verbunden; etwa dadurch, dass sie Aktivitäten von Hotelgästen zum Vorbild hatten oder dass sie deren Ausübung fördern wollten.

Die Mitgliedschaft in bestimmten Vereinen war ihrerseits nicht in jedem Fall und ausschliesslich mit der Freude an Geselligkeit oder der Lust am Verfolgen des Vereinsziels begründet. Das Mitmachen in einem Verein konnte Teil ökonomischer Strategien von Individuen sein, die ihre Möglichkeiten der Teilnahme am touristischen Geschäft verbessern und ihre gesellschaftlichen Beziehungen vermehren und verstärken wollten. Verbindungen zwischen dem Tourismus und lokalen Vereinen funktionierten auch insofern, als letztere Anlässe mitgestalteten und verschönerten, die für Touristen durchgeführt wurden. Solche Verbindungen zeigen das Interesse der Hotellerie an der Existenz von Vereinen und lenken den Blick auf einen neuen Aspekt des Verhältnisses zwischen einheimischer Bevölkerung und Hotellerie. Nicht nur Individuen, ihre wirtschaftlichen und politischen Vorstellungen, sind es hier, welche vom Tourismus geformt werden, sondern auch ihre Gruppierung zu freizeitlichen und in einem engen Sinn 'kulturellen' Zwecken. Die den Bewohnern von St.Moritz gebotenen Möglichkeiten, sich ausserhalb der Arbeit und anders als aufgrund beispielsweise politischer Gemeinsamkeiten miteinander zu verbinden, wurden also ebenfalls im Gefolge der Hotellerie, mit ihrer Unterstützung oder mit ihrer Duldung, wahrgenommen. Alle Gesellschaften von St.Moritz — nicht nur der Hotelier- oder der Kur- und Verkehrsverein, der Handels- und Gewerbeverein oder der Grundeigentümerverband — waren auf den Tourismus ausgerichtet.

Sportvereine

So war die Bedeutung des Ski-Clubs 'Alpina' seit seiner Gründung im Jahr 1903 eine doppelte: der Verein gab Einheimischen die Möglichkeit, einen Sport organisiert durchzuführen, ihn unter Umständen überhaupt zu erlernen. Gleichzeitig spielte er auch eine wichtige Rolle *‹in der Geschichte des Weltkurortes St.Moritz sowie in der Entwicklung des Skisportes. ... Die Vorstandsmitglieder und die zahlreichen Funktionä-*

re waren vor allem durch die Organisation von Grossveranstaltungen sehr stark beansprucht.›[33] Die Propagierung des Skisports geschah zu einem wichtigen Teil mittels der Durchführung von Wettläufen und -springen und war so erfolgreich, dass die Wintersaisons schliesslich die Bedeutung des Sommertourismus in St.Moritz und im Oberengadin übertrafen. Schon seit 1905 existierte in St.Moritz mit der Julierschanze eine bedeutende Einrichtung, auf der jedes Jahr einige grosse und mehrere kleine Anlässe organisiert wurden. Und 1928 war die 'Alpina' auch an der Planung und Organisation der olympischen Winterspiele beteiligt. Erster Präsident des Vereins war Emil Thoma-Badrutt, nachmaliger Hotelier auf Chantarella und Initiant der Corviglia-Bahn, von 1906 bis 1908 auch Präsident des Schweizerischen Skiverbandes, freisinniger Gemeinde- und Grossrat. Carl Nater, der ab 1926 parteiloser St.Moritzer Gemeindepräsident war, stand der 'Alpina' zwischen 1917 und 1920 sowie von 1931 bis 1934 vor.[34] Er unterstrich die öffentliche Bedeutung des Vereins beispielsweise anlässlich der Generalversammlung des Clubs von 1932, als die Presse folgendermassen berichten konnte: *‹Ein warmer Apell des Präsidenten zu geschlossener Mitarbeit richtete sich an die Interessengruppen des Ortes; denn die Alpina-Angelegenheiten sind gleichzeitig St.Moritzer Angelegenheiten.› (eP, 3. Dezember 1932)*

Die grosse Bedeutung des Skiclubs für den Fremdenverkehr erwies sich auch an dessen heterogenen Mitgliedschaft. Die Aufnahme auswärtiger und ausländischer Personen in die 'Alpina' war eines der raren Beispiele für eine Vermischung von St.Moritzern und Hotelgästen zu einer gemeinsamen Aktivität. Dass diese Aktivität eine sportliche und ausserdem relativ junge war, ist kein Zufall: Noch nicht eindeutig konnotiert und grundsätzlich beiden zugänglich, wurden das Skifahren und seine soziale Bedeutung eben erst definiert, und zwar von Gästen und Einheimischen gemeinsam. Der Anteil nicht-ortsansässiger Mitglieder (die zum allergrössten Teil ausländischer Herkunft waren) stieg seit der Gründung des Skiclubs im Jahr 1903 mit einem Einbruch während des Ersten Weltkriegs kontinuierlich an, um 1924 mehr als einen Drittel

33 So schreibt 1978 der Präsident des Skiclubs im Vorwort zur Publikation aus Anlass des 75jährigen Bestehens des Vereins (von Planta s.a.b:9). Der Verfasser selbst leitet sein Vorwort folgendermassen ein: ‹Die 75jährige Geschichte des Skiclubs Alpina St.Moritz ist ein getreues Spiegelbild von der Entwicklung des Skisportes in St.Moritz.‹ (s.a.b:10)

34 Nachdem bis 1928 ‹die Inhaber des Präsidentenamtes und der Vorstandschargen› der Alpina ‹am laufenden Band› änderten (vgl. von Planta s.a.b:54), kam es zu einer Beruhigung, als zwischen 1928 und 1931 sowie von 1934 bis 1939 Josef Brander das Amt des Skiclubpräsidenten innehatte. Brander war zwar nicht Hotelier und auch nicht in einem gewählten Gemeindeamt, als vom Kur- und Verkehrsverein angestellter Buchhalter hatte aber auch er eine sehr direkte Beziehung zur Hotellerie und zur Offizialität der Gemeinde St.Moritz.

der 368 Aktiv- und Passivmitglieder auszumachen (vgl. Jilli 1924:12).[35] Der Skiclub funktionierte auch insofern in Hinblick auf die Gäste, als sein Vorstand *‹durch eine weitere ständige Veranstaltung, 'das Mittwochrennen für Gäste' hofft ..., einem schon oft festgehaltenen Bedürfnis Rechnung zu tragen›. (eP, 26. November 1935)* Bedeutungsvoll für den Kontakt zwischen Einheimischen und Touristen war der Skiclub aber nicht bloss wegen der gemischten Mitgliedschaft und wegen vereinzelter Anlässe, sondern auch wegen der Tatsache, dass er das Skilehrerwesen von St.Moritz zu kontrollieren versuchte. Die Skilehrer bildeten jenen Teil der einheimischen Bevölkerung, der — wie die Bergführer — im engsten und ausgiebigsten Kontakt mit den Fremden standen. Auch deshalb wurde der Organisation der Skilehrer so grosse Bedeutung beigemessen. Die lokalen Interessen kamen dabei zwar verschiedentlich in Konkurrenz zu kantonalen und nationalen Vorstellungen bezüglich der Ausübung des Skilehrerberufes, welche in der Zwischenkriegszeit auf verschiedenen Ebenen vorerst unterschiedlich geregelt wurde, behindert sahen sich dadurch die rasante Entwicklung des Skifahrens und die sie begleitende Euphorie aber nicht:

‹Mit der Entwicklung des Skisportes traten schon bald die ersten Skilehrer in Funktion. Junge einheimische Sportleute, zu denen sich bald auch solche von auswärts und vom Ausland hinzugesellten, führten die immer zahlreicher werdenden Skienthusiasten in die Geheimnisse der langen Bretter ein. Herrschten in den ersten Jahren in bezug auf die Entschädigung für die Erteilung des Skiunterrichtes grosse Unterschiede, so fanden diese im Winter 1910/11 mit der Inkraftsetzung eines allgemein gültigen Skiregulativs durch die Gemeindebehörden von St.Moritz ein Ende. Im Jahr 1911/12 zählte man in St.Moritz 7 patentierte Skilehrer, 1920/21 deren 10 und 1923/24 deren 36.› (von Planta s.a.b: 31)

1926/27 arbeiteten in St.Moritz schon 65 Skilehrer und eine Skilehrerin, die alle Mitglieder der 'Alpina' sein mussten. Im selben Winter, am 20. Januar, wurde im Kanton Graubünden vom Volk ein neues Skilehrergesetz angenommen, das Ordnung in einen relativ neuen Berufsstand bringen und die einheimischen Skilehrer vor auswärtiger Konkurrenz schützen sollte. Die Probleme des Berufsstandes waren damit aber noch nicht gelöst, und die Strukturierung des bisher von den Skilehrern individuell gestalteten Skiunterrichts ging weiter: Im

35 Wie eng die Verbindung zwischen dem Skiclub und der Entwicklung von St.Moritz war, zeigen die sich verändernden Mitgliederzahlen des Vereins überhaupt (vgl. von Planta s.a.b:200): Von 1930 bis '34 sanken die entsprechenden Werte von 780 auf 451, also um über 42%. Und der grosse Anteil von Passivmitgliedern belegt, für wie wichtig die Förderung des Skisportes gehalten wurde im Fremdenverkehrsort, das sich immer stärker zu einem Wintersportort entwickelte.

Winter 1931/32 nahm eine Skischule in St.Moritz ihren Betrieb auf, nachdem *‹die Hotellerie ... die Skischule als Notwendigkeit [erachtete und darauf hinwies], dass das Fehlen einer solchen einen Abgang von Gästen zur Folge hätte.› (von Planta s.a.b:44)*[36] Noch die Art des erteilten Unterrichts stand unter dem Einfluss der Hotellerie: *‹Einem seitens der Hotellerie zum Ausdruck gebrachten Wunsche Raum gebend, hat sich die St.Moritzer Skilehrerschaft entschlossen, zwecks Erreichung einer Vereinheitlichung der Skilehrmethode einen durch die Interverbands-organisation durchzuführenden Instruktionskurs zu besuchen.› (eP, 1.Dezember 1932)*[37]

36 Dass die direkte wirtschaftliche Beteiligung Einheimischer an der sportlichen Betätigung von Gästen aber auch in Widerspruch zu den Interessen der Hoteliers hatte geraten können, zeigt der Rückblick auf die Geschichte des Bergführervereins von Pontresina: ‹Es bildeten sich zwei Fronten. Auf der einen Seite die Bergführer, auf der anderen Seite die Hoteliers. Die Führer verfochten mit Vehemenz ihre Anliegen gegenüber den Touristen. Auf der anderen Seite setzten sich die Hoteliers für ihre Gäste ins Mittel. Die Fronten versteiften sich im Laufe der Zeit immer mehr, so dass nur eine unparteiische neutrale Instanz diese Streiterei schlichten konnte. Und da schaltete sich der SAC ein, respektiv es wurden von dieser Seite sehr viele Vorstösse unternommen, um endlich das Bergführerwesen gesetzlich zu verankern, obwohl aus Bergführerkreisen von Pontresina eine starke Opposition entstand. Die älteren aber auch tüchtigsten Bergführer waren jeder Einschränkung ihrer Berufsfreiheit abhold. So erklärten sie, dass die Idee, Kurse für Bergführer einzuführen, vollständig überflüssig wäre. Sie wehrten sich auch gegen diese Männer vom SAC, die für die Patentierung absolut nicht fähig und zuständig wären. Trotz Opposition im Dorfe Pontresina erliess der Grosse Rat 1902 ein Führer-Reglement, nachdem die bündnerischen Alpen-Club-Sektionen zur Vernehmlassung eingeladen waren. Dieses Reglement befriedigte die Interessen vieler Kreise nicht, weshalb der Kleine Rat 1906 an den Grossen Rat mit dem Entwurf eines Gesetzes betr. Führerwesen gelangte. Dieses Gesetz wurde am 17. März 1907 vom Volk mit schwachem Mehr angenommen und auf den 1.1.1908 in Kraft gesetzt.› (Golay s.a.:127)

37 So wichtig waren das Skifahren und sein Unterricht, dass die lokale Presse detaillierte Angaben zur Skitechnik machen konnte; offenbar wurde damit gerechnet, dass solches auf allgemeines Interesse stösst: ‹Ausgehängte Plakate erinnern uns daran, dass nun auch unsere Schweizer Skischule ihren Betrieb aufgenommen hat. Sie steht unter der Leitung der beiden bewährten Skiinstruktoren Chr. Caseel und Boz und wird somit in der Lage sein, auch fernerhin allen Ansprüchen seitens unserer Gäste zu genügen. In welcher Weise in einer Schweizer Skischule unterrichtet wird, zeigen folgende Ausführungen eines Fachmannes: Der vollständige Stoffplan gliedert sich in die folgenden Teilgebiete: das Gehen: Auf die korrekte Erlernung des Gehens wird grosser Wert gelegt. Aus dem Gehschritt wird der Gleitschritt entwickelt. Der Gleitschritt ist eines der Fundamente des Skifahrens. Korrektes Gehen im Zweischritt, Dreischritt, Vierschritt ist die Grundlage rascher, freier Bewegung im Gelände. Für den Aufstieg werden Steigschritt, Treppenschritt und Grätenschritt gelehrt. Zum Wenden in der Ebene und am Hang dient die Spitzkehre. Das Fahren: Die Erlernung der richtigen Fahrstellung ist besonders wichtig. Der Einfluss der Vorlage und Rücklage, der hohen, mittleren und tiefen Stellung müssen erfasst werden. Auch die Ausfallstellung gehört dazu. Von ganz besonderem Wert für die Fahrschulung ist das richtige Einüben des Fahrens vom Hang in die Ebene, durch Mulden, über Wellen und von der Ebene in den Hang. Diese grundlegenden Übungen legen das Fundament zu gutem, sicheren Geländefahren. Drehschritt aus der Fahrt und Schlittschuhschritt vervollständigen die Fahrübungen. Die Fahrtbremsung: Als wertvolle Hilfe für den angehenden Geländefahrer und als unerlässliche Übung für Richtungsänderungen und Schwünge wird das beidseitige Stemmen (Schneepflug), dann das einseitige Stemmen und das seitliche Abrutschen zum

Die Reglementierung, welche im Skiwesen im Gang war, wurde in St.Moritz aber nicht nur begrüsst. Am 17. November 1933 erliess die Kantonsregierung nämlich ein weiteres Regulativ, *‹wonach einzig und allein der Name 'Schweizerische Skischule' zur Anwendung gelangen darf, für jeden Kurort nur eine Bewilligung erteilt wird und der Leiter neben dem kantonalen Skilehrerpatent auch das schweiz. Brevet des Interverbandes besitzen muss.› (eP, 2. Dezember 1933)* Da in St.Moritz auch eine 'Internationale Ski-Schule der Gebrüder Testa' bestand, die ihrerseits *‹mithelfen [möchte], den Skilauf unter den Einheimischen zu fördern und ... zu diesem zwecke wiederum einen ihrer bewährten Gratis-Skikurse noch unmittelbar vor Saisonbeginn›* veranstaltete, gerieten lokale Interessen in Widerspruch zu allgemeineren Bestrebungen *(eP, 30. November 1933)*.[38] Die Gegnerschaft organisierte sich in St.Moritz prompt: *‹Da [im neuen Regulativ] ... Bestimmungen enthalten sind, die nicht im Interesse einer für St.Moritz zweckmässigen Pflege des Skisportes sind, machte sich hier das Bedürfnis zu einer Aussprache darüber im Kreise der Interessenten bemerkbar.›* Anlässlich einer *‹zahlreich besuchten Versammlung›* wurde *‹die Unhaltbarkeit dieser sehr engherzig gefassten Bestimmungen für die Verhältnisse, wie sie am Weltkurort St.Moritz vorliegen ... übereinstimmend von allen Diskussionspartnern hervorgehoben und der Standpunkt der erschienenen Interessenten fand seinen Niederschlag in ... [einer] einstimmig*

Hang gelehrt. Die Richtungsänderung: Die Kenntnis der Stemmwirkung und der Drehwirkung, welche aus Körperkraft, Schwungkraft, Eigengewicht und Steuerwirkung entsteht, ist grundlegend für alle Richtungsänderungen. Der gründlichen Erlernung des Stemmbogens und des Pflugbogens wird grosse Bedeutung geschenkt. Die Schwünge: Die grundlegenden Unterschiede zwischen Reissen und Ziehen der Schwünge sind wichtig. Die Schulung der Kristiania berücksichtigt auch den Stemmkristiania mit und ohne Stockeinsatz sowie den Scherenkristiania. Dem Telemark wird gleichfalls viel Zeit gewidmet, denn er ist gerade für das schneereiche Schweizergelände ein wundervoller Schwung. Die Sprünge: Der Drehsprung wird einstöckig oder zweistöckig gelehrt. Auch der Geländesprung über Wellen und kleinere Hindernisse gehört zum Rüstzeug des guten Fahrens.‹ (eP, 20. Dezember 1934)

38 Giovanni Testa erinnert sich folgendermassen an die berufliche Situation einer Mehrzahl seiner Kollegen in den Dreissigerjahren und während des Zweiten Weltkrieges: ‹Nur wenig Gäste waren in der Lage, ihre Winterferien in St.Moritz zu verbringen. Tüchtige einheimische Handwerker waren arbeitslos und hatten Mühe, ihre Familien zu versorgen. Einige dieser bestqualifizierten einheimischen Handwerker fanden sich in der jüngst aus der Taufe gehobenen Skischule St.Moritz zusammen und der Not der Stunde gehorchend und beherrscht von idealem Teamgeist entwickelten sie eine mustergültige Schule, deren Zweck darin bestand, einerseits den Skischülern einwandfreie Technik und Fahrweise zu vermitteln und anderseits dem Wintersportplatz St.Moritz propagandistisch beizustehen. Beide Aufträge, nämlich einwandfreies Skilaufen zu vermitteln und für St.Moritz propagandistisch zu wirken, wurden erfüllt. Mit derselben Seriosität, wie die zur Zeit teilweise während den Wintermonaten arbeitslos gewordenen Handwerker ehemals ihren Beruf ausübten, widmeten sie sich mit Liebe, Disziplin und Fleiss ihrem Zusatzberuf als Skilehrer.› (Testa s.a.:111)

gefassten Resolution›, in welcher beschlossen wurde, ‹*die Gemeindebehörden von St.Moritz und den Kur- und Verkehrsverein St.Moritz zu beauftragen, ohne Verzug die nötigen Schritte einzuleiten, um eine Abänderung der für den Kurort nicht annehmbaren Bestimmungen des neuen Regulativs herbeizuführen.*› (eP, 2. Dezember 1933) Die lokale Gegenwehr gegen die externen Reglementierungsversuche mobilisierte gute Teile der hiesigen Offizialität und gab zu Formulierungen Anlass, welche die Verdienstmöglichkeiten der Skilehrer zur Quintessenz des inneralpinen Lebens machten. Auffällig ist hier, dass auch die Hotellerie an ihre Verpflichtungen gegenüber der einheimischen Bevölkerung erinnert wird:

‹*Der Schöpfer hat uns Berglern die Berge, die schönen Winterlandschaften gegeben, damit auch wir unser Brot verdienen; der Unterländer, Städter, hat Fabriken, wo er Verdienstmöglichkeiten hat, die dem Bergbewohner fehlen. Warum sollten wir da diese schon Bessergestellten noch unterstützen und sie heraufziehen lassen, um den Bergbewohnern den Verdienst wegzunehmen. Wenn wir hier nicht beizeiten dagegen steuern, so werden wir in kurzer Zeit verdrängt; denn der Städter hat im allgemeinen ein gutes Mundwerk, kann sich überall einnisten, während der Bergbewohner ruhig und zurückgezogen ist und deshalb oft als dumm angesehen wird. Nicht nur in den Berggegenden gibt es Arbeits- und Verdienstlose; wenn Krise herrscht, so wird auch mancher Unterländer und Städter die Gelegenheit benützen und die paar Wintermonate in den Bergen verbringen, um sich als Skilehrer seinen Unterhalt zu verdienen. In den genannten Kantonen [Graubünden, Bern, Wallis und Uri] muss man sich deshalb streng an die Gesetze halten, und diese noch verschärfen; denn schon heute sind es viele, die uns den Verdienst wegnehmen. Darunter sogar Studenten, die ihre Ferien benützen, um als Skilehrer ihr Sackgeld zu verdienen; arbeitslose Kaufleute, Offiziere, Schwimm- und Tennislehrer etc. etc. Durch diese Leute werden unsere Bergler verdrängt. Wir hoffen, dass die Hotellerie, und speziell die Regierungen, die Bergbewohner unterstützen. Im Notfalle, bei Hochwasser, Rüfen, bei Feuersbrunst, bei Unglücksfällen in den Bergen etc., müssen die Bewohner der Berge einspringen; die andern sind 'fein raus', gehen nach Schluss der Saison mit dem Profit in der Tasche in die Stadt zurück, und wir sind dem Unangenehmen ausgesetzt und müssen die hohen Steuern bezahlen.*› *(eP, 21. April 1934)*[39]

39 Der Einsender, welcher sich so äussert, ein schweizerischer Skiinstruktor, weist auch auf einen weiteren Aspekt der Unzufriedenheit mit der Organisation des Skilehrerwesens hin: Der kantonalen Ausbildung zum Skilehrer, wie sie in Graubünden und in den genannten andern Alpenkantonen einzig zur Ausübung des Berufes berechtigt, standen die Kurse des schon erwähnten Interverbandes gegenüber: ‹Der Interverband hat sich auf Initiative des Herrn Franz Schuler (Chur) zusammengetan aus allen am Skilauf interessierten Verbänden der Schweiz. Zweck des Interverbands war, eine einheitliche Anleitung für Skiunterricht in der ganzen Schweiz zu schaffen. Es war unbedingt notwendig, denn im Berner Oberland z.B.

Neu geregelt wurde das Skilehrerwesen dann 1939 insofern, als ein kantonales Gesetz und der Skischulverband der Schweiz den lokalen Skiclubs, also auch der St.Moritzer 'Alpina', die entsprechende Zuständigkeit entzogen. Die Bedeutung des Skiclubs war damit zwar in einem Bereich beschnitten, er hatte die Kontrolle über die Zulassung von Einheimischen und auswärtigen Konkurrenten zu einer Erwerbsquelle verloren. Seine wichtige Rolle für die Entwicklung des Skisports behielt er aber bei. Und weiterhin machte er durch die Ausrichtung von Wettkämpfen oder durch sportliche Leistungen einzelner seiner Mitglieder von St.Moritz reden. Die 'Alpina' und von ihr durchgeführte Veranstaltungen waren so bedeutend, dass andere wichtige Bereiche des lokalen Lebens darauf Rücksicht nahmen und eigene Anlässe verschoben, um diese nicht zu konkurrenzieren. Das katholische Pfarramt machte in der Presse darauf aufmerksam, *‹dass morgen mit Rücksicht auf das Corvatsch-Rennen schon um 3 1/2 Uhr morgens in der Kirche im Bad eine heilige Messe gelesen wird.› (eP, 11. Juli 1931)*

Dass auch Sportvereine, deren Betätigung nicht eine dem Tourismus förderliche war, vom Gang der grossen Geschichte und der Geschäfte in St.Moritz abhängig waren, zeigt das Beispiel des Turnvereins. In der Festschrift zu seinem 100jährigen Bestehen von 1988 wird berichtet, wie die Mitgliederzahlen in Kriegszeiten jeweils rapide zurückgingen und wie die Durchführung des Kantonalturnfestes von 1921 die Bevölkerung der Gemeinde weit über die Vereinsgrenzen hinaus mobilisierte:

‹Die Fotos, die uns überliefert sind, wie auch das Programm zeugen vom damals grossen Rückhalt der Bevölkerung. Die finanziellen Probleme löste man mit dem Verkauf von Anteilscheinen, die nach dem Fest wieder zurückbezahlt wurden. Und — wahrscheinlich hatten die Initianten insgeheim darauf spekuliert — vor allem durch den Verzicht vieler Käufer ... auf ... Rückzahlung wurde das Turnfest auch ein finanzieller Erfolg.›

Dieser Erfolg — allerdings geriet man sich *‹ob der Verteilung dieses Geldes ... zwischen den Organisatoren und dem Verein in die Haare›* (Turnverein... 1988) — schützte aber dann den Verein nicht vor seiner zeitweiligen Auflösung im Jahre 1926. Schon früher hatte diese Gesellschaft in Schwierigkeiten gesteckt: Als die Turner zehn Jahre nach der Neugründung das fünfzigjährige Bestehen ihrer Organisation feierten, hielt Dr. Jules Robbi eine Rede, in der er auf die Probleme verwies,

wurde das, was in Graubünden gelehrt wurde, als falsch bezeichnet; umgekehrt dasselbe. Auch in den einzelnen Kantonen selbst waren von einem Sportplatz zum andern grosse Unterschiede, ja schliesslich im Kurort selbst behauptete der eine Skilehrer, was der andere unterrichte, sei falsch.› (eP, 21. April 1934)

welche den Verein in der Folge des Ersten Weltkrieges plagten. Erwähnt wurde aber auch, dass verschiedene Sportarten einander konkurrenzieren können. Darob wird wiederum die Abhängigkeit des Funktionierens und die Abhängigkeit sogar der Ziele vieler Vereine im St.Moritz der Zwischenkriegszeit von den Interessen der Hotellerie sichtbar: Die Sozietäten, deren Aktivitäten am besten mit den Bedürfnissen des Fremdenverkehrs in Einklang zu bringen waren, überstanden die Krisen besser als jene, aus denen nicht offensichtliche Vorteile für das touristische Ganze zu ziehen waren. Gleichzeitig litten letztere besonders stark unter den bedeutenden Bevölkerungsbewegungen, welche der wichtigste Faktor der sozialen Unbeständigkeit in der Gemeinde waren:

‹Dass der Turnverein gelegentlich auf kurze Zeit den Betrieb wegen Mangel an Mitgliedern einstellen musste, lag wohl im Umstand zu suchen, dass der seit 1905 besonders stark einsetzende Wintersport die jungen Leute ablenkte, und dann auch an den besondern neuen Verhältnissen am Ort mit mannigfaltiger flottanter Bevölkerungsbewegung. Einen gewaltigen Riss brachten die Mobilisationsjahre dem Turnerbetrieb im allgemeinen, als unsere Turner im Wehrkleid an der Grenze standen und dem Vaterlande ihre Kräfte widmeten, die beim Turnen errungen wurden. - Bei uns kam ausserdem die lokale Lage dazu, indem unsere schöne geräumige Halle zu Militärzwecken requiriert war.› (eP, 29. November 1938)

Musik

Eine andere lokale Gesellschaft erhielt, als ihre Existenz ebenfalls in den Zwanzigerjahren bedroht war, vom Gemeinwesen 'offizielle Hilfe'. Die Hilfestellung durch die Gemeinde schien offenbar eine Selbstverständlichkeit zu sein, denn die Dorfmusik, um die es hier geht, war nicht nur ein weiterer Teil der lokalen Gesellschaft, sondern ganz deutlich auch der touristischen Infrastruktur, ohne den man nicht auskommen wollte. Verschiedene, vor allem sportliche Anlässe, die — wie etwa die Pferderennen auf dem gefrorenen See — hauptsächlich für die Hotelgäste durchgeführt wurden, bedurften notwendigerweise einer musikalischen Einrahmung. Besorgt für die war, solange die Möglichkeiten der mechanischen Reproduzierbarkeit von Musik nicht bestanden oder noch ungenügend waren, eben die Musikgesellschaft:

‹Es war vorauszusehen, dass St.Moritz nicht lange damit zuwarten würde, die Sache wieder in Ordnung zu bringen, da das Problem nicht unlösbar ist. Und ein Kurort wie St.Moritz kann ganz einfach nicht ohne tüchtige und ordentliche Instrumentalmusik sein. Man denke an all die sportlichen und sozialen Veranstaltungen, welche St.Moritz während

eines Jahres durchführen muss, und wie das wäre ohne eine Musik. Und ausserdem ist von einem ideellen Standpunkt aus gesehen eine Instrumentalmusik in der Gemeinde auch sonst für viele Leute eine gute Sache, da sie auch die Ideale und die schöne Kunst von bescheidener bis zu fortgeschrittener Musik fördert, welche den Menschen erfreut.›

Es sind aber schliesslich doch nicht so sehr hehre Ziele, welche den Ausschlag geben für die kollektiv zu unternehmenden Anstrengungen, denn der nächste Satz des Artikels hat wieder ganz die Touristik im Auge: *‹Je näher die Saison rückt, desto dringender wurde der Wiederaufbau der Blasmusik.›* Man ging das Problem mit der Einberufung einer öffentlichen Versammlung im Gemeindesaal an. Teilnehmer an der Informations- und Planungsveranstaltung waren interessierte Personen, andere Gesellschaften und Vereine des Dorfes schickten Delegierte. Dass die Gemeindebehörden vertreten waren, unterstrich den offiziellen Charakter der Bemühungen. Die Anwesenden waren, so die Presse,

‹der Meinung, dass die Musik wieder auferstehen sollte und viele Vorschläge wurden vorgebracht, um zu zeigen, auf welche praktische und passende Weise ein solches Ziel zu erreichen ist, und um die Gesellschaft auch auf eine solidere Basis zu stellen. Die Diskussion war sehr angeregt und zum Schluss wurde entschieden, eine Initiativkommission zu wählen, die sich mit den Mitgliedern der Blasmusik in Verbindung setzen sollte, um den Wiederaufbau der Gesellschaft an die Hand zu nehmen. Mitglieder der Kommission sind die Herren Lehrer J. Vital, Signorell und P. Conrad.› (fE, 25. November 1924)

Mit dem Skiclub 'Alpina' und mit der Musikgesellschaft konnte eine touristische und dörfliche Doppelstrategie verfolgt werden. Ebenfalls auf den Zusammenhang in der Gemeinde bezogene, dann aber auch nationale Tugenden anstrebende Gründe waren für das Entstehen des Männerturnvereins verantwortlich. Der Fall des Männerchors 'Frohsinn' zeigt, dass auch lokale Vereine ohne direkten Nutzen für den Tourismus oder Beziehungen zu übergeordneten politischen Grössen für die Vertreter der Engadiner Oberschicht interessant sein konnten. Zu den Gründungsmitgliedern des 'Frohsinn' von 1876 gehörten *‹Dr. Peter Berry, der unvergessliche Arzt und Förderer unseres Kurortes ... Gaudenz, Peter, Alfons-Paul und Johannes Badrutt ... Gustav und Pag. Steffani ... [und] im Jahr 1903 wurde [der nachmalige Gemeindepräsident] Herr Major Christian Gartmann zum neuen Präsidenten gewählt.› (Roth s.a.)* Die 25jährige Präsidentschaft des Bankbesitzers Johann Töndury im Männerchor 'Engiadina' von Samedan ist ein weiterer Beleg für die Präsenz der lokalen Eliten in Gesellschaften, von der sie keine Verbesserung des Ganges ihrer Geschäfte erwarten konnten.

Aber die Vertreter dieser Eliten waren eben nicht nur mit den Gästen aus aller Welt in Kontakt, sondern auch in lokale Beziehungen eingebunden. Und je häufiger die Präsenz an strategischen Stellen dieser sozialen Netze war, desto grösser waren die Möglichkeiten für mehr oder weniger prominente Einheimische, ihre Positionen darzustellen und zu verstärken.

Vereine wie die Chöre — die waren allerdings zum Teil konfessionell definiert: es existierte sowohl in St.Moritz Dorf wie im Bad auch ein katholischer Kirchenchor — waren gesellschaftliche Orte, in denen sich Teile jener Wohnbevölkerung trafen, die den einigermassen stabilen Kern der Einwohnerschaften der touristischen Oberengadiner Gemeinde bildeten. Hier konnten soziale Gemeinsamkeiten betont werden. Eine gegenseitige und gemeinsame Verpflichtung auf den Ort und dessen Wohlergehen, die Differenzen momentan leugnete, liess sich auf 'neutralem' Boden darstellen. Unterschiedliche politische Meinungen, differenzierte Vermögens- und Einkommensverhältnisse wurden hier zusammengefasst, ihre Virulenz konnte so verkleinert werden. Die gemeinsame Ausübung eines Sportes, das vereinte Singen von Liedern und das Verfolgen anderer Interessen im Rahmen von Vereinsaktivitäten schaffte Verbindungen, welche mithalfen, der Bevölkerung des Ortes jenen Zusammenhalt zu geben, der ob den sozialen und ökonomischen Disparitäten in St.Moritz nicht selbstverständlich war. Eine solche zusammenfassende Funktion hatten einige der lokalen Vereine nicht nur bezüglich der Gemeinde oder des Tals. Wie der erwähnte Turnverein bestätigten auch die Gesangsvereine nicht nur kommunalen Zusammenhalt, sie zelebrierten auch nationale Qualitäten. Diese letzte Eigenschaft kann auch dem 1934 gegründeten 'Schwingklub Engadin' zugeschrieben werden. Die voralpine Sonntagsbetätigung starker Männer, die es geschafft hatte, sich zum Nationalsport krönen zu lassen, war in dieser Eigenschaft ins Engadin vorgedrungen. In der St.Moritzer Turnhalle wurde den Kämpfern ein Raum zur Verfügung gestellt, in dem sie ihren Sport üben konnten: *‹Schwinghalle ist für die Engadiner ein neuer Begriff, also nicht etwa ein verspäteter Aprilscherz. Schon lange hörte man das Klagelied über den Mangel eines geeigneten Rahmens zur Ausübung des althergebrachten Schweizer-Sportes, des bodenständigen Schwingens.› (eP, 14. April 1934)*

Olympische Winterspiele

Eine der herausragendsten Veranstaltungen, welche in der Zwischenkriegszeit in St.Moritz stattfanden, waren die olympischen Winterspiele von 1928. Sie festigten den Ruf der Gemeinde als Wintersportort, hatten

also einen bedeutenden und von den interessierten Personen stark betonten propagandistischen Effekt. Gleichzeitig mobilisierte der Anlass nach nun schon verschiedentlich dargestelltem Muster grosse Teile der einheimischen Bevölkerung. Hier spielten wiederum lokale Gesellschaften und Vereine eine grosse Rolle, zu der sie von den Initianten angehalten wurden. Und das, obwohl anfänglich nicht alle potentiellen Interessenten leicht für das Projekt zu begeistern waren. Ein erster Finanzplan veranschlagte die notwendigen Defizitgarantien der Olympiade auf eine Viertelmillion Franken (die RhB, der Kur- und Verkehrsverein und die Kantonalbank sollten je 50'000 Fr. zeichnen, die Hotellerie von St.Moritz 70'000 Fr. und die Gemeinde schliesslich 30'000 Fr.). Er sah vor, dass weite Kreise der Öffentlichkeit sich in das Vorhaben einspannen lassen und die Olympiade mittragen würden. Eine St.Moritzer Gemeindeversammlung von Anfang 1926 erklärte sich zwar zu einem prinzipiell positiven Entscheid für die Veranstaltung bereit, wollte aber damit noch nicht endgültig 'ja' gesagt haben:

‹...die Sache ist selbstverständlich Wert, reiflich überlegt zu werden. Aber grundsätzlich scheint uns das Vorhaben für einen Sportort — und nicht nur für einen Ort des Tanzes, der Vergnügungen, der Mode und der modernen Oberflächlichkeit — allzu wichtig, als dass es bekämpft werden könnte. Denn wir sind überzeugt, dass auch die bisher eher gegnerischen Kreise sich überzeugen lassen werden und dass die Olympiade in St.Moritz wird stattfinden können.› (fE, 2. Februar 1926)

Vorerst musste offenbar im Engadin und in St.Moritz selbst also noch einige Überzeugungsarbeit geleistet werden: unter anderen hielt *‹Herr Oberst Thoma-Badrutt, die Seele der Winterolympiade von St.Moritz›*, im Herbst 1926 ein Referat, in welchem er darauf hinwies, dass

‹... eine enorme Menge von Leuten nach St.Moritz und ins ganze Engadin kommen wird, die Olympiade von grösster ökonomischer Wichtigkeit für den Sommer wie für den Winter sein wird. Ganz St.Moritz müsse sich dieser grossen Ehre würdig erweisen, es wird darum gehen, alle möglichen Kräfte in Bewegung zu setzen, um zu einem glücklichen Erfolg zu kommen. Dann wird die enorme vorausgegangene und spätere Propaganda es nicht verfehlen, zu grossem Vorteil zu gereichen.› (fE, 1.Oktober 1926)

Trotz der weiterhin geäusserten Vorbehalte, die auf Risiken hinwiesen, welche mit der Durchführung der Grossveranstaltung eingegangen würden, baute man noch im Sommer des Jahres 1927 eine neue Sprungschanze. Sie allein kostete mehr als die Defizitgarantien, welche im Winter zuvor für die gesamte Veranstaltung als notwendig erachtet worden waren. *‹Einige Schwierigkeiten bot die Wahl des Platzes, doch wurde unter der Ägide von Gemeindepräsident Carl Nater ein Gelände*

beim Lej Falcun gefunden, das den Anforderungen vollauf entsprach.› (von Planta s.a.b:38) Der Olympiahügel mit der neuen Schanze war der einzige bedeutende bauliche Aufwand, welcher für diese zweiten olympischen Winterspiele betrieben werden musste. Der Durchführung anderer Disziplinen genügten die bestehenden Einrichtungen, und zur Beherbergung der Delegationen reichten die Hotels des Ortes und der umliegenden Gemeinden sowie andere existierende Unterbringungsmöglichkeiten aus. Obwohl es *‹damals schon auch für einen Ort vom Range des Weltkurortes St.Moritz keine Kleinigkeit [war], über den normalen Betrieb hinaus mehr als 1000 Wettkämpfer, Offizielle und Presseleute zum Teil für mehrere Wochen zu beherbergen› (Kasper s.a.:103)*, rechneten die St.Moritzer Hoteliers damit, die Besucher unterbringen zu können: in den eigenen Häusern selbstverständlich, dann aber auch bei Privaten, die bereit waren, für die Zeit der Spiele Teile ihrer Wohnungen weiterzuvermieten. Zu diesem Behuf hat *‹die administrative Kommision für die Olympischen Winterspiele ..., zusammen mit dem Kur- und Verkehrsverein, ein Quartierbureau eingerichtet›. (eP, 27. November 1927)*.

Ein eigens ‹dafür gewählter Beamter› arbeitete seit dem 21. November auf dem Verkehrsbureau St.Moritz, von wo aus an Hoteliers und Private auch benachbarter Gemeinden die dringende Bitte erging, für die Zeit der Olympiade verfügbare Betten zu melden und ihre Preise anzugeben. Das Inserat rief zur Mithilfe der Bevölkerung auf, gleichzeitig appellierte es an die Vernunft, sich nicht an den ins Engadin strömenden Gästen zu bereichern. Die Hotellerie selbst habe sich zurückgehalten, ihre Preise vom letzten Winter angewendet und den aktiven Teilnehmern an der Olympiade sogar *‹wesentliche Preisermässigungen›* zugebilligt. Deshalb sollten die Spiele, *‹welche für uns eine grosszügige Reklame zu werden versprechen, ja nicht zum Anlass einer Ausbeutung unserer Gäste und Sportfreunde›* werden. Dass die Olympischen Winterspiele die regionale Ökonomie auf Hochtouren brachten, wird daran ebenso deutlich wie die Notwendigkeit, dass die Regeln wirtschaftlichen Handelns in dieser Situation einer Definition bedurften. Es bestand die Befürchtung, Raumknappheit und Aussergewöhnlichkeit der Veranstaltung könnten Geschäftsleute und Vermieter in Versuchung geraten lassen, überhöhte Preise zu verlangen (vgl. fE, 29. November 1927). Der zitierte 'Aufruf an unsere Bevölkerung!', der auf Deutsch auch in der romanischen Presse erschien, blieb aber nicht beim Appell. Der Kur- und Verkehrsverein, der Hotelier-Verein sowie der Handels- und Gewerbeverein von St.Moritz, die ihn unterschrieben, scheuten sich nicht, auch Drohungen auszusprechen und eine strikte Kontrolle

über die Bevölkerung anzukünden: *‹Wir sind entschlossen, eventuellen Auswüchsen irgend welcher Art mit aller Energie entgegenzutreten. Eine Kommission, bestehend aus Vertretern des Hotelier- und des Kurvereins, ist speziell damit beauftragt worden, die bei der Beschwerdestelle im Bureau des Kurvereins einlaufenden Reklamationen gründlich zu prüfen und in jedem Falle die ihr gut scheinenden Massnahmen zu treffen.›*

Am 11. Februar 1928 konnten die neun Tage dauernden Olympischen Winterspiele dann nach knapp dreijähriger Vorbereitungszeit eröffnet werden, und zwar im *‹Eisstadion, heiliger Boden, könnte man zu recht sagen, wenn man die historische Tatsache bedenkt, dass diese Parzelle, 'Badrutt Park' genannt, mehr oder weniger zur Wiege von St.Moritz als Winterkurort wurde, und damit auch des gesamten Oberengadins als weltweit wichtigstem Tal für diese neue kulturelle Bewegung›. (fE, 10.Februar 1928)*

‹Das Programm der Olympischen Veranstaltungen umfasste die Skiwettbewerbe mit 50 km Langlauf, 18 km Langlauf, Militärpatrouillenlauf, nordische Kombination Langlauf/Springen, Spezial-Sprunglauf; die Eislaufwettbewerbe mit Eisschnelllauf über 500/ 1'500/5'000 und 10'000 Meter, Eiskunstlauf der Damen und Herren, Paarlaufen; das Eishockey-Tournier; die Bobrennen; Skeletonfahren auf dem Cresta Run als Demonstrations-Disziplin.› (Nater 1986:16)

An die Olympiade erinnert man sich gerne: sie sei ein voller Erfolg gewesen, habe den Wintersport tüchtig gefördert. Allerdings seien dazu auch grosse Anstrengungen notwendig gewesen. Und diese vermochten nicht zu verhindern, dass das Wetter den Veranstaltern einen Strich durch die Rechnung zu machen drohte: *‹Als ... die Sache zu klappen schien, als alles aufs Beste vorbereitet und organisatorisch bis ins kleinste Detail ausgetüftelt war, da meldete sich das Tauwetter als neuer Spielverderber und warf alle noch so vorsichtig aufgestellten Berechnungen, alle mit minutiöser Genauigkeit ausgearbeiteten Veranstaltungspläne über den Haufen.› (Kasper s.a.:102f)* So zufrieden war man in St.Moritz trotz den Störungen durch die Witterungsverhältnisse, dass schon für 1940 neue Olympische Winterspiele am Ort durchgeführt werden sollten. Allerdings erhielt die Gemeinde 1938 den Zuschlag deshalb, weil Finnland, das die Spiele hatte ausrichten wollen, sich wegen des Kriegs mit der Sowjetunion vom Vorhaben zurückziehen musste. In St.Moritz setzte wieder eine Suche nach Institutionen ein, die bereit waren, Defizitgarantien für den Anlass zu übernehmen. 1939 hatten sich die verschiedenen Komitees gebildet, die für die Durchführung der Olympiade besorgt sein sollten[40], aber noch im Mai des selben Jahres wurde die Durchführung der Spiele in St.Moritz in Frage gestellt.

Italien und vor allem Deutschland interessierten sich ihrerseits für die Veranstaltung, denn sie hofften, dass der Schweiz die Spiele entzogen würden, weil unklar war, ob Skilehrer den Amateurbestimmungen des Internationalen Olympischen Komitees entsprachen, die einheimischen Veranstalter aber an deren Teilnahme festhielten. Ausserdem wollte man in St.Moritz keine Ski-Demonstrationen in den Disziplinen Slalom und Sprunglauf ins Programm aufnehmen. Dieser letzte Punkt führte nach offizieller Lesart schliesslich dazu, dass die Winterspiele von 1940 dem Engadin entzogen und im Juni 1939 an Garmisch-Partenkirchen vergeben wurden.

Dass St.Moritz und der Schweizerische Skiverband sich hier eher konservativ verhielten und sich der Entwicklung in den Skiwettkämpfen vorerst verschlossen, ist einigermassen erstaunlich. Die Bedeutung dieser Episode wurde aber bedeutungslos vor dem Hintergrund der politischen und militärischen Aktualität, die dann eine Durchführung der Olympiade im Winter 1940 verhinderte. So kam es nicht mehr zu einem Grossanlass wie zwölf Jahre zuvor, als die Spiele *‹für das ganze Tal ein Fest gewesen waren›*, wie eine Informantin rückblickend feststellt, die verschiedene olympische Wettkämpfe im Rahmen des Schulunterrichts besucht hatte und mehr als einmal auch in der Freizeit zum Olympiahügel oder zum Eisplatz gegangen war.

‹Alle waren aufgeregt. Mein Vater sagte, die Jahre der Krise seien nun endgültig vorüber. Dass er sich täuschte, hat mich als Kind nicht interessiert. Ich war einfach erfreut über die vielen Leute, die Kutschen, die schneller und viel häufiger als sonst umherfuhren. Ich hatte das Gefühl, an etwas Aussergewöhnlichem teilzuhaben, obwohl die Olympiade von 1928 im Vergleich zu Winterspielen von heute fast überhaupt nichts war. Damals war das eine ganz wichtige Sache.›

Unterhaltung

Abgesehen von solchen sportlichen Grossveranstaltungen — in der Zwischenkriegszeit beherbergte St.Moritz auch diverse wichtige Skikon-

40 Wieder fanden sich als tragende Kräfte — zusammenen mit schweizerischer Prominenz – St.Moritzer Persönlichkeiten, die bereit waren, neben ihren üblichen Tätigkeiten und Mehrfachfunktionen auch diese Gelegenheit zu ergreifen, um persönlichen und touristischen Interessen zur Realisierung zu verhelfen: ‹Als Kommissär des Internationalen Olympischen Komitees amtet Oberstkorpskommandant Henri Guisan ... Generalkommissär ist Gemeindepräsident Carl Nater (St.Moritz), dem als weitere Kommissäre die St.Moritzer Emil Spiess und Peter Conrad beigegeben sind. ... Als Vertreter des Bundesrates gehört dem Komitee Oberstkorpskommandant Wille an ... als Vertreter des Kantons Graubünden Regierungspräs. Capaul, als Verteter der Gemeinde St.Moritz Dr.W. Suter. An die Spitze der Kommissionen wurden gestellt: Hans Bon (St.Moritz) für die Administrativkommission ...Dr. W. Suter für das Propagandakomitee, Hans Badrutt (St.Moritz) für das Empfangskomitee.› (eP, 15. April 1939)

kurrenzen, so zum Beispiel die FIS-Rennen von 1934 oder die akademischen Weltwinterspiele von 1935 — bot der Ort seinen Gästen (und nebenbei der einheimischen Bevölkerung) Vergnügungsmöglichkeiten verschiedenster Art. Gemeinsam war den allermeisten von ihnen nicht nur ihre Ausrichtung auf die Bedürfnisse von Gästen und Hoteliers, sondern auch ihre Abhängigkeit vom wirtschaftlichen Gang der Hotellerie, zu deren vergrösserter Attraktivität sie eingerichtet wurden. Die seit den Anfängen des Jahrhunderts regelmässig auf dem gefrorenen St.Moritzersee durchgeführten Pferderennen bildeten jeweils einen wichtigen Höhepunkt der Wintersaisons, welcher in besonderem Masse auf die Erhaltung des exklusiven Rufs von St.Moritz bedacht war und dennoch unter einheimischer Beteiligung stattfand. Ein Informant:

‹Mit den Pferderennen hatte St.Moritz eine besondere Attraktion. Wo gab es das sonst noch: Pferderennen im Winter und auf natürlichem Eis, dazu noch in einer solchen Kulisse? Da war jeweils das ganze Gelände voller Leute. Und es kamen nicht nur jene, die etwas von Pferden verstanden. Die Rennen waren vor allem ein gesellschaftlicher Anlass. Man traf sich eben dort. Und weil die Rennen im Freien stattfanden, hatten auch die Einheimischen unbehinderten Zugang. Auch beim Wettbureau waren Einheimische zu sehen. Wenn St.Moritzer dort Geld verlieren wollten, konnten auch sie das selbstverständlich tun.›

Aber an der Generalversammlung des Rennvereins vom September 1931 musste sich sein Präsident, Herr Oberstleutnant Bon, die Frage stellen, *‹ob angesichts der misslichen wirtschaftlichen Situation die traditionellen St.Moritzer Pferderennen, die aus bescheidenen Anfängen sich im Lauf von 25 Jahren zu einer sportlichen Veranstaltung von Weltruf entwickelt haben, im nächsten Winter wieder durchzuführen oder fallenzulassen seien.› (eP, 1. Oktober 1931)* Die Frage wurde zwar negativ beantwortet, gleichzeitig musste aber die Mittelbeschaffung per Subskription verstärkt betrieben, vermehrt auf die Opferfreudigkeit der Wohnbevölkerung von St.Moritz und insbesondere der Geschäftsleute gezählt werden. Als zwei Jahre später die Pferderennen trotz Reduktion der Preisgelder und des gesamten Budgets immer noch in grossen finanziellen Schwierigkeiten steckten, beklagte sich der Rennverein in der Presse darüber,

‹dass es immer und immer wieder Geschäftsleute gibt, die sich nicht entschliessen können, nach Massgabe ihrer Verhältnisse auch nur einen bescheidenen Beweis ihres Interesses an der propagandistisch wertvollen Veranstaltung zu leisten. Gewissermassen als stille Geniesser nehmen sie aber doch Anteil an den Vorteilen, die direkt oder indirekt der Allgemeinheit daraus erwachsen. Ein Appell an die Solidarität aller, die ein Interesse an ein Weitergedeihen des Ortes haben, dürfte in diesem Zusammenhang nicht unangebracht sein›. (eP, 21. Januar 1933)

Die Verpflichtung auf den Tourismus behielt auch in wirtschaftlichen Schwierigkeiten ihre Funktionalität, die Bevölkerung und einzelne ihrer Gruppen konnten zur touristischen Ordnung gerufen, an ihre volkswirtschaftlichen Pflichten erinnert werden. Eine weitere Möglichkeit des Rennvereins, besonders seines an hohen Offizieren gut dotierten Vorstandes, zur Verfolgung seiner Ziele bestand neben dem Zugriff auf die lokale Ebene im Versuch, sich von übergeordneten Instanzen Unterstützung zu holen:

‹Anknüpfend an die Stiftung eines Ehren-Wanderpreises des Eidg.Militädepartements, die durch Mitglieder des Vorstandes Herrn Bundesrat Minger gegenüber in Bern selbst persönlich verdankt wurde, ... verstand es der Vorsitzende, die absolute Notwendigkeit für St.Moritz, sein bisheriges Prestige als Wintersportplatz von Weltruf durch eine Fortführung seiner internat. Rennveranstaltungen zu erhalten und festigen, darzutun.› (eP, 16. Oktober 1934)

Die Nutzung der örtlichen, regionalen und überregionalen Kontakte zur Verbesserung oder Wahrung des gewohnten Funktionierens im Fremdenverkehrsort St.Moritz bildete aber auch eine der Gelegenheiten, die Interessengegensätze innerhalb der Touristikkreise von St.Moritz deutlich zu machen. Die Vorstellungen über die Gestaltung des touristischen Angebots waren bei den direkt interessierten Kreisen nicht immer ganz identisch. So fragte eine Stimme öffentlich nach den Möglichkeiten der Abendunterhaltung für die Hotelgäste von St.Moritz, die nach der Hauptsaison hier weilten, wenn die sportlichen und sozialen Betätigungen tagsüber noch auf Hochtouren liefen, das abendliche Angebot an Vergnügungsmöglichkeiten aber nicht mehr jenes der Hochsaison war:

‹Und der Abend, was bietet er dem Gaste? — Leergebrannt sind die Stätten, wo Dancing und Musik in Frohgemut und Lachen als willkommene Abwechslung sich gaben. Noch unterhält anerkennensweise das Postrestaurant ein kleines gutes Orchester, lässt im 'Steffani' ein Zitherspieler seine Volksweisen erklingen und dröhnt die Jazzmusik im 'Bernasconi'; doch die Konzentration im Ort mit grösserem Orchester fehlt, und wenn Jungvolk noch harmlosen Flirt beim Reigen will, ist's an für sie geeignetem Ort nicht gegeben. Nicht jedermanns Sache ist es auch, und gewöhnlich hat er die Jupe nicht dazu, sich in den Hallen von 'first class'-Häusern einzunisten, wo er sich übrigens nicht heimisch fühlen wird als «simple bourgeois»! Das Grand Hotel-Orchester beispielsweise setzt seine Funktionen in Davos fort. Was aber Davos, was Arosa seinen Gästen in der zweiten Märzhälfte noch bietet, sollte für St.Moritz auch möglich sein! ... Da spricht man immer von Saisonverlängerung, in grellem Kontrast aber findet gewaltsam Abbruch statt.› (eP, 19. März 1935)

Eine Erwiderung erhielt der zitierte Leserbriefschreiber vom Eigentümer des Hotels Rosatsch Excelsior, Gaudenz Gieré, der in seinem Haus ein Dancing betrieb. Sie macht deutlich, dass es nicht so sehr oder nicht allein die abends angebotenen Vergnügungsmöglichkeiten waren, welche die Einsendung motivierten, sondern vielmehr der Wunsch, die Periode intensivster Geschäftstätigkeit auszuweiten. Und die Erwiderung weist auch auf die Schwierigkeiten hin, welchen besonders die mittelgrossen Häuser begegneten, wenn sie versuchten, ihre Attraktivität — und damit die des Ortes — zu steigern. St.Moritz war nicht nur der mondäne Kurort der Luxushotels, sondern eben auch ein Ferienort, in dem Häuser der Mittelklasse wirtschafteten — allerdings offenbar nicht mit der selbstverständlichen Bevorzugung, welche den erstklassigen Hotels zugute kam:

‹Vielleicht weiss ... [der Einsender] auch nicht, wie unsere Dancings (die grossen Hotels kommen hier nicht Frage) seitens unserer Behörden behandelt werden. Weiss er, dass wir der Gemeindeverwaltung jährlich eine Extrasteuer von Fr. 600.— dafür zu entrichten haben, damit unsere Orchester länger als 10.30 Uhr abends spielen dürfen. Unser Gesuch, diese Taxe möchte in Anbetracht der grossen Mindereinnahmen, verursacht durch die Krise, etwas reduziert werden, wurde vom Gemeindevorstand abschlägig beschieden.› (eP, 21. März 1935)

Eine andere Einrichtung, die in St.Moritz nur deshalb existierte, weil die Touristen ihr eine grosse und interessante Kundschaft bildeten, waren die Filmvorführungen. Angefangen hat die Geschichte dieses neuen Massenmediums hier in Hotels, die in mehr oder weniger öffentlichen Veranstaltungen Filme zeigten — im Kursaal hatten auch die St.Moritzer schon früh die Möglichkeit, Spiel-, Nachrichten- und Dokumentar- sowie Werbefilme[41] zu sehen. In den Zwanzigerjahren gab es in St.Moritz schon Säle, die hauptsächlich der Vorführung von Filmen vorbehalten waren, und seit Januar 1931 konnten dank der Eröffnung

41 Werbefilme wurden auch in anderen Engadiner Gemeinden gezeigt. Die Engadiner Post vom 9.November 1933 blickte folgendermassen auf eine Projektion des 'Maggi-Films' zurück: ‹Auch hier in Pontresina wurde der lehrreiche Film der Maggi-Gesellschaft Kempthal vorgeführt. Der freundlichen Einladung hiezu durch Frl.Seiler, der fachkundigen und sprachgewandten Vertreterin der Firma wurde in reichem Masse Folge geleistet. So kam es, dass der geräumige Saal im Engadinerhof bis auf den letzten Platz durch die Schuljugend besetzt war. Dass sie dabei nur Auge und Ohr war für die Fülle des Gebotenen aus der Fabrikanlage, aus der Fabrikation selbst, aus den ausgedehnten landwirtschaftlichen Betrieben, versteht sich von selbst. Auch abends entledigte sich Frl.Seiler in Anwesenheit der Erwachsenen in vortrefflicher Weise ihrer Aufgabe, uns mit dem grössten schweizerischen Unternehmen der Lebensmittelbranche vertraut zu machen, wobei sie es verstand, ihren Vortrag nicht nur mit viel Humor, sondern auch mit einer vorzüglich schmeckenden Kostprobe der Maggi-Produkte zu würzen. Gross und klein bleiben ihr und der Unternehmung Maggi für die lehrreichen Darbietungen zu tiefem Danke verpflichtet.›

von 'Zwicky's Tonfilm-Theater' nicht mehr bloss Stummfilme gezeigt werden.

‹Die von der hiesigen Einwohnerschaft mit grosser Spannung erwartete Eröffnung ... gestaltete sich ... zu einem Ereignis. Obwohl die Reklame in den Hotels vollkommen beiseite gelassen wurde, um den ersten Abend ausschliesslich den Einheimischen zu reservieren, strömte alles zum Tonfilm, und sehr viele mussten vor dem zum Brechen vollen Saal wieder Kehrt machen. ... Das Publikum folgte mit äusserster Anteilnahme den Darbietungen und liess sich sogar während des Spiels und am Schluss zu offenem Beifall hinreissen. Jedermann verliess hochbefriedigt diese erste Aufführung.› (eP, 10. Januar 1931)

Das erste in der Presse angekündete Programm des Tonfilm-Kinos zeigte die Verfilmung von Remarques Roman 'Im Westen nichts Neues', der Eintrittspreis betrug stolze fünf Franken pro Billet. Allerdings machte die Anzeige in der Presse mit einer 'Anmerkung für Einheimische' darauf aufmerksam, dass der Film vierzehn Tage später noch einmal zur Aufführung gelangen werde, und zwar *‹bei normalen, d.h. nur mässig erhöhten Preisen› (eP, 13. Januar 1931)*. Damit war eine Segregation zwischen Einheimischen und Gästen hergestellt, die sich bisweilen nicht nur preislich fortsetzen sollte, sondern auch die Programmierung und die Dichte der Vorführung während den Saisons und in der Zeit dazwischen bestimmte. Auf diese Weise an zwei Arten von Publikum gerichtet, setzte sich das Kino in St.Moritz mit dem Tonfilm bald endgültig durch, und in den Dreissigerjahren funktionierten hier mit dem 'Scala' und dem 'Apollo' sogar zwei Lichtspieltheater. *‹Kinos gab es hier überhaupt nur wegen den Hotelgästen. Wenn die da waren, gab es in den Kinos auch mehr Vorführungen. Aber die St.Moritzer besuchten sie natürlich auch. In der Saison gingen die Eintrittskarten zum Teil direkt an die Hotels, damit die Fremden abends nicht an der Kinokasse anstehen mussten. So war es nicht immer leicht, überhaupt eine Eintrittskarte zu ergattern.›* So erinnert sich eine St.Moritzerin ans Kino und daran, wie auch anhand dieser populären Vergnügungsmöglichkeit die Trennung von Einheimischen und Gästen deutlich wurde.

St.Moritz war aber nicht nur ein Ort, an dem Filme vorgeführt wurden, hier wurden auch Filme gedreht. Und die interessierten Kreise wussten sich des Mediums zu bedienen, um für das touristische Engadin zu werben, sich selbst ins richtige Bild zu setzen. Logischerweise nahm sich der Film, welcher seinerseits in der Zwischenkriegszeit einen phänomenalen Aufschwung erlebte, auch bald des immer wichtiger werdenden Skisports an:

‹Im Film ist ... [der Technik des Skifahrens] ein neues, unentbehrliches Hilfsmittel entstanden. Die Vorführung des Skifilms im Scala-Theater

hat dies neuerdings durchschlagend bewiesen. Er wird nach seiner Wandlung vom Schmalfilm zum Normalfilm und seiner Synchronisierung seinen doppelten Zweck glänzend erfüllen als Werbefilm für den Kurort St.Moritz und im besonderen für die Schweizer Skischule und ihre Einheitstechnik. Schon der von Dr. Werner Stauffacher gedrehte Schmalfim, den man vorgeführt bekam, weckte helle Begeisterung in seiner Entschlossenheit für die Schönheit unserer winterlichen Landschaft, dem Schauplatz der Tätigkeit der Schweizer Skischule St.Moritz, welche bis in alle Details erfasst ist und mit einem gesunden Schuss Humor zu lebendigster Abwicklung gelangt. Prachtvoll wirken zwischenhinein Bildstreifen in natürlichen Farben als besonders reizvolles Werbemittel. Es ist dem Kameramann gelungen, die mit Recht so gerühmte Sonne von St.Moritz in seine Filme zu bannen, die wie von innen heraus von ihr durchflutet erscheinen. Ein Werbefilm muss im Beschauer spontan den Wunsch erwecken, das Geschaute mitzuerleben, mit dabei zu sein. Diese Wirkung geht auch unmittelbar von dem vorgeführten Film aus. Der Beschauer lernt in raffiniert erfassten Aufnahmen alle Sportarten kennen, die in St.Moritz zur Ausübung gelangen. Aber ganz besonders ist es gelungen, die natürliche, auf gründlicher Kenntnis der dem Körperbau innewohnenden Bewegungsgesetze beruhende Methode der Schweizer Skischule St.Moritz überzeugend im lebenden Bild festzuhalten. Nach der Vorführung dieses Films im In- und Ausland dürften sich viele herzhaft entschliessen, sich einem so umsichtigen, auf alles Wesentliche bedachten Lehrer wie Giovanni Testa anzuvertrauen. Am faszinierenden Beispiel unseres Meisterfahrers Rominger zu lernen, ist ebenfalls verlockend genug. Der Schweizer Skischule St.Moritz, für die im Film 27 Skilehrer als 'Filmstars' mitgemacht haben, sowie dem Wintersportplatz St.Moritz kann man zu diesem hervorragenden Werbemittel nur gratulieren.› (eP, 21. Mai 1938)

Einheimische Mitglieder der 'Alpina' wurden hier dank ihrer Talente zu Akteuren und Statisten der Werbung für den Fremdenverkehrsort St.Moritz. Enger kann die Verbindung hotelleristischer Interessen mit der einheimischen Bevölkerung kaum sein als in diesem Beispiel der propagandistischen Identifizierung sportlicher Fähigkeiten mit dem Fremdenverkehrsort. Und Film war eben nicht nur als Vorführung ein Ereignis, sondern auch als Produktionsvorgang. St.Moritz, das die lange Liste von Gästen, die als Schauspieler oder als Regisseure mit dem Film zu tun hatten, immer wieder gerne vorweist, und das Oberengadin insgesamt waren beliebte Rahmen für Filme. Schon 1934 war beispielsweise 'Der Springer von Pontresina' hier gedreht worden, der das Tal ausführlich ins Bild setzt (der allerdings auch — zusammen mit seiner Produktionsfirma — unter politischen Verdacht kommen sollte). Unter dem Titel 'Ein Grossfilm in St.Moritz' stand in der Engadiner Post vom 24. Februar 1934 folgendes zu lesen:

‹Die bekannte Terra-Film Co., Berlin, die mit schweizerischem Kapital arbeitet und ... [deren] Direktion in den bewährten Händen von Herrn Raphael Scotoni, ebenfalls ein Schweizer, liegt, wohnt seit bald drei Wochen im Grand Hotel St.Moritz. Die Truppe von ca. 40 Personen wird in St.Moritz einen grossen Winterfilm drehen, nach dem Roman von Hans Richter 'Der Springer von Pontresina'. ... Zirka vier Fünftel des Films spielen sich in St.Moritz ab und umschliessen alle sportlichen und gesellschaftlichen Ereignisse. Cresta-Run, Bob-Run, Ankunft eines Engadin-Express auf dem Bahnhof, Ice-Rink, Curling, Lunch al fresco (mit einem Orchester von 20 Musikern unter der Leitung von Herrn Kapellmeister Stolzenwald, der zu diesem Zwecke speziell von Berlin hergerufen wurde), Eisfest, Skikjöring, Reitsport, Eishockey, Pferderennen, Schlitteda sind einzelne Szenen. Auf der Corviglia spielen sich zwanzig Szenen ab, ferner vor dem Savoy Hotel und dem Grand Hotel, dem Segantini-Museum usw. usw. Im Studio in Berlin werden weitere Szenen rekonstruiert und umschliessen die Muottas-Hütte, den Innenausbau des Segantini-Museums, Hotelhalle und Hotelbar, Bierschwemme, Inneres einer Alphütte usw. In Pontresina wurde bereits ein Skispringen gedreht, ferner wird noch das Diavolezzarennen folgen. Im weiteren spielen sich auch einige Szenen im Fextal ab. ... Die S.B.B., die Rhätische, Bernina-, Chantarella-, Corviglia und Muottas-Muragl-Bahn, die Postverwaltung sowie das Grand Hotel und verschiedene sportliche Vereine haben in richtiger Erkenntnis der grossen und nutzbringenden Reklame für den Kurort St.Moritz der Terra Film Co. grosse Erleichterungen gewährt. Der Aufenthalt erstreckt sich auf vier bis fünf Wochen, wobei die Gesellschaft durch Aufenthalt und durch Belöhnung an einheimische Skifahrer und Träger eine währschafte Summe guten Schweizergeldes in St.Moritz liegen lässt. Ich bin sicher, dass die Einwohner von St.Moritz mit mir sind, wenn ich der Terra Film Co. meinen Dank dafür ausspreche. Die Bevölkerung verfolgt die unternommenen Arbeiten mit Interesse, und auch unsere Gäste nehmen regen Anteil daran.›[42]

42 Es gab allerdings auch Stimmen, die am Titel des Films Anstoss nahmen, da ‹man in gewissen Kreisen unserer Hotellerie der Auffassung zu sein [schien], dass die Heranziehung von St.Moritz mit seinem hochflutenden gesellschaftlichen Leben nur allzu sehr dem in erster Linie aus dem Filmtitel hervorstechenden Konkurrenzort Pontresina zugute kommen würde. Daher auch die vielfache Skepsis gegenüber dem Unternehmen selbst. Der nun im ‹Illustrierten — Film Kurier› erschienene Prospekt des Films ist jedoch dazu berufen, Bedenken jener Art restlos zu zerstreuen.› (eP, 7. Juni 1934) Dass St.Moritz so eifersüchtig darauf bedacht war, in den Genuss der Werbung zu kommen, die es sich von den hier gedrehten Filmen versprach, lässt sich unter anderem damit erklären, dass die Gemeinde bisher fast ausschliesslicher Drehplatz für Spielfilme im Engadin gewesen war. Ein Jahr zuvor hatte eine andere Equipe in St.Moritz gefilmt: ‹Seit acht Tagen weilen Operateur Vich und Aufnahmeleiter Schorsch von den A.-G.-Filmfabriken in Prag-Barrandov in St.Moritz, um die passenden Partien für die Aussenaufnahmen des Filmes 'Wolga in Flammen' zu suchen. Die Regie dieses grossangelegten Filmes führt Regisseur Tourjanski ... Das Ensemble ist gestern nachmittag eingetroffen und hat im Hotel Steffani Quartier bezogen.› (eP, 30. November 1933) Und schon zwei Tage später kündete die Engadiner Post Aussenaufnahmen für einen weiteren Film in St.Moritz an: ‹Wie die deutsche Presse berichtet, bereitet die UFA eine musikalische Abenteu-

Allerdings gab es mindestens ein Beispiel einer filmischen Darstellung des Engadins, das auch Widerspruch auf sich zog. Der als Einstieg in diesen Text dargestellte studentische Protest gegen den Film 'Der König der Bernina' bedrohte das Gefühl der Integrität engadinischer Landschaften, Dörfer und ihrer Bewohner wohl gerade deshalb, weil nicht der Tourismus sein Gegenstand war.

Die Bewohner des Engadins waren unterschiedlich stark in eine Gesellschaft integriert, die, so wie sie funktionierte, zwar nicht ohne den Tourismus, die Präsenz der Gäste und die Ausrichtung auf die Bedürfnisse der Hotellerie darstellbar ist. Die engadinische Gesellschaft funktionierte aber dennoch teilweise 'nach innen', unter Ausschluss der 'fremden' Öffentlichkeit. Die alltäglichen Kontakte zwischen den ganzjährig im Engadin wohnenden Menschen auch ausserhalb ihrer Arbeit fanden immer vor dem touristischen Hintergrund des Tals statt, aber sie lassen sich mit dem Tourismus selbstverständlich nicht erschöpfend erklären. Alle Aspekte der engadinischen Gesellschaft und noch die informellsten Kontakte sind auf die wirtschaftlich dominante Hotellerie beziehbar, ohne dass umgekehrt diese allein für die Formen aller engadinischen Geselligkeit verantwortlich wäre. Das individuelle Empfinden konnte die Aktivitäten in Vereinen als Technik des Vergessens verstehen, als Distanznahme von den Zwängen des Erwerbslebens - und das funktionierte auch dann, wenn die Bezüge zur touristischen Alltäglichkeit bewusst in Rechnung gestellt wurden. Ein Informant erinnert sich folgendermassen an die verschiedenen Aspekte der Geselligkeit in lokalen Vereinen:

‹Es ist klar, dass, wenn die Hotellerie alles bestimmt, auch die Gespräche in der Familie oder im Restaurant und der Betrieb in den Vereinen durch sie geprägt waren. Aber wenn ich mit meinen Freunden zusammen war, dachte ich nicht daran, nicht immer jedenfalls. Zwar gab es in vielen Vereinen auch Beziehungen, die ausserhalb ebenfalls wichtig waren, aber ich hatte viele Beziehungen zu anderen St.Moritzern, die nicht nur wegen beiderseitiger Interessen bestanden. Zum Teil waren schon Leute, auch Hoteliers, in Vereinen, weil sie sich vielleicht etwas davon erhofften oder sich sogar verpflichtet fühlten, zum Teil machten sie aber auch einfach aus Freude mit. Jäger zum Beispiel muss ja wirklich niemand werden, und die sind auch in einem Verein zusammengeschlossen.›

Die oberengadinische Gesellschaft stellte sich — neben ihrer Ausrichtung auf den Tourismus — auch in Strukturen und Anlässen dar, welche

erkomödie mit dem Titel 'Die Königin von St.Moritz' vor, für deren Regie Erich Engels verpflichtet wurde. Die Aussenaufnahmen des Films werden in St.Moritz gedreht.›

die einheimische Bevölkerung um ihrer selbst willen mobilisierten, die ohne den Tourismus zwar anders ausgesehen, die aber auch ohne ihn existiert hätten. Ein Typ solcher Veranstaltungen waren die Aufführungen von Theaterstücken durch Ortsvereine. Diese Theatertradition war in weiten Teilen Graubündens verbreitet, auch in jenen, welche nicht ein ausgesprochen touristisches Gepräge aufwiesen. Die Schwänke und die ernsteren Stücke, die in St.Moritz zur Aufführung gelangten, wurden hauptsächlich vom Dramatischen Verein gezeigt, aber auch der Gesellenverein oder die Jungen Bündnerinnen präsentierten sich der Gemeinde anlässlich von Veranstaltungen mit kürzeren oder längeren Theateraufführungen. Interessant waren diese Spektakel — die beispielsweise im Kinosaal Scala, im Fall der jungen Bündnerinnen auch im Kulm Hotel stattfanden — den Zuschauern nicht einfach der gebotenen Unterhaltung wegen.

‹Diese Theaterstücklein›, so berichtet ein Informant, ‹waren eine der Gelegenheiten, bei der die Einheimischen ganz unter sich blieben. Ich freute mich jeweils sehr darauf. Besonders lustig war es, Leute, die man kannte, in einer Rolle auf der Bühne zu sehen. So ganz anders als im richtigen Leben, oder so ähnlich wie sie sonst auch waren. Ich konnte da immer furchtbar lachen, wenn ich gewisse Leute auf der Bühne sah›.

Der Rahmen und die Besetzung der Theateraufführungen gaben der St.Moritzer Bevölkerung die Möglichkeit, sich als Gruppe zu erkennen und eine verbindliche Exklusivität zu verspüren, welche eine Grenze zog zwischen Einheimischen und Fremden. Und da die Stücke alle auf Deutsch aufgeführt wurden, waren es nicht bloss die romanischsprachigen Bewohner der Gemeinde, die in diesen Zusammenhang einbegriffen werden konnten. Verstärkt boten sich solche Gelegenheiten zur Identifikation bisweilen noch durch die Auswahl der gespielten Stücke. Als der Gesellenverein vor der Wintersaison 1936 — immer fanden solche Veranstaltungen ausserhalb der touristischen Hochsaison statt — eine Produktion ankündete, die Graubünden zum Handlungsrahmen hatte, wurde das besonders vermerkt[43]:

‹Es weckt unser Interesse aber in besonderem Masse, weil es in den Bündnerbergen spielt und eine der populärsten Gestalten der Bündnergeschichte zur Darstellung bringt: 'Silvan Colani, den schwarzen Jäger'. Wie die knorrigen, wetterfesten und guten Arven auf unseren Bergen, steht dieser Held und Führer des Volkes inmitten der umwälzenden Ereignisse der letzten Jahre des ausgehenden 18. Jahrhunderts in unserem Kanton, und ebenso fesselnd ist die Figur der Marianne Palux, einer jungen, edlen und mutigen Frau jener Zeit, die in Colanis Leben die

43 Schon 1933 hatte sich der Gesellenverein an Graubünden orientiert, als er das Drama 'Venantius' von Pater Maurus Carnot zur Aufführung brachte (vgl. eP, 4. November 1933).

entscheidende Rolle spielt. Überall klingen bekannte Namen auf: der Schenkenwirt Badrutt, der die gewilderten Gemsböcke schlau einzuhandeln weiss, der Calanda, hinter dem die Sonne untergeht, die mit ihren letzten Strahlen die dramatischen Geschehnisse beleuchtet, die sich vor der St.Luzikapelle, auf dem Montalin und in Chur selbst abspielen. Es wurden zum Teil ganz neue Kulissen geschaffen, um dem eigenen Heimkolorit gerecht werden zu können. Die erste Aufführung findet am nächsten Sonntag statt im Saale unter der katholischen Kirche, die zweite folgt am Sonntag ... in der Scala. Ausserdem wird am Sonntagnachmittag eine eigene, von den Schulvorständen für alle Kinder genehmigte Kindervorstellung abgehalten.› (eP, 7. November 1936)

Folklore

Solche Darstellungen einer oberengadinischen (und bündnerischen) Eigentlichkeit, die auf vor-touristische Zeiten zurückverweisen, konnten nicht nur anlässlich theatralischer Produktionen vorgenommen werden. Das bäuerliche Jahr war von Festlichkeiten punktiert gewesen, die sich zum Teil in die Epoche der Hotellerie verlängerten, dabei aber auch ihr Verhältnis zum Tourismus darzustellen und neue Akteure — die Zuwanderer, welche im Oberengadin Wohnsitz nahmen — zu integrieren hatten. Der bekannteste engadinische Brauch, Chalandamarz, belegt anschaulich, wie eine solche Tradition als Rückzugsgebiet verstanden werden konnte, in welchem die Bewohner des Engadins und besonders die Romanen sich finden und sich ihrer selbst versichern konnten.[44] Er belegt aber auch, wie dieselbe Tradition auf den touristischen Rahmen, in dem sie stattfand, Rücksicht zu nehmen hatte, wie sie teilweise sogar im Hinblick auf diesen gestaltet wurde. Die Steigerung der touristischen Attraktivität des Engadins durch Rückgriffe auf die einheimische Kultur war nicht wichtig, in St.Moritz wurde das Frühlingsfest jedenfalls so durchgeführt, dass es das touristische Umfeld nicht störte. Immerhin wurde der Anlass von 1935 in der lokalen Zeitung mit einer Mitteilung des Pressedienstes der Schweizerischen Verkehrszentrale angekündet und erklärt. Nachdem sie eine Beziehung zum römischen Kalender hergestellt hatte, schildert sie den Ablauf des Brauchs folgendermassen:

‹Zum Lärm-Konzert und Lärm-Umzug findet sich im Engadin und Puschlav, im Münstertal und Bergell, im Ober- und Unterhalbstein die

44 Anzumerken ist hier allerdings, dass Chalandamarz nicht in allen Gemeinden des Engadins gefeiert wurde. Celerina musste dank den erfolgreichen Bestrebungen eines pietistischen Pfarrers seit der Mitte des 18. Jahrhunderts auf diese soziale Ankündigung des Winterendes verzichten und kam erst 1968, nach einem Beschluss der Gemeindeversammlung, zu einem Versuch, sich der übrigen engadinischen Tradition wieder anzuschliessen (vgl. Ganzoni 1982:140f).

halbwüchsige Jugend männlichen Geschlechts in aller Frühe auf dem Dorfplatze ein, um mit riesengrossen Kuhglocken und Plümpen (romanisch: talocs, zampuogns), die in ihrer Lärmwirkung noch durch rasselnde Schnarren und knallende Peitschen unterstützt werden, den Winter zu verjagen und den Frühling einzuläuten (romanisch: sclingiar aint la prümavaira). Da sich der Winter um diese Zeit in Rätiens Hochtälern noch als unumschränkter Herrscher fühlt, werden die tönenden und klingenden 'Waffen', die an Lederriemen um den Hals hangen und beim Lauf auf der Brust kräftig baumeln, zäh und ausdauernd, im Unterengadin oft während mehr als drei Tagen geschwungen. Aus dem Munde der Buben und Burschen ertönt dabei als gellender Chorruf oder Chorgesang der auf Wachstum und Fruchtbarkeit hinzielende Zauberspruch: ‹Chalanda Mars, Chaland'Avrigl, Lachè las vachas our d'uigl, Cha l'erba crescha E la naiv svanescha!› (deutsch: ‹Erster März, erster April, lässt die Kühe aus dem Stall, auf dass das Gras wachse und der Schnee verschwinde!›) Reichlich gesammelte Gaben in Form von Gebäck, Kastanien und Nüssen, die in den Häusern ersungen oder durch Spruch, Gedicht oder Rede erworben werden, verschwinden im Beutesack, um dann zu guter Letzt beim gemeinsamen Schmause Freude zu spenden. ... In den Raufereien, die sich die Bubenschaft benachbarter Dörfer beim Frühlingseinläuten liefern, dürfen wir wohl die entartete Form von besondern Frühlingsspielen erblicken, in denen der Jahreszeiten-Mythus durch den rituellen Zweikampf zwischen Sommer und Winter dramatische Gestaltung erfährt.› (eP, 28. Februar 1935)

In St.Moritz war nicht viel von dieser Wildheit zu spüren, wenn die Zeitung im voraus einen detaillierten Plan des Ablaufs des Frühlingsfestes abdrucken konnte, und wenn die gesammelten Gaben nicht mehr alle dem direkten Konsum zugeführt, sondern zum Teil für einen didaktischen Anlass aufgespart werden sollten. Die Gliederung der Knaben in einer Altershierarchie mit Chargen wie 'Sennen' und 'Stiere', die in allen Gemeinden des Engadins üblich ist, war zwar ebenfalls eine Zähmung von Chalandamarz, aber eine, dank der das Fest überhaupt erst seine Form fand. Der von Erziehern und von der Öffentlichkeit verordnete Ablauf war anderer Art, denn er hatte seine Begründung in dem Bedürfnis, den touristischen Alltag durch nichts stören zu lassen, auch wenn die Hochsaison anfangs März schon vorbei war:

‹In vier Herden aufgeteilt, mit je einem kostümierten Sennen an der Spitze, werden [die Buben] im Laufe des Vormittags das Dorf, am Nachmittage das Bad besuchen, um Geldgaben für die Schulreisekasse zu sammeln. Ein Schülerchor der oberen Klassen wird mit einigen romanischen und deutschen Liedern den Dank der Schule allen gütigen Spendern gegenüber abstatten. Gesungen wird um 11.00 Uhr im Dorf auf dem Postplatz und um 11.30 in St.Moritz-Bad (Nähe Hotel Edelweiss). Die Aussenquartiere von St.Moritz, die für die schwerfälligen Herden zu

abgelegen sind, werden den Besuch der Alpfuhrleute erhalten. Nur diese sowie die vier Sennen sind berechtigt, Geldgaben in Empfang zu nehmen. Die Begleiter der Sennen, die 'Stiere', sammeln in ihren hölzernen Melkeimern das 'Futter' für die hungrige Herde. Man bittet, nur frische Esswaren verabfolgen zu wollen, die nötigenfalls in die Hosentaschen gesteckt werden können; dagegen möchte man von Rauchwaren und alkoholischen Getränken gefl. absehen.› (eP, 29. Februar 1936)

Dass die Art der Gaben festzulegen versucht wurde, zeigt einen weiteren Aspekt der Reglementierung des Festes. Allerdings funktionierte diese nicht durchgehend. Ein Gewährsmann bestand rückblickend auf dem Recht auf Tabakgenuss anlässlich des Chalandamarz: *‹Und dann wurde auch geraucht, das war wichtig. Uns wurde zwar speiübel, aber das gehörte einfach dazu, dass man rauchte, auch wenn die Lehrer und der Schulrat das zu verbieten versuchten.›*

Chalandamarz war ausserdem einer der Anlässe, welche die romanische Sprache wenigstens in Versatzstücken und dank einiger Lieder in St.Moritz öffentlich darstellten, daran erinnerten, dass hier einst eine Sprache dominiert hatte, die unterdessen bloss noch von einer Minderheit gesprochen wurde. Gleichzeitig war das Fest aber auch eine der Gelegenheiten, die eine Integration verschiedener Bevölkerungsgruppen ermöglichte: Wenigstens die männliche schulpflichtige Jugend nahm unterschiedslos am lärmigen Gang durch das Dorf teil. Bedingung für das Mitmachen war einzig die Schulpflicht in St.Moritz. Und wahrgenommen wurde die männliche Jugend bei ihrem gemeinsamen Auftreten in den Strassen der Gemeinden nicht nur von den Bewohnern des Ortes, sondern auch von den Touristen:

‹Wir Einheimischen, die den altvertrauten Brauch Chalandamarz kennen und lieben, wussten gar wohl Bescheid, doch mag mancher fremde Gast verwundert ans Fenster des Hotelzimmers geeilt sein und den Aufzug unserer Schuljugend angestaunt haben. Als dann um 11 Uhr vormittags die Kinder wie ein drängender Bergbach dem Schulhaus entströmten, da stand schon eine harrende Menge davor. Es wurde gefilmt und geknipst von allen Seiten, erst recht, als die Schüler sich zur malerischen Gruppe aufstellten und zu singen anhuben.› (eP, 2.März 1939)

Die Feriengäste waren damit mindestens passive Teilnehmer am Chalandamarz. Ausser der Rolle der Zuschauer und Photographen spielten sie aber auch jene der Spender: *‹Die Touristen, denen wir begegneten, gingen wir manchmal auch um eine Gabe an. Denen machten wir rasch klar, was wir wollten. Und etwas anderes als Geld konnten die ja nicht geben. Obwohl wir wussten, dass wir bei den Fremden nicht hätten betteln dürfen.›* So erinnert sich ein St.Moritzer,

der allerdings betont, dass das Sammeln von Geld und Esswaren ihm weniger wichtig gewesen sei als die Möglichkeit, lärmend durch die Gemeinde zu ziehen. Genau erinnert wird ausserdem die Aufregung vor dem 1. März, bei den Bemühungen, zu einer Schelle zu kommen für den Umzug. Aus einem anderen Dorf wird berichtet, dass Chalandamarz eine der Gelegenheiten war, zu welchen einige der Hotelhallen sich auch den einheimischen Kindern öffneten: *‹Wir wussten, in welche Hotels wir hineindurften, um Lärm zu machen. Bei anderen war das streng verboten.›* Der Tourismus duldete Chalandamarz oder präsentierte ihn als ein Stück Lokalkolorit, das zwar kontrolliert werden musste, an dem sich mindestens ein Teil der Gäste aber auch erfreuen konnte. Darüberhinaus stellte er dem jugendlichen Brauchtum auch Raum zur Verfügung: Der abendliche Tanz für die Kinder, welcher in den meisten Engadiner Gemeinden zu Chalandamarz gehörte, fand unter der Aufsicht von Erziehern und Behörden statt und ging bisweilen in Hotelsälen über die Bühne. In Samedan wurde für den Anlass der Gemeindesaal frei gemacht:

‹Wohlweislich lässt der Schulrat zu diesem Sonntagsereignisse je am ersten Märzsonntage nur Eltern, Vormünder oder kartenlösende Interessenten zu, — sonst 'wer zählt die Völker, nennt die Namen?' Auch letzten Sonntag war wieder Hochbetrieb im Gemeindesaale, und das ganze Festprogramm der Schülerschaft, zusammen mit dem bis abends 11 Uhr dauernden Ball, fand flotte und unterhaltsame Abwicklung. Dieses grosse Jahresfest der Samadner Kinderwelt will niemand missen, - wehe dem, der daran rütteln wollte. «Il luf il sbluotta», hiesse das entrüstete Anathema! So verbrachten Schülerschaft, Lehrerschaft, Eltern und Schulräte einen schönen Sonntag im Dienste unserer Volkssitten.› (eP, 11. März 1939)

Die romanische Bevölkerung von St.Moritz machte im selben Jahr aus dem Kinderfest noch etwas anderes: Unter dem Eindruck der Erhebung des Romanischen in den Status einer Landessprache vom vorangegangenen Winter nutzte sie Chalandamarz als Gelegenheit, sich zusammenzufinden, um dem Gefühl des Zusammenhalts frönen zu können und sich als Gruppe von den übrigen Einwohnern der Gemeinde zu demarkieren. Nicht mehr eine möglichst grosse Integration war hier beabsichtigt, sondern die Stärkung einer sprachlich und historisch sich legitimierenden Minderheit:

‹Die 'Mezza saira' ..., abgehalten im Hotel Steffani, kam bei glänzender Beteiligung zur Durchführung und trug ganz den Stempel eines fröhlich-ungezwungenen familiären Zusammenseins. Die liebenswürdige Aufnahme im Hotel Steffani, die sympathisch zum Anlass passende Musikkapelle Corviglia, an die Seppli-Musik der guten alten Zeit erinnernd, die schönen Engadiner-Trachten der Damen, an die Zeiten unse-

rer Vorfahren gemahnend, der exquisite 'cafè da mezzanot', alles trug dazu bei, einen guten Kontakt unter den Erschienenen herzustellen und die rechte Fröhlichkeit einer «saireda romountscha» aufleben zu lassen. Herr Hans Badrutt hiess die Versammlung mit markanten Worten herzlich willkommen und beschenkte sie mit dem Vortrag von Poesien engadinischer Dichter, insbesondere solcher, die in St.Moritz geschrieben und geschaffen haben. ... Es handelte sich nicht eigentlich um einen Ball, sondern um das Wiederauflebenlassen der alten Engadiner Bräuche. Auch vom Gemeinderat waren Mitglieder eingeladen, mit Freude wurde die Anwesenheit von Herrn Dr. Suter begrüsst. Auch Dr. Oscar Bernhard beehrte den Anlass mit seinem Erscheinen. Dieser Beweis der Sympathie für die Sache wurde ganz besonders herzlich vermerkt. Die Romanen von St.Moritz werden nun jedes Jahr einen Chalanda Marz-Ball begehen, für den der erste Sonntag im März vorgesehen ist.› (eP, 11. März 1939)

Ein solcher Schwung war offensichtlich in die romanische Sache gekommen, dass gleich weitere Anlässe geplant wurden, welche den Zusammenhalt unter den Romanen noch stärken und zur Bewahrung ihrer Sprache beitragen sollten: *‹Das Komitee verdient Dank für seine flotte Arbeit, hauptsächlich Frau Petitpierre-Bernhard, die rührige Initiantin der Veranstaltung. Es sei an dieser Stelle vermerkt, dass das Komitee einen Romanischen Zirkel gründen wird, in dessen Schoss von Zeit zu Zeit Referate in romanischer Sprache gehalten werden.›* Diese Ankündigung vermerkte allerdings auch, dass es dabei nicht *‹um eine Loslösung der romanischen von den anderen Miteidgenossen [gehe], im Gegenteil, wir wollen unsere liebe Sprache und unsere schönen alten Bräuche pflegen und ehren, damit nichs der Vergessenheit anheimfalle.› (eP, 11. März 1939)* Der defensive Ton der Berichterstattung ist zu verstehen als Reaktion auf Stimmen in St.Moritz, welche den romanischen Alleingang kritisch beobachteten. In der Engadiner Post vom 16. Februar hatte ein Leserbriefschreiber gefragt, warum die Romanen denn unter sich bleiben wollten, wo denn im Zeichen der geistigen Landesverteidigung die Solidarität gegenüber den nicht romanischsprechenden Miteidgenossen bleibe, da ja eben diese *‹freund-eidgenössisch ... die Hand geboten›* hätten, indem sie eine weitere Landessprache zuliessen.

Der romanische Versuch zur Belebung regionaler Traditionen war durch eine Bekanntmachung in der Presse gestartet worden, die sehr selbstbewusst getönt und deshalb zur misstrauischen Reaktion von deutschschweizerischer Seite geführt hatte. Aufgerufen worden waren *‹alle alten Familien von St.Moritz sowie ... die neueren Ansässigen romanischer Sprache›* zu einer *‹Organisations-Versammlung zwecks*

Organisation einer Schlitteda mit Chalandamarz-Ball›. (eP, 7. Februar 1939) Die Schlitteda fiel dann zwar dem schlechten Wetter zum Opfer, der Plan zu einer gemeinsamen Schlittenfahrt durch das Dorf und die umliegenden Gemeinden stellt aber einen wichtigen Teil des Rückgriffes auf vor-touristische Traditionen des Oberengadins dar. Was deutschsprachigen Bewohnern des Tals allenfalls als Desolidarisierung vorkommen konnte, war den Romanen gerade eine Stärkung nationaler Tugenden: indem sie sich über ihre Sprache und eine Aktivierung lokaler Traditionen definierten, nahmen sie beispielsweise Stellung zu politischen Stimmen aus Italien, welche sie genau ihres Idioms wegen aus dem schweizerischen Zusammenhang herauszulösen versuchten. Auf lokaler Ebene konnte das, was bezüglich der nationalen Verhältnisse Solidarität bezeigen sollte, die Besinnung auf 'Eigenes' und die Absage an 'Fremdes', aber von Nicht-Romanen als Rückzug empfunden werden, als Segregation einer zum Teil sehr privilegierten Minderheit, die sich ob der drohenden politischen und wirtschaftlichen Verschlechterungen abschottete und interne Kohärenz demonstrierte. Als sechs Jahre zuvor nach längerem Unterbruch zum ersten Mal wieder eine St.Moritzer Schlitteda durchgeführt worden war, hatten noch keine Bedingungen sprachlicher Art oder ein bestimmtes Bürgerrecht die Beteiligung eingeschränkt.

Die Bezüge auf die Vergangenheit waren zwar schon damals ausgiebig hergestellt worden[45], das Unterfangen war aber von einer Gruppe organisiert worden, die sich eher durch sozialen Status als durch eine gemeinsame Muttersprache auszeichnete: Der Reit-Club von St.Moritz verfolgte ausserdem mit seiner Schlitteda Ziele, die nicht nur die Einheimischen betrafen, sondern auch die Gäste im Visier hatten. Die Schlitteda war schon dadurch in den touristischen Zusammenhang eingespannt, dass die Fuhrhaltereien Conrad, Mathis und Degiacomi die nötigen Pferde zur Verfügung stellten; dann war sie aber auch — anders als kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges — sofort und ausdrücklich daraufhin geprüft worden, wie sie von den Gästen aufge-

45 ‹... galt es doch, die Schlitten und persönlichen Ausrüstungen aus all ihren verborgenen Winkeln alter Engadiner Häuser hervorzugraben, zu sammeln und zu equipieren. Bewährte Routiniers standen aber der Sache zu Gevatter, und damit war für ihr gutes Gelingen bereits die beste Gewähr geleistet. ... Das weitgehendste Entgegenkommen des Herrn Gaudenz von Planta in der freundlichen Überlassung von alten Engadinerschlitten, und darunter wahre Prachtsmodelle, sei gleich eingangs nebst demjenigen all der übrigen Gönner mit besonderer Freude erwähnt und auch gebührend verdankt. So liessen sich gegen 30 echte Engadinerschlitten aus Urgrossvaters Zeiten, denen sich noch eine Anzahl weiterer Gruppen aus dem Volksleben anschlossen, zusammenfinden und bemannen. ... Ganz besonders darf es der Engadiner seinem Sinn und Verständnis für die Kultur seiner Väter verdanken, wenn es ihm in dem Ausmasse wie hier gelingt, stets wieder wahrheitsgetreue Bilder aus vergangener Zeit auferstehen zu lassen.› (eP, 7. März 1933)

nommen würde: *‹Der nicht enden wollende Zug setzte sich pünktlich zur festgesetzten Zeit ... in Bewegung und wurde überall durch dichtgedrängte Zuschauerreihen bewundert und bestaunt. Namentlich den noch zahlreich anwesenden Gästen muss er in kulturhistorischer Hinsicht eine wahre Augenweide bedeutet haben...›* Explizit wurde dann auch eine touristische Nutzung der Schlittenfahrten bedacht:

‹Von verschiedener Seite wurde uns dabei die Frage nahegelegt, ob nicht eine gemeinsame 'Schlitteda engiadinaisa' in noch höherem Masse dazu geeignet wäre, das Kulturbild zu vervollständigen und sich somit für alle Zukunft als eine auch propagandistisch zu erfassende grosse Engadiner Angelegenheit zu behaupten. Sie ist zum mindesten des Studiums wert. ... Möge es ... [der Schlitteda] vergönnt sein, sich, sei es nun selbständig oder dann im Rahmen einer grösseren Engadiner-Angelegenheit, für alle Zukunft als spezielle Attraktion zu behaupten.› (eP, 7. März 1933)

Noch deutlicher als Chalandamarz bildeten die Schlittedas eine Tradition, die nicht von Jahr zu Jahr selbstverständlich funktionierte, sondern die von ihren Trägern belebt, neu organisiert und definiert werden musste, um Bestand zu haben. Ausserdem waren die Schlittedas nicht eine allgemeine Tradition gewesen, sondern ein Privileg der lokalen Oberschicht, an Pferde- und Schlittenbesitz gebunden. Dass sie jetzt — als das Auto zur Alltäglichkeit und auch im Winter immer mehr zum wichtigsten Transportmittel geworden war — überhaupt noch durchgeführt werden konnten, dass die notwendigen Schlitten und Pferde zur Verfügung standen, verdankten die Initianten der Wiederbelebungsversuche der touristischen Infrastrukur. Ohne die Pferde und einige Schlitten der Transportunternehmungen wäre eine St.Moritzer Schlitteda gar nicht mehr zu veranstalten gewesen. Dasselbe touristische Gewerbe gab den winterlichen Ausfahrten aber auch eine neue Qualität: Nicht bloss einige Schlitten machten sich auf den Weg über die schneebedeckten Wiesen und Strassen in die anderen Dörfer, es wurde ein richtiger Umzug veranstaltet, welcher neben der Freude der Teilnehmer auch die Bewunderung der Zuschauer beabsichtigte. Es liess sich hier nicht mehr trennen zwischen der Darstellung traditioneller einheimischer Kultur und bewusst zu touristischen Zwecken eingesetzter Folklore. Die Schlittedas vermochten beides zugleich: den teilnehmenden Einheimischen diesen Status zu bestätigen und sich den Hotelgästen als attraktive Erinnerung an ihre Ferien einzuprägen. Weil das öffentliche Leben in den Touristenorten sich immer auch unter den Augen von Kunden abspielte, wurde es immer — mehr oder weniger bewusst — auch auf diese ausgerichtet, an deren vermutete Bedürfnisse angepasst. Noch wenn die Versuche zu einer Aufnahme vor-touristi-

scher Traditionen die Darstellung der Separation zwischen Einheimischen und Gästen zum hauptsächlichen Ziel gehabt hätten, wäre mit diesen Fremden als Zuschauer zu rechnen gewesen. Vielen Einheimischen stellte sich das Problem einer exklusiven, zurückgezogenen Selbstdarstellung aber gar nicht: der Unterschied zwischen ihnen und den Fremden war ohnehin klar. Ohne zum Folklorismus zu verkommen — davor bewahrte sie der luxuriöse Standard eines wichtigen Teils des oberengadinischen Tourismus — stand die Folklore, wie alle anderen Bereiche des einheimischen Lebens ebenfalls, dennoch in einem unauflöslichen Verhältnis zur Hotellerie.

‹Alles hier hat mit dem Tourismus zu tun. Also auch Chalandamarz beispielsweise. Aber ob nun in einem Hotel die Gäste auf dieses Fest aufmerksam gemacht wurden und in einem anderen nicht, das war uns egal. Gäste gabs immer — ausser während des Krieges — und Chalandamarz gab es auch immer. Im Gegenteil. Uns gefiel es, wenn unser Lärm möglichst viel Beachtung fand. Wir hatten deshalb nicht das Gefühl, in die Werbung eingespannt zu sein. Vielleicht waren wir es ja sogar ein wenig. Und vielleicht hätte Chalandamarz hier weniger unter der Kontrolle der Lehrer stattgefunden, wenn der Tourismus nicht so wichtig gewesen wäre. Aber wir blieben. Nur die Gäste gingen wieder.›



Pferde- und Schlittenparade im St.Moritz der Zwischenkriegszeit (Archiv Engadin Press AG, Samedan)



Automobile als Gegenstand öffentlichen Interesses: Wagenparade anlässliche einer St.Moritzer Automobilwoche (1929 oder zu Beginn der Dreissigerjahre) (Schweiz. PTT-Museum, Bern)



Samedaner (?) Knaben posieren anläslich des Chalandamarz (Archiv Engadin Press AG Samedan)

Schluss

Der Fremdenverkehr des Oberengadins versuchte in der Zwischenkriegszeit die für sein Funktionieren notwendigen Grundlagen zu gestalten und modellierte das Verhalten der an ihm beteiligten Personen, Gruppen und Organisationen. Die Anziehungskraft des Tourismus nicht nur auf Gäste, sondern auch auf Arbeitskräfte war gross. Die Integration der Zugewanderten blieb jedoch partiell und auf spezifische Bereiche beschränkt. Da wo wirtschaftliche Bedürfnisse es notwendig erscheinen liessen, bestanden Exponenten von Politik und Wirtschaft auf der Einheit der lokalen Gesellschaft. Um ein Ziel zu erreichen, wurden alle zur Verfügung stehenden Kräfte und Mittel mobilisiert, wusste die Hotellerie sich so in Szene zu setzen, dass sie die allenfalls notwendigen politischen Mehrheiten hinter sich versammeln konnte. Dort allerdings, wo individuelles Verhalten oder die Verfolgung von Gruppeninteressen ohne bedeutenden sozialen Rückhalt erfolgversprechend erschienen, wurden entsprechende Strategien verfolgt. Die lokale Politik und ihre Institutionen — die Gemeinde, ihre Ämter und Behörden, die Parteien und Verbände, aber auch Vereine wie zum Beispiel Sportclubs — sind in der vorangegangenen Darstellung hauptsächlich als Instrumente erschienen, die den touristischen Zwecken dienstbar gemacht wurden. Die Hotellerie wusste sich ihrer zu bedienen und sich dabei gleichzeitig eine demokratische Legitimation zu verschaffen. Sie sah sich — obwohl gleichzeitig auch Forderungen an sie erhoben wurden — von einer Einwohnerschaft getragen, welche eng an sie gebunden war. Das öffentliche Wesen, die politische Gemeinde, war ein Spiegel des in ihr stattfindenden Wirtschaftslebens. So sehr hatte sich die Oberengadiner Gesellschaft dem Kommen und Gehen der Touristen angepasst, dass sich ein jahreszeitlicher Puls herausbildete, nach welchem die Gemeinde funktionierte. Am Veranstaltungskalender von St.Moritz lässt sich ablesen, wie das Jahr in eine Sommer- und eine Wintersaison unterteilt ist, die je eine etwa sechs- bis achtwöchige Hochsaison aufweisen. Insgesamt betrug die Dauer der bedeutenden touristischen Präsenz ein gutes halbes Jahr. In den touristisch weniger intensiven Phasen verdichteten sich die freizeitlichen Aktivitäten der Einheimischen: Der Oktober galt als *‹Saison der Konzerte und Theateraufführungen›. (eP, 27. Oktober 1922)*

Die Abhängigkeit der Gemeinden vom Tourismus konkretisierte sich finanziell: Verschiedentlich hatte die öffentliche Hand — und hauptsächlich jene von St.Moritz — aktiv werden müssen, wenn private Interessen sich gefährdet fühlten oder aus privater Initiative entstandene Einrichtungen nicht die erhofften Gewinne zeitigten. Die Übernah-

me des Museo Engiadinais oder der Bahnen durch den Kreis und durch die Gemeinde sind Beispiele dafür. Gleichzeitig wurden die Infrastrukturaufgaben vor allem durch die Notwendigkeit des Ausbaus und Unterhalts des Strassennetzes so kostspielig, dass der Haushalt von St.Moritz immer wieder Verluste zu verbuchen und öffentliche Anleihen aufzunehmen hatte.

Einer der Vorschläge zur Behebung der finanziellen Misere in der Gemeinde, plante in St.Moritz ein Spielcasino. Logischerweise wurde das Vorhaben unter dem Eindruck der Krise der frühen Dreissigerjahre besonders hörbar vorgetragen.

‹Hoteliers und Geschäftsleute erzielen so schlechte finanzielle Erfolge, dass es immer schwerer wird, die benötigten Mittel zur Bezahlung von Reklame, Steuern usw. aufzutreiben. Immer grösser werden die Schulden und es wird, wenn es noch zwei oder drei Saisons so weiter geht, kaum mehr möglich sein, die Lieferanten und Hypotheken oder Mietzinse zu zahlen. Eine Menge leerer Detailgeschäfte geben ein ungefähres Bild, wie es um den Handel in St.Moritz steht ... ein Kursaal ist in St.Moritz dringend nötig.› (eP, 21. Juli 1934)

Nachdem eine von auswärtigen Personen gegründete 'Kursaal A.-G.' versucht hatte, in Verhandlungen mit der Gemeinde zu treten, um die Erstellung eines Kursaals mit Spielbetrieb in die Wege zu leiten, beschlossen der Gemeindevorstand, der Hotelier-Verein sowie der Handels- und Gewerbeverein gegen die Eintragung der Aktiengesellschaft ins schweizerische Handelsregister beim Kleinen Rat, der kantonalen Exekutive, Einspruch zu erheben und selbst ein entsprechendes Unternehmen zu starten. Die Eingabe wurde vom Kleinen Rat gutgeheissen und dessen Entscheid bald darauf vom Bundesgericht bestätigt (vgl. eP, 19. März 1935). Einen Spielsaal erhielt St.Moritz aber trotz euphorisch geäusserter Interessen daran und zur Freude einiger Gegner und vieler Skeptiker dennoch nicht. Die finanzielle Lage der möglichen Investoren selbst, die ungünstigen Aussichten für den Fremdenverkehr, die Frage des Standortes und bald auch der sich ankündigende neue Krieg liessen — zusammen mit Bedenken über eine Veränderung des Charakters des Touristenortes durch ein Spielcasino — das Projekt scheitern. Die Begründung der Idee mit Bedürfnissen der öffentlichen Finanzen — *‹Woher wird die Gemeinde Geld nehmen, wenn immer weniger an Steuern eingeht?› (eP, 21. Juli 1934)* — waren aber nicht die zentrale Besorgnis der Initianten eines Spielcasinos gewesen, weder der auswärtigen noch der einheimischen. Die Möglichkeit, die Gäste zum Ausgeben von Geld zu bewegen, ohne grosse Gegenleistungen erbringen zu müssen — im Vergleich zur Hotellerie waren die notwendigen Investitionen für Bauten und das Lohnaufkommen eines Spielcasionos gering

—, interessierte Private vor allem für sich selbst und erst in zweiter Linie als Sanierungsmöglichkeit der Gemeindefinanzen. Gerade auch weil partikuläre Interessen so nachdrücklich verfolgt, der öffentlichen Hand gleichzeitig so grosse und unrentable Infrastrukturaufgaben zugeteilt wurden, war St.Moritz in eine missliche Lage geraten. Schon 1922 war *‹die finanzielle Sanierung der Gemeinde das wichtigste Thema, welches, zusammen mit jenem der anstehenden Saison, die aktuelle Situation im Dorf dominiert[e].› (fE, 14. November 1922)* Um die Finanzlage mit den Gemeindebehörden zu besprechen, begab sich sogar die Kantonsregierung nach St.Moritz, und die kommunale Finanzkommission verfolgte einen Sanierungsplan. Bis zum Ende des Jahrzehnts waren die Rechnungsabschlüsse der Gemeinde wieder ausgeglichen. Während der Krise der Dreissigerjahre wurde St.Moritz aber rasch wieder eine finanzschwache Gemeinde. Und der durch den Zweiten Weltkrieg provozierte Geschäftseinbruch brachte es mit sich, dass die Zinsen der Mitte und Ende der Dreissigerjahre aufgenommenen Anleihen nicht mehr ausbezahlt werden konnten. Weil der Kanton keine Garantie für seine Kommune übernehmen wollte, musste sich das Bundesgericht mit der Angelegenheit befassen. Im Juni 1943 kam es schliesslich zu einer Gläubigerversammlung, an der die Obligationäre der Reduktion der Zinsen auf die Hälfte zustimmten. (vgl. Jaeger 1943) St.Moritz war finanziell so geschwächt, dass es seinen Verpflichtungen nicht mehr nachzukommen vermochte. Die Gemeinde erscheint hier nicht so sehr als Organisatorin des lokalen politischen Lebens, das in ihr stattfindet. Vielmehr funktioniert sie als Puffer der Wirtschaft, die sich bis zu deren Erschöpfung öffentlicher Ressourcen bedient. Die politischen Instanzen und Strukturen waren aber nicht einfach die Opfer der örtlichen wirtschaftlichen Spezialisierung. Sie waren auch ein Forum, in dem sich Widerspruch gegen bestimmte Entwicklungen und Zustände ausdrükken konnte. Und sie funktionierte nicht immer nur zum Schutz lokaler Interessen vor auswärtiger Konkurrenz, sondern auch als Mittel zur Kontrolle allzu heftig verfolgter finanzieller Vorteile einzelner Bewohner der Gemeinde. Wahlen und die Behandlung einzelner Sachgeschäfte — Landkäufe und Expropriationen etwa — gaben verschiedenen Interessen innerhalb des Tourismus, nicht nur denen der Hotellerie, Gelegenheiten sich darzustellen. Formuliert wurden Vorstellungen über das Leben in der Gemeinde, Solidaritätsaufrufe und Versuchen, zur Räson zu bringen, wer die ihm zugedachte Rolle in der Öffentlichkeit nicht in der erwarteten Weise erfüllte.

Die Totalität, mit welcher die Hotellerie sich zur Verfolgung ihrer Interessen der politischen Einrichtungen zu bedienen versuchte, zeigte

sich naturgemäss immer wieder am deutlichsten da, wo die Hoteliers ihre Interessen bedroht wähnten. So sehr fürchtete sich die hiesige Hotellerie vor Konkurrenz und der Schädigung ihres Rufs, dass sie nicht einmal andere Übernachtungsarten dulden wollte. Gegen das Vermieten von Ferienwohnungen durch Einheimische, wie es hauptsächlich in den Gemeinden um St.Moritz an Bedeutung gewann, hatte die Hotellerie meistens nichts einzuwenden — bei Grossanlässen forderte sie Private sogar auf, Betten zu vermieten. In Samedan befasste sich 1935 jedoch eine Gemeindeversammlung auch mit der *‹Frage des freien Kampierens in der Nähe des Dorfes während der Sommermonate.›* Es wurde beschlossen, dieses Kampieren nur noch *‹in Ausnahmefällen und unter strikter Kontrolle des Gemeinderates›* zu gestatten, denn *‹durch diese immer mehr aufkommende Unsitte des Kampierens auf freiem Feld geht auch unserer Hotellerie eine gewisse Klientele verloren, die in Krisenzeiten bitter nötig wäre.›* Eine andere Begründung für das Verbot des Übernachtens im Freien ist aber mindestens ebenso interessant. Sie zeigt, dass die Interessen des Hotelgewerbes und der oberengadinischen Gesellschaft der Zwischenkriegszeit nicht nur als wirtschaftliche formuliert wurden:

‹Was hier aber hauptsächlich den Ausschlag für dies ablehnende Verhalten der Gemeinde ... gegeben haben mag, ist vielleicht doch das moralische Moment gewesen, das sich gegen derartige Auswüchse unseres heranwachsenden Geschlechts aufgebäumt hat. Nur kontrollierte und beaufsichtigte Verbände, wie Pfadfinder und andere, die eine gewisse Gewähr für Sitte und Ordnung bieten, sollten, sofern die behördliche Erlaubnis dazu vorliegt, zugelassen werden. Diese Frage ist auch in anderen Oberengadiner Gemeinden zur Sprache gekommen und im gleichen Sinne geregelt worden.› (eP, 19. März 1935)

Der Tourismus erscheint hier — trotz gegenteiliger Behauptung zögernd und eher nebenbei, die finanziellen Interessen schlecht verdeckend - als moralisches Problem. Es wird zwar an einer Kategorie von Gästen abgehandelt und an deren Übernachtungsart, die nicht so recht ins Bild der Hotellerie passt. Dennoch impliziert das Kampierverbot auch das Verhältnis zwischen Gästen und Einheimischen, wenn *‹Gewähr für Sitte und Ordnung›* verlangt wird, denn die Sittlichkeit der Touristen kann ja nur hinsichtlich der ansässigen Bevölkerung wichtig sein. Eine Abgrenzung zwischen den beiden Gruppen ergab sich durch die Funktionsweise der Hotellerie zwar von selbst, eine Differenz zusätzlich darzustellen war aber dennoch ein einheimisches Bedürfnis. Der Wohnbevölkerung der Fremdenverkehrsorte war in der moralischen Argumentation eine Möglichkeit zur Distanznahme von den Touristen gegeben. So wie schon der Plan eines Spielcasinos auch

ethischen Widerspruch erfahren hatte, wurde hier eine Grenze formuliert, um die Toleranz der engadinischen Gesellschaft festzulegen, – eine Grenze, welche Hotelgäste und andere Touristen definierte und einstufte, nicht nur um ihrer Kategorisierung nach Finanzkraft willen, sondern auch, um sich von ihnen absetzen zu können. Die Begriffe 'giasts' (Gäste) und 'esters' (Fremde) waren feste Bezeichnungen für alle ferienhalber anwesenden Personen. Sie bildeten für die Engadiner und die zugewanderten Bewohner der Fremdenverkehrsorte einen personifizierten Anlass zur Formulierung eines Selbstverständnisses. In der Unterscheidung von den Fremden fanden die Einheimischen eine Möglichkeit, über alle Disparitäten hinweg einen ihnen gemeinsamen Nenner zu bestimmen. In der Absetzung von den Gästen und Kunden ergab sich den dauernd im Tal wohnhaften Menschen eine interne Verbindung. Die Bewohner der Fremdenverkehrsorte selbst waren zwar untereinander in vielfältige, sehr verschiedene, hierarchische und auf andere Weise verpflichtende Beziehungen eingebunden; gemeinsam war diesen aber, dass sie nicht bloss auf Kurzfristigkeit angelegt sein konnten. Das Verhältnis zu den Gästen dagegen war ein punktuelles. Exklusiv wirtschaftlich bestimmt, gründete es nicht auf den Möglichkeiten langfristiger Reziprozität, sondern auf dem Wissen um Austauschbarkeit der Personen und notwendigerweise rascher Herstellung der Schuldfreiheit. Erbrachte Leistungen mussten sofort beglichen, erwartete Dienste unverzüglich erbracht werden. Keine anderen als geschäftliche Beziehungen verbanden Einheimische und Fremde. Auch die Regelmässigkeit, mit welcher viele Touristen ins Engadin kamen, wo sie zum Teil sogar über Jahre hinweg in den gleichen Häusern abstiegen, bildete keine Grundlage für andere als geschäftliche Beziehungen. Diese Vorbedingung für den Verkehr zwischen Gästen und Einheimischen prägte die Beziehungen so sehr, dass sie in dieser einen Dimension gefangen blieben. Und eben weil sich diese Beziehungen so sehr von denen zwischen Einheimischen unterschieden — ihnen waren wirtschaftliche Aspekte zwar ebenfalls eine wichtige Basis, aber bei weitem nicht die einzige — musste eine Abgrenzung formuliert werden. Die interne Kohäsion des Oberengadins bestand für viele seiner Bewohner zwar meistens bloss in der Verpflichtung auf die Hotellerie, denn sie waren in erster Linie als Arbeitskräfte hier, die bei schlechtem Geschäftsgang ihre Arbeit verloren und dann wieder wegzogen. Aber der einigermassen stabile Kern der Einwohnerschaft führte ein Leben, das sich bei aller Abhängigkeit vom touristischen Alltag von diesem auch abgrenzt. So erscheint die lokale Gesellschaft als eine, die fast aus-

schliesslich vom Tourismus lebte, der das Bestehen auf den Unterschieden ihrer Mitglieder zu den Touristen aber um so unerlässlicher war.



Die 1938/39 betriebene und 1945 abgebrochene St.Moritzer Funi-Bahn transportierte Personen und Skis von Corviglia nach dem Piz Nair Pitschen (Archiv Engadin Press AG, Samedan)

Bibliographie

Alig, Oscar Der Irredentismus und das Rätoromanische. In: Schweizerische Hochschulschrift, 6: 41-349. 1938.

Ammann, Fred Die grosse Badrutt-Genealogie mit ihren Allianzfamilien Rocco, Saratz, Knaus. Genealogische Kartei dynastischer Hoteliers- und Gastwirte-Familien. Folgeheft Nr. 4. Grenchen. 1976

Anonymus Führer durch das Engadiner Museum. s.l. s.a.

Anonymus Kein Silserseewerk! Noch ein Wort der Gemeinden Silvaplana, St.Moritz, Celerina, Pontresina, Samaden, Bevers, Ponte-Campovasto, Madulein, Zuoz, Scanfs und des Kreisamtes Oberengadin. Antwort der Gemeinden ... auf die sog. Protest- und Verwahrungseingabe der Gemeinden Sils i.E., Stampa, Casaccia, Vicosoprano, Bondo, Soglio und Castasegna an den hohen Bundesrat und an den Kleinen Rat des Kantons Graubünden in Sachen der Silsersee-Bergeller-Wasserwerk-Konzession. s.l. (1928?)

Badrutt, Anton R. Mein Wegweiser. Erinnerungen eines St.Moritzer Hoteliers. s.a. Samedan.

Barberini, Emma L'industrie hôtellière et le tourisme en Suisse de 1914 à 1925. Situation en 1914. La crise provoquée par la guerre et les remèdes qui y ont été apportés. Thèse présentée à la faculté de droit de l'Université de Fribourg. St.Maurice, 1929.

Barblan, G. Landwirtschaft und Fremdenverkehr. Vortrag, gehalten am 21. März 1907 in der Gemeinnützigen Gesellschaft Graubündens von G.B., Lehrer am Plantahof in Landquart. In: Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit, 47. Jahrgang: 27-59, 1908.

Barblan, Peter Das Wort von Sils. Separatdruck aus der 'Engadiner Post', Nr. 10 vom 24. August. 1922.

Barblan, Peter und Johann Dedual Wir wollen das Wasserwerk Silsersee-Bergell, die berechtigten Gemeinden: Sils, Stampa, Casaccia, Vicosoprano, Bondo, Soglio, Castasegna. Protest- und Verwahrungseingabe der Gemeinden Sils i. Eng., Stampa, Casaccia, Vicosoprano, Bondo, Soglio und Castasegna an den hohen Bundesrat und an den kleinen Rat des Kantons Graubünden in Sachen der Silsersee-Bergell-Wasserkraftwerk-Konzession. Chur, 1927.

Bener, Peter Christian und Daniel Schmid Die Erfindung vom Paradies. Ein Spektakel in 5 Akten. Glattbrugg, 1983.

Bernhard, Oscar Meine Stellung zur Silsersee-Frage. Zugleich eine Antwort an Herrn Dr. A. Meuli. Separatabdruck aus der Engadiner Post. St.Moritz, 1919.

Bezirk Bernina ... Rivendicazioni des Engadins und der Talschaften Bergell, Poschiavo und Münstertal. St.Moritz, 1941.

Billigmeier, Robert H. Land und Volk der Rätoromanen. Eine Kultur- und Sprachgeschichte mit einem Vorwort von Iso Camartin. Frauenfeld, 1983.

Blumenthal, M. M. Einige Gesichtspunkte geologischer Natur zur Beurteilung der Silserseefrage. In: Bündnerisches Monatsblatt: 129-143, 1924.

Brunies, Peider Andri Die Geschichte unserer Gemeindeschule. In: Beilage zur Engadiner Post,

Donnerstag 24. September, 1970.

Brügger, Friedrich; R. Gelpke und F. Frey-Fürst Das Engadin und sein Inn und seine Seen. Zur Stellungnahme der Gemeinden Silvaplana, St.Moritz, Celerina, Pontresina, Samedan, Bevers und Ponte-Campovasto, Madulein, Zuoz und Scanfs in der Silserseefrage. St.Moritz, 1923.

Brunnschweiler, Werner Das Engadin als Hochreservoir. Wasserwirtschaftliche Studie. Winterthur, 1925.

Campell, Riet Istorgia dal Museum engiadinais San Murezzan. Scritta dal fundatur. Polykopiertes Typoskript, s.l. 1946.

Catrina, Werner Die Entstehung der Rhätischen Bahn. Dissertation Universität Zürich, 1972.

Dosch, Luzi Die Bauten der Rhätischen Bahn. Geschichte einer Architektur von 1889 bis 1949. Chur, 1984.

Egger, Victor Strukturwandlungen in der Schweizer-Hotellerie. Berner Wissenschaftliche Abhandlungen. Bern, 1935.

Egloff, Peter Neu-Splügen wurde nicht gebaut. Berichte aus Graubünden. Zürich, 1987.

Fischbacher, Marianne So ging man eben ins Hotel ... Domleschger Hotelangestellte im Engadin der Zwischenkriegszeit. Beiheft Nr.1 zum Bündner Monatsblatt. Verein für Bündner Kulturforschung. Chur, 1991.

Fischer, Hans Strassenverkehrswesen in Graubünden 1781-1981. Schiers, s.a.

Flower, Raymond The Palace. A Profile of St.Moritz. London, 1982.

Freudiger, H. Die Kosten der Lebenshaltung in den fünf graubündischen Höhenkurorten Arosa, Davos, Pontresina, Samedan und St.Moritz. s.l. s.a.

Fuchs, Fritz Die bündnerischen Schmalspurbahnen und ihre Bedeutung für den Finanzhaushalt des Kantons Graubünden. Chur, 1938.

Ganzoni, Federico Das Bergell in Nöten. (La Bregaglia angustiata). Kritische Betrachtungen von F.G. Mit einem Vorwort der Vereinigung für Italienisch-Bünden. Ins Deutsche übertragen von E. Gianotti, Chur, s.l. (1921?)

Ganzoni, Gian-Paul Monografia da Schlarigna. Samedan, 1982.

Ganzoni-Campell, Robert Das Oberengadin in seiner Schicksalstunde. Antwort eines Engadiners auf einzelne Punkte der 'Bregaglia angustiata' des Herrn Präsidenten Federico Ganzoni, Bondo. Samedan, 1921.

Gemeinderat St.Moritz Verordnung über die Ausübung des Kutschergewerbes in der Gemeinde St.Moritz. Erlassen vom Gemeinderat am 25. November 1927. St.Moritz, 1927.

Genossenschaft Flugplatz Oberengadin 50 Jahre Genossenschaft Flugplatz Oberengadin, Samedan. Samedan, 1987.

Gelpke, R. Der Silsersee als Ausgleichsbecken. In: Kreisamt Oberengadin: 1926:11-18.

— Ist der Wille der Bergeller Gemeinden zum Bau des Silsersee-Wasserweke gerechtfertigt? In: Anonymus (1928?):34-50.

Golay, Charles 100 Jahre Bergführerverein Pontresina, 1871-1971. Verfasst im Auftrag des Bergführervereins Pontresina von Ch.G., Ehrenmitglied des Bergführervereins Pontresina. s.a. s.l.

Gölden, Hubert Strukturwandlungen des schweizerischen Fremdenverkehrs 1890 - 1935. Dissertation Universität St.Gallen, 1939.

Gruner, Erich Die Parteien in der Schweiz. Helvetica Politica. Schriften des Forschungszentrums für Geschichte und Soziologie der schweizerischen Politik an der Universität Bern. Series B. Vol. IV. 1969.

Gurtner, Hermann Reiseverkehr und Volkswirtschaft Graubündens. In: Zeitschrift für schweizerische Statistik und Volkswirtschaft. 75. Jahrgang: 277-316. 1939.

Handels- und Gewerbeverein St.Moritz Adressbuch der Gemeinde St.Moritz. 1. Jahrgang. St. Moritz, 1933.

Hartmann, B. Ansprache des Präsidenten des Verwaltungsrates der Palace Hotel AG St. Moritz, Dr. B. Hartmann. In: In Memoriam Hans Badrutt. 13. November 1876 - 6. Februar 1953. Gesammelte Grabreden und Nachrufe anlässlich der Trauerfeierlichkeiten beim Hinschiede von Hans Badrutt – Palace Hotel St.Moritz. s.l. s.a.

Hugger, Paul Bündner Fotografen. Biografien und Werkbeispiele. Herausgegeben von P. H. Bündner Kunstmuseum, Chur. Zürich, 1992.

Jaeger, Carl Die Gemeinde als Schuldnerin. Epilog zur Gläubigerversammlung von St. Moritz. Schriftenreihe der 'Schweizerischen Handelszeitung', Nr. 2, 1943.

Jenni, Hans Die ökonomischen Ursachen und Wirkungen konjunktureller Schwankungen im Fremdenverkehr. Dissertation Universität Bern, 1947.

Jilli, Rudolf Geschichte des Skiclubs 'Alpina' St.Moritz. 1903-1924. Denkschrift dem Skiclub 'Alpina' St.Moritz gewidmet von Ehrenmitglied R.J. St.Moritz, 1924.

Jud, Jakob Ist das Bündnerromanische eine italienische Mundart? In: Bündnerisches Monatsblatt: 1917:122-143.

Kaiser, Dolf Das Mini-Imperium des Bergdorfes Samedan. Wirtschaftshistorischer Beitrag über die Vermögenslage alter Geschlechter von der Calvenschlacht bis zum Ersten Weltkrieg. Samedan, 1979.

— Fast ein Volk von Zuckerbäckern? Bündner Konditoren, Cafetiers und Hoteliers in europäischen Landen bis zum Ersten Weltkrieg. Zürich, 1985

Kasper, Peter Olympische Winterspiele 1928 und 1948. Rückblick auf zwei Glanzlichter des Skiclubs Alpina. In: von Planta, s.a.b.: 101-110.

— Erste Flugversuche in Graubünden. In: Bündner Jahrbuch 1961: 105-110. Chur, 1960.

— Erinnerungen an die Olympischen Winterspiele 1928 und 1948 in St.Moritz. In: Bündner Jahrbuch 1978: 89-103. Chur, 1977.

— St.Moritz. 125 Jahre Erholung und Sport. Heilbad seit 3000 Jahren. Zürich, 1989.

Keller, Ulrich Das Elektrizitätswerk St.Moritz. In: Bündner Jahrbuch 1959: 86-91. Chur, 1958.

Konsortium für die Verwertung der Silsersee-Bergeller Wasserkräfte Die Silsersee-Bergeller Wasserkraftfrage. Zusammenfassende Darstellung nebst Ergänzungsbetrachtungen vom 2. Oktober 1926. Chur, 1926.

Kreisamt Oberengadin Das Oberengadin und die Silserseefrage. Kritische Betrachtungen zum abgeänderten Silsersee-Bergeller-Wasserwerk-Projekt. Zur Stellungnahme der Gemeinden Silvaplana, St.Moritz, Celerina, Pontresina, Samaden, Bevers, Ponte-Campovasto, Madulein, Zuoz, und Scanfs in der Silsersee-Frage. Samaden / St.Moritz, 1926.

Lansel, Peider Ni Italians, ni Tudais-chs! Ristampà or dal Fögl d'Engiadina. Favrer-marz 1913.

— Die Rätoromanen. Frauenfeld, 1936.

— La Maison romanche. In: Art & Cité, décembre: 24-29, 1937.

Lardelli, Dora Giovanni Segantini und sein Museum. Der Künstler und die Institution am Schnittpunkt zwischen Süd und Nord. Lizentiatsarbeit. Universität Basel, 1987.

Lenggenhager, Jakob Beitrag zur Verkehrsgeschichte Graubündens mit besonderer Berücksichtigung des Postwesens. Thusis, 1911.

Liebeskind, Wolfgang A. Die romanische Schweiz als nationales Problem. Glarus, 1936.

— La quatrième langue nationale Suisse. In: Voix des Peuples, édition du 15 mars, 1938.

Mani, Benedikt Aus der Geschichte der Demokratischen Partei Graubündens. Chur, 1969.

Maissen, Felici Der Kampf um das Automobil in Graubünden. 1900-1925. Herausgegeben vom Automobil-Club der Schweiz, Sektion Graubünden. Davos, 1968.

Margadant, Silvio Die St.Moritzer Schulhäuser im Lauf der Zeit. In: Beilage zur Engadiner Post. Donnerstag 24. September, 1970.

Margadant, Silvio und Marcella Maier St.Moritz. Streiflichter auf eine aussergewöhnliche Entwicklung. Herausgeber: Gemeinde St.Moritz, Kur- und Verkehrsverein St.Moritz. St.Moritz.

Mathieu, Jon Bauern und Bären. Eine Geschichte des Unterengadins von 1650 bis 1800. Chur, 1987.

— Eine Agrargeschichte der inneren Alpen. Graubünden, Tessin, Wallis 1500-1800. Zürich, 1992.

Meuli, Anton Stellungnahme der Oberengadiner Gemeinden zum Expertengutachten betreffend das Silsersee-Wasserwerk. (An das Tit. Bau- und Forstdepartement des Kantons Graubünden, Chur.) Chur, 1911.

— Die Verwertung der Wasserkräfte im Bergell. Unter Einbezug des Silsersees als Ausgleichsbecken. Eine zusammenfassende Studie über das Silsersee-Bergeller Wasserkraftprojekt 1921, s.l. 1922

Meuli, Richard Le tourisme grison et son rôle dans l'économie cantonale des Grisons. Genève, 1940.

Mohr, Gion Rudolf Erinnerung an meine St.Moritzer Jahre. 1913-1919. St.Moritz, s.a.

Nater, Hans Olympische Winterspiele 1928. In: Terra Grischuna, 5: 14-18, 1986.

Pieth, Friedrich Bündnergeschichte. Chur, 1945.

Pottinger, George St.Moritz. An Alpine Caprice. London, 1972.

Pult, Chasper Nos rumantsch. Quatter conferenzas tgnüdas in Auost 1913 a Zuoz in occasiun del cuors academic da vacanzas. In: Annalas 29: 153-200, 1915.

— Resposta da C.P. al discuors omonim salvà in Milan da Prof. Carlo Salvioni. Extract dal Fögl d'Engiadina, nrs 54ss. 1917.

— Meis testamaint. Samedan, 1941.

Pult, Jon A Centre of Ræto-Romanic Culture in the Engadine. In: Man, vol.XLVII: 116-119, 1947.

Ragaz-Pfeiffer, F. Das Hotelbauverbot und seine Rückwirkungen auf Handwerk, Handel und Gewerbe. Bern, 1918.

Rhätische Bahn Jubiläumsschrift 50 Jahre Rhätische Bahn 1889 bis 1939. Chur, 1939.

Robbi, Rudi Elvira Osirnig — erfolgreiche Rennfahrerin. In: von Planta, s.a.b: 127-128. s.a.

Robertson, Hans St.Moritz. Seine Fremdenindustrie und sein Gemeinwesen. Eine kulturhistorische und volkswirtschaftliche Studie. Samedan, 1909.

Roth, Hermann 100 Jahre Männerchor 'Frohsinn' St.Moritz. Festschrift zur Hundertjahrfeier 1876 - 1976 (unpaginiert). St.Moritz, s.a.

Rucki, Isabelle Das Hotel in den Alpen. Die Geschichte der Oberengadiner Hotelarchitektur von 1860 bis 1914. Zürich, 1989.

Salvioni, Carlo Una lingua moribunda. In: Il Marzocco. Anno XVII, no. 37, 15. settembre, 1921.

— Ladinia e Italia. Discorso inaugurale letto il 11 gennaio 1917 nell' adunanza solenne del R. Istituto Lombardo di Scienze e lettere. Estratto di Rendaconti dell' R.I.L. di Sc.e L. 1917.

Società Nazionale 'Dante Alighieri'. Sottocomitato Studenti. La verità sulla Questione del Ladino nei Grigioni. Milano, 1936.

Simonett, Jürg Verkehrserneuerung und Verkehrsverlagerung in Graubünden. Die 'Untere Strasse' im 19. Jahrhundert. Chur, 1986.

Stampa, Renato Das Bergell. Schweizer Heimatbücher. Bern, 1964.

Stutzer, Beat (Hg.) 'Du grosses stilles Leuchten'. Albert Steiner (1877-1965) und die Bündner Landschaftsphotographie. Photographien aus der Sammlung Herzog, Basel. Und heute? Die Bündner Landschaft in der Sicht von Künstlern und Photographen. Bündner Kunstmuseum, Chur. Zürich, 1992.

Testa, Giovanni 'Guardia Grischa' 1936-1948. In: von Planta, s.a.b: 111-.116, s.a.

Theus, Arno Systematische Untersuchungen der bündn. Bevölkerungsverschiebungen, deren Ursachen und Folgen. Dissertation Universität Bern. Chur, 1938.

Töndury-Osirnig, G. A. Studie zur Volkswirtschaft Graubündens und zukünftiger Ausbau der bündnerischen Wasserkräfte. Samedan, 1946.

Tratschin, R. Zum Geleit. In: Bündner Monatsblatt: 1-2, 1954 a.

— Das Engadiner Museum in St. Moritz. In: Bündner Monatsblatt: 4-11, 1954 b.

Turnverein St.Moritz Der TV St.Moritz. Ein Jahrhundert. Festschrift zum hundertjährigen Bestehen des TV St.Moritz. (unpaginiert). s.l. 1988.

Vellemann, Anton Alchünas remarchas davart l'ortografia e la grammatica della lingua ladina. Samedan, 1912.

Vital, Andrea Controversas ladinas. In: Annalas 33: 186-231, 1919.

von Planta, Albert 50 Jahre Corvigliabahn St.Moritz. 1928-1978. Verfasst im Auftrag der Verwaltungskommission der St.Moritzer Bergbahnen. St.Moritz, s.a. a.

— 75 Jahre Skiclub Alpina St.Moritz. 1903-1978. Verfasst im Auftrage des Skiclubs Alpina St.Moritz. St.Moritz, s.a.b .

von Planta, Robert Melcher e Battisti. In: Annalas 29: 329-331, 1915.

— Rätoromanisch und Italienisch. Separatabdruck aus der Neuen Zürcher Zeitung, Nr. 927 u. 935 vom 24. und 25. Mai. Zürich, 1917.

Wieser, Constant Bündner Gemeinden im Wandel. In: Handbuch der Schweizerischen Volkskultur. Leben zwischen Tradition und Moderne. Ein Panorama des schweizerischen Alltags. Herausgegeben von Paul Hugger. Band 2: 579-600, 1992.

Zeller, Ernst Die Fremdenverkehrspolitik des Bundes. Ihre Begründung und Systematik. Dissertation Universität Bern. Langenthal, 1949.

Zimpel, Heinz-Gerhard Der Verkehr als Gestalter der Kulturlandschaft. Eine verkehrsgeographische Untersuchung am Beispiel der Inner-Rhätischen Alpen Graubündens. München, 1958.

Personenregister

Alig, Oscar *163*
Andreossi, Murezzan *127*
Angst, ? *113*
Bächtold, A. *110*
Badrutt (Familie) *24, 28*
Badrutt, Alfons-Paul *201*
Badrutt, Gaudenz *201*
Badrutt, Hans *126-129, 175, 206, 207, 219*
Badrutt, Johann Caspar *25, 105, 128*
Badrutt, Johannes *201*
Badrutt, Peter *128*
Badrutt-Berry, Maria 25
Barblan, Peter *88, 96, 97*
Baselgia, J. *127*
Battisti, Carlo *162*
Bernasconi, Luigi *158*
Bernhard, Frau *32*
Bernhard, Oskar (auch: Oscar) *85, 92, 98, 181, 182, 184, 219*
Berry, Peter *25, 201*
Bider, Oskar *190*
Bon (Familie) *24*
Bon, Frau *32*
Bon, Hans *32, 74, 75, 124, 206*
Boz, ? *196*
Brander, Josef *194*
Brügger, Friedrich *97*
Bühler, Gion Antoni *160*
Caflisch, Arthur *136, 137*
Caflisch, Leonhard *170*
Calonder, Anna *121*
Calonder, Felix *86*
Campell, Riet *177-183*
Capaul, Sebastian *206*
Carnot, Maurus *214*
Caseel, Chr. *196*
Christoffel, A. *190*
Christoffel, Frau *32*
Christoffel, O. *127, 132*
Cloetta, Otto *132, 139*
Colani, Gian Marchet *7-9*
Condrad (Familie) *68, 71, 72, 220*
Conrad, Peter *124, 201, 205*
Conradin, Chr. *181*
Constam, ? *75*
Dedual, Johann *97*
Degiacomi (auch: De Giacomi), ? *75,121*
Degiacomi (Familie) *68, 220*
Domenig, ? (Gemeinderat) *127*
Dorizzi (Familie) *64*
Eichholzer, Valentin *127*
Engels, Erich *213*
Fairbanks, Douglas *76*
Fanconi, Thomas *121*
Fasciati, Reto *127*
Fluor, ? *127, 132*
Franz Ferdinand, Erzherzog *180*
Fratschöl, ? *121*
Fümm, Gian *102, 103*
Furrer, Herbert *127*
Galland, A. *78*
Ganzoni, Federico, *97*
Ganzoni, Robert *86, 97*
Gartmann, Christian *47, 123, 124, 132, 179, 180, 201*
Genelin, Josef *142*
Giacometti, Giovanni *190*
Gieré, Gaudenz *209*
Gilli (Familie) *24*
Giovanoli, ? *85*
Giovanoli, Arno *122, 127*
Gredig (Familie) *24*
Gredig, P. *180*
Guisan, Henri *205*
Hager, ? *127*

Hartmann, ? *132*
Hartmann, Frau *32*
Hartmann, Nicolaus *177, 179*
Heer, Jakob Christoph 7, 9
Hitler, Adolf *34*
Hoffmann, Camill *32, 111, 180, 182*
Hössli, Anton *180*
Huder-Schumacher, J. *115, 124*
Hunziker, Friedrich *127*
Jecklin, Christian *121, 127*
Jecklin, Fritz *180*
Jilli, Rudolf *32, 126, 127, 132, 170*
Jud, Jakob *162, 163, 166*
Knaus (Familie) *24*
Koller, Karl *74, 177*
König, Caspar *169*
Künzli, N. *78*
Kuoni, A. *110*
Lansel, Peider *100, 162, 163, 165, 176, 183*
Lardelli, A. *110*
Lehmann, H. *179*
Leo XIII *112*
Ludwig, ? *85*
Mani, Benedikt *110*
Martinelli, ? *127*
Mathis (Familie) *220*
Melcher, ? *162*
Meng, Enrico *180*
Menni, ? *190*
Meuli, ? *132*
Meuli, Anton *44, 86, 97, 101, 102, 180*
Minger, Rudolf *208*
Mohr, Gion Rudolf *111*
Mordasini, ? *127*
Mühlbauer, ? *121*
Mühlemann, H. *170*
Müller, ? *126, 127, 132*
Müller, Christian *127*
Mutschler, Lothar *127*
Naegeli, Alfred *32*
Naegeli, F. *170*
Nater, Carl *116-118, 123, 124, 132, 194, 203, 205*
Nay (Familie) *64*
Neuhäusler (Familie) *64*
Opel von, Fritz *75*
Osirnig, Elvira *32*
Oswalda, Ossi *190*
Pedrolini, ? *32*
Perini (Familie) *110*
Perini, ? *180*
Peter, ? *127*
Petitpierre-Bernhard, Frau *219*
Petzi, Gian Flury *127*
Piedermann, Frau *32*
Pilet-Golaz, Marcel *61*
Pini (Gebrüder) *182*
Pinösch (Familie) *24*
Pius XI *112*
Planta von, Gaudenz *220*
Planta von, Robert *162, 163*
Planta, P.C. *180*
Planta-Juvalta, ? *154*
Poltera, ? *127*
Pult, Chasper *161, 164*
Rauch, Men *35*
Rebora, ? *166*
Remarque, Erich Maria *210*
Richter, Hans *212*
Rizzoli, Giuseppe (auch: J.) *121, 122, 127, 170*
Robbi, ? *132*
Robbi, B. *127*
Robbi, Jules *127, 199*
Rocco (Familie) *24, 139*
Rocco, G. *127*
Rominger, ? *211*
Salis, ? *190*
Salvioni, Carlo *162, 163*

Saratz (Familie) *24*
Scheitlin, Walter *127*
Schickler, ? *178*
Schmid, J. *110*
Schorsch, ? *212*
Schuler, Franz *198*
Schwenter, F. *78*
Scotoni, Raphael *212*
Segantini, Giovanni *179, 184, 190*
Signorell, ? *127, 201*
Spiess, Emil *111, 124, 127, 132, 205*
Stauffacher, Werner *211*
Steffani, Gustav *201*
Steffani, Pag. *201*
Steiner, Albert *86*
Stolzenwald, ? *212*
Streng, Frau *32*
Suter, Willy *124, 132, 170, 206*
Testa (Gebrüder) *197*
Testa, Giovanni *158, 197, 211*
Thoma-Badrutt, Emil *74, 77, 78, 127, 132, 194, 203, 219*
Tognoni, Frau *32*
Töndury (Familie) *110*
Töndury-Zender, Gian (auch: Johann). *179, 180, 201*
Torriani (Familie) *68*
Tosio, Bernardo *22*
Tourjanski, ? *212*
Tratschin, Bernhard *121, 127*
Tröger, Karl *124*
Tung, ? *182, 183*
Vassali, Vittore *124, 127*
Venzi, Vitale *158*
Vinzens, Benedikt *124*
Visconti-Venosto (Familie) *181*
Vital, E. *190*
Vital, H. 117, *132*
Vital, Johann *201*
Volland, Johannes *127*
Vonmoos, ? *132*
Wilhelm, ? *112, 127*
Wille, Ulrich *206*
Willi, Georg *112*
Willy, ? *32, 127*
Winkler, Hans *124, 173*